UC-NRLF
B 3 144 902

Digitized by Google

10425

University of California.

FROM THE LIBRARY OF

DR. FRANCIS LIEBER,

Professor of History and Law in Columbia College, New York.

THE GIFT OF

MICHAEL REESE,

Of San Francisco.

1873.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Historisches

Taschenbuch.

Siebenter Jahrgang.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Holzschnitt von Unzelmann. Berlin.

Anna Iwanowna.

Digitized by Google

Historisches Taschenbuch.

Mit Beiträgen

von

Barthold, Böttiger, Raumer, Roepell, Varnhagen von Ense,

herausgegeben

von

Friedrich von Raumer.

Siebenter Jahrgang.

Mit dem Bildnisse der Anna Joanowna und einer Karte des Schlachtfeldes von Deutsch-Wagram.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1836.

DZ
H8
v.7

10425

Digitized by Google

Inhalt.

Seite

I. Die Schlacht von Deutsch-Wagram, am 5ten und 6ten Juli 1809. (Aus persönlichen Denkwürdigkeiten.) Von K. A. Varnhagen von Ense. 1

II. Wilhelms von Oranien Ehe mit Anna von Sachsen. Von K. W. Böttiger. . 79

III. Anna Joanowna. Cabinet, Hof, Sitte und gesellschaftliche Bildung in Moskau und St. Petersburg. Dargestellt von F. W. Barthold. 175

IV. Das königlich preußische General-Ober-Finanz-Kriegs- und Domainen-Direktorium. Von F. von Raumer. . . 397

V. Der erste Kampf der Franzosen und Engländer in Ostindien. Von Richard Roepell. 429

VI. Kaiser Karl V und der Waffenstillstand von Nizza. 1538. Von F. von Raumer. 477

Digitized by Google

Digitized by Google

I.

Die Schlacht von Deutsch-Wagram,

am 5ten und 6ten Juli 1809.

(Aus persönlichen Denkwürdigkeiten.)

Von

K. A. Varnhagen von Ense.

Digitized by Google

Nach den großen Unfällen in Baiern, dem Verluste von Wien, und dem Fehlgehen so mancher Aufstandsversuche, von denen man die größte Erwartung gehegt, mußte die österreichische Sache, und mit ihr die deutsche, diesmal wiederum verloren scheinen; — und urplötzlich, ein paar Tage später, da niemand dies mehr hoffen durfte, stand sie in dem herrlichsten Siegesglanze! Die geschlagenen, ermüdeten, mit allen Nachtheilen eines schleunigen Rückzuges ringenden Truppen hatten den stolzen Gegner bei seinem weiteren Vordringen über die Donau streitfertig aufgenommen, in zweitägiger Schlacht am 21sten und 22sten Mai bekämpft und überwältigt, und über den Fluß zurückgeworfen. Die Schlacht von Aspern erklang weithin durch Deutschland, und erregte mächtig die Gemüther. Napoleon war, seit seinem Auftreten, noch in keiner Schlacht überwunden worden; dies war die erste, die er verlor, und vollständig verlor, im offnen Kriegsfelde, eine große Hauptschlacht. Der Erzherzog Karl zuerst entrang

1 *

dem gewaltigsten Schlachtengewinner der neuern Zeit einen solchen Sieg; und wenn auch späterhin Napoleon wiederholte und größere Niederlagen erleiden mußte, so überließ er doch niemals wieder nur Einem Gegner so ungetheilt den Siegeskranz.

In Berlin, in Schlesien, wo wir durchreisten, war die Begeisterung allgemein; der Zauber der Unbesiegbarkeit, durch die jüngsten Glücksfälle erst recht befestigt, war von Napoleon gewichen, man sah die Möglichkeit durch die That; im vollen Siegeslaufe hatte der Widerstand ihn gehemmt; er war geschlagen, sein Heer zerrüttet, auch er konnte zu Grunde gehen, wie er bisher die Andern zu Grunde gerichtet hatte. Ja, wenn man die Landkarte betrachtete, wie tief im feindlichen Lande, und wie entfernt und fast geschieden von Frankreich, er die mißlichste Lage überstehen sollte, so konnte die Hoffnung schimmern, es wende sich mit ihm schon jetzt zum Untergange, und er habe die Worte an seine Soldaten, im Beginne des Krieges, dies solle sein letzter Feldzug in Deutschland sein, sich selber zum Verhängnisse gesprochen. Wirklich war Tyrol noch im vollen Aufstande, Norddeutschland jeder neuen Bewegung offen, England thätig, Preußen zum Ausbruche geneigt, der Rheinbund selbst nicht sicher, seine Fürsten konnten von Napoleon abfallen, gegen ihn die Volkskräfte sich überall erheben. Man hielt alle günstigen Aussichten, mit denen man sich vor Eröff-

nung dieses Krieges geschmeichelt, abermals, und mehr als vorher, der Erfüllung nahe.

Unter solchen Vorstellungen, Glückwünschen und Verheißungen, setzten wir eilig unsre Reise fort. Zwei unsrer Reisegenossen mußten aber in Schlesien noch zurückbleiben, und wir kamen nur unser vier nach Mähren, mit dessen Boden wir nun unwiderruflich eine neue Lebensbahn betreten hatten. Herrlich sprach uns das Land mit ernsten und heitern, von mächtigen Verhältnissen und großem Zusammenhange zeugenden Eindrücken an. Sonderbar dünkte uns die Stimmung der Menschen, weder lebhaft aufgeregt durch den Sieg, wie wir sie zu finden dachten, noch eigentlich antheillos, wie dieser Mangel an Begeisterung zu fürchten gab. Ein gelassenes Zutrauen schien über Glück und Unglück hinaus sich einer guten Sache versichert zu halten, und für diese pflichtmäßig und treu zu handeln, ohne damit einen ungewöhnlichen Aufwand geistiger Bewegung zu verbinden. Althergebrachtes weitschichtiges Regierungswesen, und das Verhältniß einer größtentheils slawischen Bevölkerung zu diesem, schienen uns, bei näherer Betrachtung, den anfangs befremdlichen Eindruck hinlänglich zu erklären. Auch waren, wo nicht alle verfügbaren, doch die höheren und tüchtigeren Kräfte des Landes schon vorwärts in Thätigkeit; die Besitzer der Herrschaften und Güter, die junge Mannschaft aus den Dörfern und Städten,

die kaiserlichen Beamten selbst, alles war zur allgemeinen Vertheidigung bei Linientruppen oder Landwehr eingerückt, und nur hin und wieder sah man einige schwache Abtheilungen neuausgehobener Truppen, welche gleichfalls zu dem Heere stoßen sollten, und vorher nur nothdürftig abgerichtet wurden.

In Olmütz fanden wir den ausführlichen Bericht über die Schlacht von Aspern, wie er amtlich abgefaßt worden und eben im Druck erschienen war. Begierig griffen wir nach diesem Heft, welches den früheren, eiligen und kurzen Nachrichten zur Ergänzung diente, und uns nunmehr ein deutliches Bild des großen Ereignisses vor Augen stellte. Die sachgründliche Erzählung, zuweilen lebhafter einschreitend, machte auf uns einen begeisternden Eindruck, sie wurde laut vorgelesen, vielfältig überdacht und besprochen; vor- und rückwärts knüpften sich hier die mannigfachsten Betrachtungen für uns an. Als wir den Verlust der Österreicher mit ihrer anfänglichen Stärke verglichen, und das Ergebniß fanden, daß der vierte Mann getödtet oder verwundet worden, lag die Bemerkung nah, daß für eine neue Schlacht in gleichem Verhältniß auch von uns Vieren Einer zu rechnen sei, und ich warf die Äußerung hin, ich würde dieser wohl sein; ich mußte das aussprechen, ohne daß weder ich selbst noch die Andern sich weiter dabei aufhielten.

Wir eilten weiter zu kommen, voll Sorgen und

Unruhe, daß wir etwas Bedeutendes versäumen könnten, da schon die bis dahin dauernde Waffenstille ein Wunder dünkte, dessen Fortsetzung mit jedem Tage sich weniger glauben ließ. Für Marwitz war noch ein besonderer Grund der Eile; ein jüngerer Bruder von ihm war schon früher in das österreichische Heer getreten, bei Aspern verwundet und darauf nach Nikolsburg gebracht worden, wo er schwer danieder lag. Wir fanden ihn in einem üblen, fast hoffnungslosen Zustande. Ihm war aufgetragen worden, mit einer kleinen Schaar gegen feindliches Geschütz anzusprengen, damit dessen Aufstellung und Stärke durch das Abfeuern kund würde; dieser Zweck wurde erreicht, dem edlen Jüngling aber dabei durch eine Kartätschenkugel der Oberschenkel zerschmettert, und kaum hatten die Seinigen ihn vor den Mündungen der feindlichen Kanonen noch aufraffen und zurückbringen können. Den Bruder, so weit von der Heimath in diesem Jammer, und so mancher Hülfe und Pflege doch entbehrend, wiederzusehen, war ein großer Schmerz, der dadurch noch vermehrt wurde, daß dieses Wiedersehen nicht einmal dauernd, sondern nur auf kurze Zeit beschränkt sein konnte. Das Beispiel eines solchen traurigen Voranganges mußte den Eifer der beschlossenen Nachfolge noch anspornen und befestigen; man fühlt sich fremdem Leide wie verpflichtet, dem eignen nun um so williger entgegenzugehn. Da jedoch Marwitz

mancherlei Anordnungen zu treffen hatte, und dabei seine tröstliche Gegenwart dem Unglücklichen gern einige Tage gönnen wollte, wir Andern aber nur müßige Zuschauer sein konnten, so trennten wir uns hier, um jeder nach eignem Rath und Mittel sein ferneres Geschick aufzusuchen. Marwitz war des Eintritts in das Regiment Klenau Chevauxlegers, wo sein Bruder diente, so gut wie gewiß, die Andern hatten ihr Absehen gleichfalls auf die Reiterei gestellt, ich aber dachte bei dem Fußvolk einzutreten, und wollte ein ganz frisches Verhältniß nur durch mich selber finden, daher ich auch alle Empfehlungsbriefe und sonstige Anknüpfungen verschmäht hatte. Wir schieden froh und leicht, und ich zuerst fuhr mit Kourierpferden dem großen Hauptquartiere zu.

Einem Feldwebel, der auf der Landstraße gleichen Weges dahinschritt, war mein Fuhrwerk eine gute Gelegenheit, um schneller fortzukommen, und mir sein Gespräch ganz erwünscht, um von manchen Dingen, die mir jetzt wichtig werden mußten, nähere Kundschaft einzuziehen. Aller Eindruck, den ich bisher von preußischem oder französischem Soldatenwesen gehabt, mußte hier gänzlich schwinden, und ein durchaus verschiedener nahm die Stelle ein. Hier waren alle Bestandtheile und Verhältnisse anders gestellt, wie schon dem flüchtigsten Blick auffallen mußte, und eine zwar in Worten schwer auszudrückende, aber für die Anschauung

unverkennbare Eigenart trat deutlich hervor, die auch in der Folge sich nur bestätigte, und mit dem Namen: ein österreichischer, oder vielmehr, wie aus früherer Gewöhnung noch üblich war zu sagen, ein kaiserlicher Soldat, die ursprünglichste, selbstständigste, und man möchte sagen unveränderlichste Gestalt eines Kriegswesens bezeichnete, das auf der starken Verknüpfung der verschiedenartigsten Völkerschaften und auf der ununterbrochenen Überlieferung von Jahrhunderten ruht.

Mit der frühsten Morgenhelle des 21sten Juni traf ich in Deutsch-Wagram ein, und bevor ich dem Halbschlummer mich völlig entwunden, der in der Nachtfrische über mich gekommen war, fuhr der Postillon bis vor die Wohnung des Erzherzogs, wo die aufgepflanzte Fahne und eine starke Grenadierwache mir sogleich in die Augen fielen. Man glaubte, ich sei ein Kourier, und wollte den Erzherzog eiligst wecken, welches ich nur mit Mühe hindern konnte, indem ich wiederholt versicherte, daß ich keine Botschaft zu überbringen hätte, sondern nur in meinen persönlichen Angelegenheiten käme. Man verstand wenigstens, daß der Generalissimus nicht dürfe gestört werden, und ließ es damit gut sein. Ich aber fand mich in einer sonderbaren Lage. Sämmtliche Gebäude des großen Dorfes waren mit Einlagerung überfüllt, die nächsten alle mit hohen Offizieren oder Kanzleien besetzt, wie

sich an den vielen Schildwachen abnehmen ließ, die fast vor jeder Thüre ausgestellt waren; ein Wirthshaus gab es unter solchen Umständen überhaupt nicht mehr. Da der ganze Ort noch in großer Stille lag, auch einstweilen sich niemand um mich bekümmerte, so suchte ich auf gut Glück in dem nächsten Hause, wo schon einige Bewegung zu blicken war, ein vorläufiges Unterkommen. Ich fand Stabsfouriere dort, die mich gastlich aufnahmen, und mir sogar Theil an ihrem Frühstück anboten. Hier konnte ich mich den neuen Eindrücken und Betrachtungen, die sich aufdrängten, bequem überlassen, und mir den ferneren Verlauf meines Abenteuers in Gedanken festzustellen suchen. Einige Offiziere kamen, und nachdem sich leicht ein Gespräch angeknüpft, sahen sie mich fast schon wie einen der Ihrigen an, und gaben mir guten Rath, den ich aber nicht recht verstehen konnte, auch widersprachen sich ihre Meinungen theilweise. Ich setzte mein Anliegen, jedoch in Kürze, schriftlich auf, und ließ dies Blatt durch dienstwillige Hand höheren Ortes abgeben.

Als die Sonne höher gestiegen und das ganze Hauptquartier lebhaft geworden war, begab ich mich wieder in's Freie. Ich sah mir Deutsch-Wagram und das anstoßende Lager an, und wunderte mich nur, daß ein Fremder, unter Hunderttausenden hier vielleicht der einzige dunkelblau Gekleidete, überall so

ungehindert umhergehen konnte; niemand fragte mich, wer ich sei oder was ich wolle, meinen Paß hatte seit Olmütz noch niemand wieder zu sehen begehrt. Ein wunderbares Gewirr bewegte sich vor meinen Augen. Die unabsehbaren Lagerreihen wimmelten von Kriegsvolk, und in Wagram flossen die Strömungen dieser mannigfachen Regsamkeit zusammen. Alle Truppengattungen und Grade, in den verschiedensten Geschäften und Kostümen, in Kitteln und im Glanze, zur Arbeit, zum Wachdienste, zur Erkundigung von Neuigkeiten und zum Genuß und Verkehr jeder Art, bewegten sich bunt durcheinander hin. Unter den Uniformen in Österreich sind die schönen ganz außerordentlich schön, die der Husaren, Uhlanen und ungarischen Grenadiere gewährten den herrlichsten Anblick; neben diesen nahmen sich freilich manche andre, besonders auch die des deutschen Fußvolks, um so unansehnlicher aus, wiewohl das letztere in größeren Massen zusammenstehend doch auch einen vortrefflichen Eindruck machte. Merkwürdig erschien die Tracht der Generale, die durch hechtblaue Röcke und rothe Hosen das Unscheinbare und Auffallende sonderbar vereinigten. In dem Ausdrucke der Gestalten und Gesichter waren ähnliche Gegensätze wahrzunehmen; zwanglose Beweglichkeit und pedantische Starrheit, muntre Laune und finstrer Ernst, behagliche Trockenheit und wilde Leidenschaft. Deutsche, Franzosen, Wallonen, Slawen,

Italiäner, Madscharen erkannte man weniger im Einzelnen, als vielmehr in dem Ganzen das Gemisch aller dieser. Daß die Verschiedenheit so vieler Völker, Sprachen, Gestalten und Sitten hier in der Gemeinschaft nicht verschwand, aber doch wie von einem höheren Zusammenhange gebunden erschien, war grade das Eigenthümliche dieses kaiserlichen Heeres. Im Allgemeinen konnte man glauben, noch dasselbe Soldatenwesen vor Augen zu haben, welches Schiller im Lager Wallensteins dargestellt hat, und in der That hätten sich nicht nur die ähnlichen Verhältnisse und Vorgänge, sondern großentheils auch noch dieselben Truppenstämme jener Zeit in den heutigen Regimentern nachweisen lassen. Aus den wunderlichen Scenen und altbewahrten Redensarten, welche hier im Vorbeigehen plötzlich die Aufmerksamkeit anregten, wehte mich unterweilen auch die Luft des abenteuerlichen Simplicissimus noch an, jenes einst vielgelesenen Romans aus dem dreißigjährigen Kriege; und als der Generalgewaltiger reitend durch das Lager mir gezeigt wurde, glaubte ich den Rumormeister jener wilden Zeit leibhaftig vor mir zu sehen!

War in dem Hauptquartiere die Bewegung freier, glänzender, und nicht ohne die Zugaben vornehmer und reicher Lebensweise, so ging es dagegen im eigentlichen Lager ernsthafter und stiller zu. Jeder Raum war abgemessen, die Anordnung der Reihen und

Gassen streng beobachtet. Überall war die wachsamste Aufsicht und Ordnung, kein wilder Lärm, kein Streit; die Truppen sah man beschäftigt, theils ihre Waffen und Geräthe in Ordnung zu halten, theils andre Arbeiten zu verrichten, welche der Tag erforderte, am meisten aber mit Exerziren. Vom frühen Morgen an wurden kleinere und größere Abtheilungen eingeübt; denn die erlittenen starken Verluste waren durch junge Mannschaft ersetzt worden, welche nun eilig ausgebildet werden sollte. Diese fleißigen Übungen, und die Pünktlichkeit, mit welcher die mannigfachen Dienstverrichtungen nach eingetheilter Zeitfolge wechselten, gab der kriegerischen Bewegung einen Anschein ruhiger Friedensordnung. Dreimal täglich traten die Regimenter herkömmlich zum Gebet in's Gewehr; immer auf's neue berief der Trommelschlag die Feldwebel und Korporale zum Anhören der auszutheilenden Befehle; wurde Vergatterung geschlagen, so war im Augenblicke die unabsehbare Front schweigsam aufgestellt; die zahlreichen Lagerwachen hielten vorwärts ihre Postenkette besetzt, und nur mit einbrechender Dunkelheit unterbrach ihr wechselseitiger Zuruf die große Stille. Die Truppen lagen sämmtlich unter freiem Himmel; aus der Mitte jedes Regiments erhob sich nur Ein Zelt, welches als Feldkapelle für den Gottesdienst bestimmt war, zugleich aber dem Obersten einen bedeckten Raum darbot; alle übrigen Offiziere, wie die

Gemeinen, begnügten sich mit Erdgruben, denen etwan ein Dach von Rasen und Laubgezweig das Ansehn von Hütten und einigen Schutz gegen das Wetter lieh. Betrachtete man dieses Kriegsvolk in seiner ausdruckvollen Kräftigkeit, gelassenen Bewegung, mäßigen Lebensart und unwandelbaren Gehorsam, so mußte man sich wohl bekennen, ein ausgeprägtes Bild des deutschen Charakters vor Augen zu haben, und wenn man sich gegenüber die französische Beweglichkeit, üppige Lust und entzündbare Leidenschaft dachte, so glaubte man jenen Kräften um so sichrer vertrauen zu dürfen, als sie diesmal von bester Feldherrnhand geführt wurden. Einige Züge, welche den österreichischen Soldaten ganz bezeichnen, mögen als jenen Tagen angehörig hier aufbewahrt stehn. Ein schwerverwundeter Reiter wurde während der Schlacht zurückgebracht, und von begegnenden Kameraden theilnehmend angerufen, wie es ihm gehe? „O recht gut," erwiederte er, „der Feind ist schon im vollen Zurückweichen gegen die Donau hin!" Einem Grenadier wurde das Gewehr in der Hand durch eine Kanonenkugel wie ein Waldhorn zusammengekrümmt, staunend betrachtete er den Schaden, und sagte bedauernd: „Ein so gutes Gewehr!" Einen Trupp Grenadiere, die eben Sturm gelaufen hatten, fragte ein heransprengender Offizier, wo ihr Bataillon sei? „Wir sind das Bataillon," war die schlichte

Antwort; die Andern lagen dahingestreckt. Der einfache Gradsinn macht hier das Erhabene.

An diesem und dem nächsten Tage war ich auch von der Gegend und der eigentlichen Heeresstellung einen bestimmten Begriff zu erlangen bemüht. Die Österreicher standen seit dem Siege von Aspern noch fast auf derselben Stelle, nur hatten sie ihre Linie mehr rückwärts gezogen und in größeren Bogen ausgedehnt. Aspern und Eßlingen lagen weitab vor der Fronte, beide Dörfer jetzt außerordentlich verschanzt, und mit Geschütz und Truppen wohlbesetzt. Die Donau strömte zwischen ihnen und dem Feinde, der hauptsächlich auf der Insel Lobenau, gewöhnlich Lobau genannt, sich festgesetzt und durch große Schanzarbeiten gedeckt hatte. Weiter oberhalb, bei Nußdorf und höher hinauf, war das österreichische Heer mit dem rechten Flügel unmittelbar an die Donau gelehnt, entfernte sich dann schräg von dieser gegen Stamersdorf und Wagram hin, und dehnte seinen linken Flügel, der am fernsten von der Donau war, in das Marchfeld bis nach Markgrafen-Neusiedel aus. Deutsch-Wagram lag fast im Mittelpunkte der Stellung; links von diesem Ort erhebt sich der Boden, und bildet ostwärts eine Hochfläche, die gegen Süden terrassenförmig abfällt; etwa hundert Schritt vorwärts fließt in der tieferen Ebne ein mit Weiden bepflanzter Bach, der Rußbach, welcher von Wolkersdorf her

durch Wagram, Baumersdorf und Markgrafen-Neusiedel sich in das Marchfeld hinzieht. In weiter Ferne, über die Ebne hinweg und jenseits der Donau, erblickte man am nebligen Horizont den Stephansthurm von Wien; und es war ein eigenthümlicher Reiz, die vom Feinde besetzte Hauptstadt täglich vor Augen zu haben, und nicht anders erreichen zu können! Die österreichische Hauptstellung war nicht verschanzt, durch ihre natürliche Beschaffenheit aber vortheilhaft genug, und besonders bot sie, im Fall es hier zu einer neuen Schlacht kommen sollte, der Reiterei in dem weiten Marchfelde den freisten Spielraum. Dagegen waren längs der Donau, besonders bei Aspern und Eßlingen, wo die besten Übergangspunkte zu sein schienen, starke und weitläufige Verschanzungen angelegt. Sich gegenseitig in ihren guten Stellungen beobachtend und festhaltend, ohne viel unternehmen zu können, hatten beide Theile das unnütze Schießen größtentheils eingestellt. Bei der Fortdauer dieser stillen Spannung mußte, so schien es, der Vortheil sich mehr und mehr auf die Seite der Österreicher wenden. Napoleon stand im feindlichen Lande, mitten in einer unruhigen Bevölkerung, die Donau war gesperrt, man fürchtete in Wien schon Mangel an Lebensmitteln, Tyrol war im Aufstande, Steiermark nicht sicher, die Bewaffnung in Ungarn gewann täglich an Stärke und Ausbildung. Durch Entsendungen nach der obern Donau

suchten die Österreicher dem Feinde seine Verbindungen im Rücken noch mehr zu erschweren, die Aufstände zu fördern; abwärts, bei Preßburg, behaupteten sie auf dem rechten Donauufer den starken Brückenkopf, welchen der tapfre Erzherzog Johann gegen die täglichen Stürme der Franzosen ruhmvoll vertheidigte. So konnte das Wort des Erzherzogs Karl, das man sich mittheilte: jeder Tag, den man hier stehn bleibe und den Feind unthätig festhalte, sei als ein Sieg zu betrachten, unter solchen Umständen sehr wohl gelten, besonders da auch die politische Aussicht, die schon zum Theil sich erfüllte, durch Zeitgewinn die günstigsten Wandlungen versprach. Daß vielfachere und raschere Thätigkeit dem Feinde hätte verderblich werden, daß die Vorkehrungen hätten ausgedehnter und eifriger sein können, läßt sich wohl behaupten; indeß muß man bedenken, daß der Geist der Kriegführung wesentlich von dem Körper abhängig ist, mit dem er wirken soll, und daß dieser aus alten Einrichtungen und Gewöhnungen durch den kräftigsten Willen nicht plötzlich zu jeder neuen Brauchbarkeit umgewandelt werden kann. Dies gilt von manchen Vorschlägen, welche zu jener Zeit gemacht wurden, die aber in's Werk zu setzen damals allzu schwierig dünkte. Das Absehen des Erzherzogs Karl war mit Recht auf eine Feldschlacht gerichtet, für welche die Truppen frei verfügbar bleiben, und an keine Ver-

schanzungen gebunden sein sollten, als deren Zweckmäßigkeit für die künftig möglichen Umstände doch nicht voraus zu berechnen war, und deren Vorhandensein dann störend und nachtheilig werden konnte. Jenem wesentlichen Zwecke, das Heer für eine Schlacht in Bereitschaft zu halten, mußte die Hauptsorge des Feldherrn gewidmet bleiben und ihm rastlos zu thun geben, alle übrigen Hülfsmittel konnten erst nach jenem in Betracht kommen, so sehr man auch späterhin wünschen durfte, daß der linke Flügel auf Verschanzungen der Hohenleithen sich gestützt, daß bewaffnete Schiffe die Donau beherrscht, und daß eine Telegraphenlinie zur schleunigen Verbindung zwischen den getrennten Heerestheilen bestanden hätte!

Sehr hatte mich verlangt den Erzherzog selbst endlich zu sehen, wozu die Gelegenheit sich bald darbot, und dann vielmals wiederholte. Schon am ersten Vormittage konnte ich vor seinen Fenstern ihm zuhören, wie er eine Stunde der Muße damit verbrachte, auf dem Fortepiano zu phantasiren, worin er meisterhafte Geschicklichkeit hatte. Nicht lange darauf trat er hervor, stieg zu Pferde und ritt in das Lager hinaus, kehrte zurück, und machte dann einen Gang zu Fuß. Sein Anblick war vortheilhaft und erfreuend. Er sah aus, wie ein tapfrer, biedrer und menschenfreundlicher Mann, der sogleich Zutrauen erweckte, aber auch Scheu und Ehrfurcht gebot, denn

aus dem Feldherrnblicke leuchtete die Macht und Gewohnheit des Befehlens hervor, wie aus den freundlichen Mienen Ernst und Hoheit. Seine kleine schmächtige Gestalt erschien kräftig und gewandt genug, vielleicht durfte man aber aus ihr auch die feinnervige Beschaffenheit erkennen, die man ihm allgemein beimaß. Der Krieg mit seinen Anstrengungen und Rauhigkeiten hatte eine sanfte Anmuth aus diesen Gliedern nicht verdrängen können, wie auch Napoleon bei seinem ersten Auftreten gehabt haben soll, der im Beginn seiner Laufbahn eben so mager gewesen war, jetzt aber stark geworden ein weniger gutes Ansehen hatte. Was aber den Erzherzog besonders auszeichnete, war die völlige Einfachheit und Natürlichkeit seines Wesens, die gänzliche Abwesenheit alles Gemachten und Gespannten; aus der Lässigkeit mancher seiner Bewegungen würde man zuweilen fast auf einen Mangel an Kraft geschlossen haben, hätte nicht das Feuer seines heldischen Auges jeden solchen Gedanken niedergeblitzt. Sein unerschrockener Muth, der stets das Beispiel persönlicher Aufopferung und Verläugnung gegeben, seine menschenfreundliche Sorgfalt, sein gerechter und standhafter Sinn, so wie das Andenken seiner frühen Thaten und Siege, hatten ihm die höchste Liebe des Heeres erworben, die Offiziere hingen ihm eifrig an, die Gemeinen waren ihm unbedingt ergeben, vorzüglich die böhmischen Soldaten,

denen er als Generalkapitain ihres Landes noch besonders angehörte. Wo er sich zeigte, schallte ihm jauchzender Leberuf entgegen, der auf den Vorposten dem Feinde leicht seine Anwesenheit verrieth, aber nicht ganz untersagt werden konnte. Als Generalissimus stand er in einer Macht und Wirksamkeit, wie sie seit Waldstein kein österreichischer Feldherr ausgeübt hatte; durch das ganze Kriegswesen erstreckte sich sein unmittelbarer Befehl; er konnte befördern und entfernen, strafen und belohnen, nach eignem Ermessen; die Führung des Krieges sollte seiner Einsicht durchaus überlassen, alle Kräfte des Staates ihm hiezu verfügbar sein. Nur wegen Ungarns offenbarten sich in diesem Betreff einige Schwierigkeiten, und auch andre geheime scheinen den bedungenen Rechten schon im Beginn störend entgegengewirkt zu haben.

Schon zwei lange Tage hatte ich mich in dem Hauptquartier und Lager umgetrieben, und der wüste Zustand, in welchem ich mich fühlen mußte, wurde mit jeder Stunde unerträglicher. Auf meine schriftliche Eingabe war mir durch Mißverstand eine verkehrte Antwort zugekommen; dagegen hatte ein Flügeladjutant des Erzherzogs, Major Graf von Cavriany mir sehr freundlich und theilnehmend mündliche Auskunft und Anleitung gegeben, mich dem Obersten von Oberndorf empfohlen, welcher das Regiment Reuß-Plauen befehligte, und über das Wunder scherzte, daß

nun doch wirklich einige Deutsche in Folge der Aufrufe des Kaisers und des Erzherzogs sich zum Kriegsdienst einfänden; er bedauerte, daß bei seinem Regiment alle erledigten Offizierstellen eben erst wieder besetzt worden, meinte jedoch, dies habe noch nicht bei allen Regimentern geschehen können, und versprach mir deßhalb Erkundigung einzuziehen. Er machte mich auch mit seinem Regimentsinhaber, dem Feldzeugmeister Fürsten von Reuß-Plauen bekannt, und dieser treffliche Mann bezeigte mir gleich das größte Wohlwollen. Indeß verging ein dritter Tag, ohne daß sich etwas entschied; ich hatte aber die Freude, Willisen eintreffen zu sehen, mit dem ich weite Spaziergänge machte, wobei wir uns in allerlei Betrachtungen ergingen, und die allgemeinen und persönlichen Verhältnisse vielfach überlegten. Er begab sich dann zu dem General Grafen von Carneville, um in dessen Freischaar einzutreten, die rückwärts von Wagram, bei Bockfließ, errichtet wurde. Mich aber rief, da meine Gedanken fast schon andre Richtung nahmen, der Oberst von Oberndorf unvermuthet an, und wies mich zu dem Obersten des Regiments Vogelsang, das links von Wagram auf der obenerwähnten Terrassenhöhe lagerte; dort, meinte er, würde ich sogleich zum Dienst eintreten können. Dieser Oberst war der Graf zu Bentheim, aus Westphalen, ein noch junger Mann, von schönem Ansehn und einnehmendem Wesen, der

durch seine Auszeichnung in der Schlacht bei Aspern so früh zu der ansehnlichen Befehlshaberstelle gelangt war. Ein kurzes Gespräch setzte mein Verhältniß leicht in's Klare, der Oberst war sehr zufrieden mich in sein Regiment aufzunehmen, ernannte mich zum Fähnrich, und gab mich zu der ersten Kompanie, die der wackre Hauptmann von Marais befehligte. Ich erkaufte die Equipirung eines bei Aspern gebliebenen Offiziers, vertauschte den Hut mit dem Tschako, schnallte die breite Degenkuppel mit dem kaiserlichen Doppeladler um den Leib, machte mit den Offizieren nähere Bekanntschaft, und schlief die erste Nacht in der Erdhütte neben meinem Hauptmann und noch einem Offizier, als hätte ich nie ein anderes Verhältniß gehabt!

Die nächsten Tage hingegen waren schwer und öde. Die große Sommerhitze hatte Laub und Gras verdorrt, die Weiden des Rußbaches waren längst entblättert und zum Theil entrindet, auf der endlosen Ebene zeigte sich nirgends ein Schatten, nur dunkle Staubwolken, von Stoßwinden plötzlich herangeführt, verhüllten augenblicklich den Sonnenhimmel, und überschütteten alles mit heißem Sandregen. Man mußte das Exerziren einstellen, und verkroch sich in die Erdhütten. Der beste Wille der Kriegskameraden brachte doch nur eine traurige Unterhaltung zuwege. Gesichtspunkte und Antriebe, die wir Norddeutschen für diesen Krieg hatten, waren hier größtentheils fremd; man

sah in dem Kriegshandwerk ein erwähltes Fach, dessen Vortheile man geltend machte, man rechnete die zu hoffenden Beförderungen aus, man rühmte das Garnisonleben in Prag. Der Oberst allein kannte Gentz und wußte von Friedrich Schlegel, den Andern waren dies unbekannte, bedeutungslose Namen. Das Regiment war überdies ein böhmisches, und die meisten Soldaten sprachen nur diese Sprache. Begeisterung und Poesie mußten hier völlig erlöschen; auch selbst die der Gefahr fehlten für jetzt; weit und breit fiel kein Schuß, alles war in tiefster Ruhe. Man zweifelte, daß noch eine bedeutende Waffenentscheidung vorfallen würde, man sprach vom nahen Frieden, und wünschte ihn. Daß unterhandelt wurde, stand außer Zweifel; französische Beauftragte waren wiederholt in Wagram gesehen worden, selbst seinen Vertrauten Duroc wollte man von dem Kaiser Napoleon mit Vorschlägen an den Erzherzog Generalissimus abgeschickt wissen. Ich konnte die Niedergeschlagenheit, die ich hievon empfand, nicht verhehlen; in meinem Unmuthe muß ich mich ganz verzweiflungsvoll, und den Wunsch, wieder fortzugehn, sehr heftig ausgedrückt haben, denn der Hauptmann von Marais eröffnete mir mit großer Theilnahme, wenn dies mein Ernst sei, so könne mir vielleicht noch geholfen werden, er zweifle, daß ich höheren Ortes schon gemeldet sei, und so könne der Oberst wahrscheinlich noch ohne

fremdes Zuthun mich entlassen. Mir fuhr der Gedanke durch den Kopf, zu dem Herzoge von Braunschweig=Oels zu gehen, von dessen Unternehmungen die Rede war, oder zu dem Major von Nostitz, des Prinzen Louis Ferdinand von Preußen gewesenem Adjutanten, der an der Gränze von Franken eine Freischaar sammelte; von diesen Beiden sagte man laut, sie würden keinen Frieden machen, sondern lieber wie Schill auf eigne Hand zu Grunde gehen. Es war aber zu spät; bereits in die Listen eingetragen, hätte ich ein förmliches Abschiedsgesuch einreichen müssen, was während der Kriegszeit unthunlich war. Der Oberst, dem ich meine Unruhe nur im Allgemeinen, nicht aber in ihren besondern Gründen zeigen mochte, wußte nicht, was er von mir denken sollte; über die Waffenruhe und den Friedensanschein aber, die ich verwünschte, suchte er mich zu trösten, und meinte, mit jedem Tage könne sich das ändern, worüber niemand froher sein würde, als er selbst. Ich blieb also einstweilen wo ich war.

Die schlimmste Prüfung war in der That schon überstanden. Nach einem heißen, langweiligen, verzehrenden Tag, der nur eben solchen wieder erwarten ließ, erscholl am 30sten Juni Abends plötzlich von der Donau her Kanonendonner, dem Gemüth eine labende Erfrischung! Eine Parthei Franzosen, so vernahm man bald, waren von der Lobau mittelst

Kähnen auf eine kleine Aue, die Mühleninsel genannt, übergegangen, die sich nur noch durch einen schmalen Arm von dem linken Donauufer scheidet; sie legten eine Brücke auf dieses Ufer herüber und beschützten dieselbe durch einen kleinen Vorwall; unsre Batterien bei Eßlingen wollten dem Feinde diese Ausbreitung nicht gestatten, und seine nächsten Kanonen auf der Lobau feuerten nun ebenfalls. Die Unterhandlungen, hieß es, seien abgebrochen, der Kaiser Napoleon habe seine Truppen zusammengezogen, um neuerdings mit ganzer Macht überzugehen und eine Schlacht zu liefern. Die Beharrlichkeit des Erzherzogs Generalissimus in seiner Stellung mußte sich hiedurch gerechtfertigt zeigen, da der Feind keine bessere Gegend für seinen Versuch wußte, als diese gegen ihn vorbereitete und vertheidigte. Mit einbrechender Nacht sahen wir in der vor uns liegenden Ebene die Alarmstangen brennen, und das ganze Lager gerieth in Bewegung. Der Kanonendonner verstummte zwar nach einiger Zeit, allein um 1 Uhr nachts erhielten die auf der Anhöhe bei Wagram lagernden Regimenter den Befehl, in der Stille anzutreten, und rückten schweigend etwa anderthalb Stunden gegen die Donau hinab; der erste, zweite und dritte Heertheil lagerten daselbst zwischen Breitenlee und Stadt=Enzersdorf, der vierte Heertheil stellte sich bei Wittau, die Reiterei bei Rasdorf; jeden Augenblick erwarteten wir, daß der Feind angreifen

würde; das Kanoniren erneuerte sich von Zeit zu Zeit; allein die Franzosen rückten nicht vor, sondern begnügten sich, ihre begonnene Brückenschanze zu vollenden. Der Erzherzog begab sich zuerst nach Rasdorf, sodann nach Stadt-Enzersdorf, und bestieg den dortigen Thurm, um die Anstalten des Feindes zu überschauen, darauf nahm er sein Hauptquartier in Breitenlee. Indeß mußte bald klar werden, daß die Anstalten an dieser Stelle für einen ernstlichen Übergang zu unbedeutend blieben; es war offenbar, daß der Feind hier nur die Aufmerksamkeit beschäftigen wolle, und daß er seinen wahren Übergang entweder oberhalb bei Nußdorf, oder unterhalb in der Gegend von Ort vorhabe, wobei das österreichische Heer in seiner jetzigen Stellung sogleich die rechte oder linke Flanke bloßgeben würde; daher schien es vortheilhafter, bei der Ungewißheit, welchen Punkt der Feind wählen werde, die rückwärtige Stellung wieder einzunehmen, aus welcher man frei und leicht nach jeder nöthigen Richtung hervorbrechen könne. Diesem Rathschlusse zufolge erhielten wir am 3ten Juli mittags unvermuthet Befehl, wieder in unsre vorige Stellung bei Wagram zurückzukehren. Dieser Vor- und Rückmarsch ist in dem österreichischen Bericht unerwähnt geblieben, und doch war die Vorwärtsbewegung nicht gleichgültig; sie erlegte dem Feinde gleichsam eine Schlacht in ähnlichen Verhältnissen wie die von Aspern auf, während unser Rückmarsch ihm

statt jener Enge die erwünschtere Ausdehnung freigab, in welcher die Schlacht von Wagram möglich wurde. Da diese verloren ging, so konnte man nachher bedauern, zu ihrer Entwickelung den Raum gegeben zu haben, den man, wie es schien, gleich anfangs versagen, wenigstens mit Vortheil streitig machen konnte, wenn man näher an der Donau den Kampf aufnahm.

Der Anschein, als solle das Leben der vorigen Tage, ohne andern Inhalt als Sonnenbrand und Staubwolken, auf's Neue fortgehen, dauerte diesmal nicht lange. Von den Absichten des Feindes hatte man keine zuverlässige Kenntniß, nur unsichere Vermuthungen, doch deuteten alle seine Anstalten auf irgend ein großes Unternehmen. Die Befestigungen der Lobau, die Herstellung und Sicherung der Hauptbrücken über den großen Arm der Donau, die Anlegung vieler Verbindungsbrücken zwischen der großen und den kleinern Inseln, die fortgesetzte Arbeit an Zimmerwerk und Schiffen, die Instandsetzung der Wege auf der Lobau, die Anfuhr von Geschütz und Pulverwagen, alles dies konnte nicht verborgen bleiben, am entscheidendsten aber waren die Bewegungen der Truppen, die von der obern und untern Donau sich hieherzogen; unter andern sah man vom Bisamberge aus am 2ten Juli das sogenannte italiänische Heer in jener Richtung anrücken. Der Erzherzog Generalissimus beschloß, das Unternehmen des Feindes

zu zerrütten, dem Hauptangriffe zuvorzukommen, und ihm den Rückhalt zu verderben, den die Lobau darbot. Die österreichischen Abtheilungen an der obern Donau hatten Befehl erhalten, den Feind lebhaft zu beunruhigen; desgleichen der Erzherzog Johann, mit seiner Hauptstärke aus dem Brückenkopfe von Preßburg auf das rechte Ufer der Donau hervorzubrechen; jetzt wurde diesem am 4ten Juli um 7 Uhr abends der Befehl gesandt, seine Truppen wieder auf das linke Ufer herüberzuziehen, und sogleich bis Marcheck vorzurücken, um für den Fall einer Schlacht auf die rechte Flanke des Feindes wirken zu können. Auch bei uns war ein kräftiges Eingreifen angeordnet. Am 4ten Juli abends erhielten wir die Weisung, wenn in der Nacht kanonirt würde, bis Tagesanbruch in Ruhe zu bleiben, dann aber marschfertig zu sein. Wirklich begann, sobald es dunkel geworden, vor uns an der Donau ein heftiges Geschützfeuer, der Himmel leuchtete immerfort von den Blitzen der Kanonen, von den Wurfbahnen der Bomben und Granaten; fast zwei Stunden dauerte der Wetteifer von beiden Seiten, denn die Franzosen hatten fast gleichzeitig auch ihren Angriff unternommen, und während wir ihre Werke auf der Lobau zu zerstören dachten, die Zerstörung der unsrigen und die Einäscherung von Stadt-Enzersdorf vorbereitet. Das österreichische Geschütz vermochte wenig gegen die starken Werke der Lobau; die französische Mannschaft

auf der Mühlau, welche als vermuthlicher Übergangspunkt am heftigsten beschossen wurde, legte sich nieder und litt nicht viel. Dagegen zeigte sich die Wirkung des feindlichen Angriffs bald nachtheilig; in seinem Zwecke lag zusammenhängendere Absicht und stärkerer Nachdruck; sein Geschütz war zahlreicher und wirksamer; in kurzer Zeit stand Stadt-Enzersdorf in Flammen, und unsre Batterien strebten fruchtlos gegen die feindliche Übermacht. Nachdem die Gegend eine Zeit lang durch den Brand der kleinen Stadt erhellt gewesen, verdunkelte sich der Himmel mit schwarzen Gewitterwolken, der Regen strömte nieder, die Flammen minderten sich, das Geschütz feuerte seltner und verstummte zuletzt völlig. Ein furchtbares Sturmgewitter, wie niemand ein ähnliches erlebt zu haben meinte, wüthete nun über das weite Marchfeld, das von dem Gekrach des Donners erbebte, und im Brausen der Regenfluthen und dem Geheul des Windes so ertoste, daß daneben auch das Geschütz hätte verhallen müssen.

Den Feind, dessen Vorsatz fest und reif und dessen Hülfsmittel bereit waren, mußte diese Sturmnacht äußerst begünstigen. Er hatte die neben der Lobau stromabwärts auf dem linken Ufer über Mühlleithen und Wittau sich erstreckende Fläche zum ersten Antritt seines Überganges ersehen, wo seine Truppen ungehindert Fuß fassen und im Angesichte des Brandes von Stadt-Enzersdorf sich rechtshin ungehindert entwickeln

konnten. Diese Richtung hatte man österreichischerseits am wenigsten möglich erachtet; sie war kühn und gefahrvoll, besonders wenn der vierte österreichische Heertheil bei Wittau stehen blieb, oder sogleich wieder dorthin vorrückte; es gehörte zu ihrem Erfolge die ganze Meisterschaft der gründlichen Anordnungen und zutreffenden Berechnungen Napoleons, die sichere Ausführung aller seiner Befehle durch eben so strenge als geschickte Werkzeuge, die Schnelligkeit und Kraft, welche dadurch seinen Bewegungen verliehen war. Er rechnete darauf, den bedenklichen Augenblick schon überstanden zu haben, bevor der Gegner ihn benutzen könnte. Schon um 10 Uhr abends ließ der General Oudinot 1500 Voltigeurs unter der Anführung des Generals Conroux übersetzen; sie wurden von dem Obersten Baste mit 10 Kanonierschaluppen begleitet, deren Feuer die Landung beschützte. Die österreichischen Vorposten zogen sich aus den Schanzen, welche sie hier aufgeworfen und mit einigen Feldstücken besetzt hatten, ohne Verlust zurück, und der Feind konnte sich vor Mühlleithen auf der Schusterwiese und dem Hanselgrunde festsetzen. Gleichzeitig war der Oberst Sainte-Croix, Adjutant des Marschalls Massena, mit 2500 Mann übergeschifft und weiter abwärts bei Schönau gelandet. Hierauf wurden in der Eile 6 Brücken geschlagen, zu denen alle Geräthschaft fertig gehalten war. In raschem Laufe zog zuerst das Fuß-

volk des Marschalls Massena, nebenan dessen Reiterei und Geschütz, auf das linke Ufer, weiter abwärts die Truppen des Marschalls Davoust, des Generals Oudinot; still und geordnet nahmen sie ihre vorherbestimmten Stellungen. Um 3 Uhr morgens standen mehr als 40,000 Mann zusammengedrängt bei Mühlleithen, während die übrigen Truppen eiligst nachrückten; erst um Mittag trafen die letzten ein, während die vordersten schon im vollen Gefecht und Vormarsch waren. Die anfängliche Schlachtordnung war folgende. Im ersten Treffen als linker Flügel, zunächst der Donau, der vierte Heertheil, unter dem Marschall Massena; als Mitte der zweite Heertheil, von dem General Oudinot befehligt; als rechter Flügel, gegen Wittau, der dritte Heertheil, unter dem Marschall Davoust; hinter diesem, als zweites Treffen, die Truppen des Marschalls Bernadotte oder der neunte Heertheil, das italiänische Heer unter Anführung des Vicekönigs Eugen, und der eilfte Heertheil des Marschalls Marmont; als Schluß und Rückhalt die Garden und die Kürassiere. Die ganze Streitmacht Napoleons betrug hier mehr als 160,000 Mann, worunter 15,000 Mann Reiterei nebst 600 Kanonen. Übergang und Aufstellung waren mit bewundernswerther Schnelligkeit und Haltung im Sturm und Regen und bei größter Dunkelheit begonnen, wie nachher im vollen Tagesglanze vollendet worden.

Die erste Morgenfrühe des 5ten Juli beleuchtete dieses gelungene Ergebniß; der Sturm hatte sich inzwischen gelegt, die Sonne versprach einen heitern Tag, und nach 4 Uhr erhob sich mit erneuter Gewalt der Donner des Geschützes. Neue Rauchsäulen stiegen aus Stadt-Enzersdorf empor, der Marschall Massena ließ durch seine Adjutanten Sainte-Croix und Pelet den Ort wiederholt angreifen, den ein Bataillon des Regiments Bellegarde tapfer vertheidigte, aber der Oberst Sainte-Croix endlich wegnahm; ebenso wurde das Schloß Sachsengang zwischen Mühlleithen und Wittau nach kurzem Widerstand erobert. Ein Theil der österreichischen Vortruppen unter dem General von Nordmann bedrohte, über Rutzendorf anrückend, noch einen Augenblick die rechte Flanke der Franzosen, allein der General Oudinot drängte sie bald zurück, und unaufhaltsam entfaltete sich nun die Angriffslinie Napoleons, überall durch zahlreiches vorangehendes Geschütz bezeichnet. Der Marschall Davoust drängte die österreichischen Vortruppen von Großhofen zurück, und zog rechts von Rutzendorf gegen Markgrafen-Neusiedel heran, seine äußerste Rechte durch zwei Dragonerdivisionen unter den Generalen Grouchy und Pully so wie durch eine Division leichter Reiterei unter dem General Montbrun gedeckt; die Mitte unter dem Marschall Bernadotte wandte sich gegen Pysdorf und Rasdorf; der Marschall Mas-

sena rückte rechts gegen Breitenlee vor, links hielt er sich an der Donau, und besetzte, nach Maßgabe, daß sie geräumt wurden, die österreichischen Verschanzungen von Eßlingen und Aspern. Diese Verschanzungen, gegen die Lobau gerichtet, waren im Rücken offen, und durch die Bewegung des Feindes jetzt überflügelt nicht mehr haltbar; sie wurden nur langsam verlassen, und sogar die schwersten Geschütze ruhig mit fortgeführt.

Der Erzherzog Generalissimus hatte den raschen und unter Begünstigung der stürmischen Nacht so glücklich gelungenen Übergang nicht mehr hindern können; die feindliche Stärke hatte nicht nur Fuß gefaßt, sondern sich auch schon beträchtlich ausgebreitet und zum ferneren Angriffe günstig geordnet; ihre sämmtlichen Heertheile waren in zusammenhängender Bewegung, überall wechselseitiger Unterstützung fähig und versichert; die österreichischen Heertheile aber standen noch viel zu weit auseinander, als daß sie dem so rasch entwickelten Feinde gleich mit gehöriger Macht hätten entgegenrücken und ihn gegen die Donau zurückwerfen können. Die Gesammtstärke der Österreicher betrug nicht voll 100,000 Mann, nebst 410 Stück Feldgeschütz; die Truppen waren in nachfolgender Weise eingetheilt. Eine Vorhut von allen Waffen, unter dem Befehl des Feldmarschalllieutenant von Nordmann hatte vorwärts an der Donau gestanden, weiter hinauf lehnte sich an den Strom rechts der sechste

Heertheil unter dem Feldmarschalllieutenant Grafen von Klenau, welcher dem Freiherrn von Hiller, mit dem der Oberfeldherr unzufrieden war, in dieser Befehlführung abgelöst hatte; weiter zurück hielt der fünfte Heertheil unter dem Feldzeugmeister Fürsten von Reuß-Plauen die Umgegend des Bisambergs besetzt; dann folgte linkshin rückwärts der dritte Heertheil unter dem Feldzeugmeister Grafen von Kolowrat bei Hagenbrunn, hierauf die von sämmtlichen Regimentern zusammengezogenen Grenadiere unter dem Feldmarschalllieutenant von Prochaska bei Säuring, und bei Breitenlee die Masse der Reiterei unter dem General der Reiterei Fürsten von Liechtenstein; ferner bei Wagram der erste Heertheil unter dem General der Reiterei Grafen von Bellegarde, und in derselben Richtung angeschlossen bei Baumersdorf, der zweite Heertheil unter dem Feldmarschalllieutenant Fürsten von Hohenzollern, und der vierte Heertheil bei Markgrafen-Neusiedel unter dem Feldmarschalllieutenant Fürsten von Rosenberg. Es wären daher zu jenem Zwecke nur die drei Heertheile hinter dem Rußbach nebst der Reiterei zur Hand gewesen, die Grenadiere nicht sogleich, und die beiden Heertheile am Bisamberge standen noch fast zwei Meilen entfernt. Unter diesen Umständen sah sich der Erzherzog Generalissimus genöthigt, die Schlacht nicht an der Donau, sondern erst weiter rückwärts anzunehmen, die Zeit des Anrückens der

Franzosen zur Zusammenziehung seiner Kräfte zu verwenden, und in der vortheilhaften Stellung, die er zwischen Stamersdorf und Markgrafen=Neusiedel einnahm, den ersten Stoß abzuwehren, dann aber mit aller Stärke selbst anzugreifen, sich vorzugsweise auf den linken Flügel des Feindes zu werfen, ihn von seiner Brückenverbindung abzudrängen, und durch das unerwartete Eintreffen des Erzherzogs Johann in der rechten Flanke und im Rücken des Feindes den Hauptschlag zu thun. In diesem Sinne traf er alle Anordnungen. Die Vortruppen hatten den Befehl, so wie auch die längs der Donau vorgeschobenen Abtheilungen des sechsten Heertheils, sich fechtend zurückzuziehen, und sich, jene dem linken Flügel, diese dem rechten der Hauptstellung anzuschließen. Der vierte Heertheil und die Grenadiere wurden aus ihrer zu großen Entfernung näher herangezogen, um hiedurch den weiten Halbkreis, welchen das Heer bildete, enger zusammenzuziehen. Die an die obere Donau bei Krems und Linz entsendeten Truppen waren zu fern, und in jenen Gegenden, besonders wenn der Feind eine Niederlage erlitt, zu wichtig, um auch sie herbeizurufen; dagegen wurde dem Erzherzog Johann am 5ten Juli früh morgens nach Preßburg ein neuer Befehl gesandt, mit allen dortigen Truppen ungesäumt aufzubrechen, über Marcheck heran zu marschiren, und in Gemeinschaft mit dem linken Flügel des Heeres

an der Schlacht Theil zu nehmen. Derselbe Befehl wurde gleich darauf nochmals wiederholt, weil die Besorgniß, daß der linke Flügel des Heeres, der keinen rechten Stützpunkt hatte und seitwärts bloßgegeben war, bis zur entscheidenden Stunde einen schweren Stand haben könnte, das Herbeikommen frischer Truppen auf dieser Seite noch besonders zu beschleunigen fand. Der am 4ten Juli abends nach Preßburg abgesandte Kourier war am 5ten früh dort eingetroffen, die folgenden kamen ebenfalls ungehindert an; aus den zurückkehrenden Nachrichten ergab sich, daß zwar am selbigen Tage jene Truppen nicht mehr zu erwarten seien, daß aber ihrer Ankunft früh am 6ten auf dem Schlachtfelde kein Hinderniß entgegenstehe. Bis dahin jedoch schien der Kampf sich leicht und gewiß ausdehnen und schwebend erhalten zu müssen, da so große Kräfte in so weiten Räumen sich auszutoben hatten.

Zur näheren Beobachtung des Feindes war ein Theil der Reiterei des Fürsten von Liechtenstein von Breitenlee gegen Rasdorf und Pysdorf vorgerückt, wo sie gegen Mittag ein lebhaftes Gefecht mit dem über Rutzendorf andringenden Heertheile des Marschalls Bernadotte bestand, und die sächsische Reiterei desselben mehrmals zurückwarf; in diesem Begegnen fügte es der Zufall, daß auch zwei Regimenter auf einander trafen, österreichische Kürassiere und sächsische Dragoner, welche beide von demselben Inhaber, dem

Herzoge Albert von Sachsen-Teschen, den Namen führten. Die österreichische Reiterei behauptete eine Zeit lang das Feld, mußte dann aber dem zahlreich entwickelten Fußvolk und Geschütz weichen. Sein Hauptabsehen hatte der Kaiser Napoleon auf die Stellung von Wagram selbst und auf den linken Flügel der Österreicher gerichtet, dessen äußerste Spitze durch einen alten viereckten Thurm bei Markgrafen-Neusiedel bezeichnet wurde. Österreichischerseits erkannte man die Richtung sehr wohl, besetzte die Anhöhe jenes Thurms mit einer Batterie, und wollte sogar in der Eile noch Schanzen aufwerfen. Aber der Anmarsch des Feindes ließ wenig Zeit zu neuen Vorkehrungen. Nachmittags hatte Napoleons rechter Flügel Glinzendorf erreicht; seine Mitte stand in Rasdorf; am wenigsten war der linke Flügel vorgedrungen, er hielt nur Aspern besetzt. Immer stärkere Batterien fuhren auf, immer größere Truppenmassen kamen in's Gefecht, die ganze Linie stand im Feuer und rückte immer vor. Wir hatten von unsrer höheren Stellung bisher den Bewegungen und Kämpfen vor uns wie einem Schauspiele zugesehen, jetzt rückte der Kampf näher heran, die Luft über uns sauste von Kanonenkugeln, die man uns verschwenderisch zuschickte, und bald krachten antwortend auch unsre Batterien. Das Fußvolk erhielt Befehl, sich auf die Erde niederzulegen, und die feindlichen Kugeln trafen anfangs wenig, da jedoch der

Feind unaufhörlich vorrückte, so stellten die Regimenter sich alsbald in's Gewehr. Der Erzherzog Generalissimus sprengte mit seinem Stabe vorüber und hielt dann vor unsrer Fronte; er theilte Befehle aus, blickte in die Ebne nieder, wo die feindliche Linie stets näher rückte, man sah es ihm an, daß er Gefahr und Tod nicht achtete, daß er ganz in seinem Beruf als Feldherr lebte; der Entscheidungskampf schien seinem ganzen Wesen ein nachdrücklicheres Ansehen zu verleihen, eine höhere Spannung voll freudigen Muthes, den er auch rings um sich her einflößte; die Soldaten blickten auf ihn mit Stolz und Zuversicht, manche Stimme begrüßte ihn. Nachdem er weiter gegen Baumersdorf geritten war, kam einer seiner Adjutanten rasch zurück, und rief: „Freiwillige vor!" Sogleich war fast die ganze Kompanie des Hauptmanns von Marais bereit; wir dachten, es gelte die nächste Batterie des Feindes zu stürmen, welche durch die vorliegenden Kornfelder herannahte, und jauchzend mit lautem Geschrei eilten wir den Abhang hinab; da kam ein zweiter Adjutant mit dem Befehl, wir sollten nur den Rußbach besetzen, dort den Übergang vertheidigen, aber nicht eher feuern, als bis der Feind ganz nahe sei. In Plänkler aufgelöst, hinter Weidenstämmen und hohem Korn, harrten wir schußfertig, gegen die Kanonenkugeln gedeckt, aber durch Flintenschüsse und Haubitzgranaten getroffen, die der Feind zahlreich auf unsre Gegend

richtete. Über eine Stunde weilten wir hier, unter dem unaufhörlichen Krachen des Geschützes, das über uns hinwegschoß; leider mußten wir bald bemerken, daß das feindliche die Übermacht der Zahl hatte und wenigstens doppelt so viele Schüsse lieferte, als das unsre, welches doch weit bessere Bedienung hatte, um so mehr aber bewunderten wir den thätigen Eifer und die wackre Ausdauer, durch welche der ungleiche Kampf dennoch unterhalten wurde. Da unser Geschütz batterieweise vereinigt stand, so konnte der Feind sich ihm leichter entziehen, dagegen das seinige längs der ganzen Linie auf allen Punkten wie ausgesäet war, und gleichsam anstatt der Plänkler überall das Gefecht eröffnete. Gegen Baumersdorf allein hatte der General Oudinot 40 Kanonen vereinigt, und wiederholt war sein Fußvolk, die Divisionen Grandjean und Tharreau, in den brennenden Ort eingedrungen, aber von dem tapfern General Grafen Ignaz von Hardegg immer wieder zurückgeschlagen worden.

Der Kaiser Napoleon indeß sah mit Ungeduld den Tag unentschieden hingehen, er glaubte den Hauptschlag noch heute ausführen zu können, und wollte nicht umsonst sein Übergewicht hieher gewendet haben. Rasch ordnete er seine Truppen zum Sturm. Der Marschall Bernadotte erhielt Befehl, über Atterkla gegen Wagram vorzudringen, und durch Wegnahme dieses Ortes die Mitte der österreichischen Linie zu sprengen.

Zwei gedrängte Sturmschaaren sollten zu gleicher Zeit rechts und links von Baumersdorf über den Rußbach dringen, die Höhen der österreichischen Stellung ersteigen und die dortigen Truppen aufrollen. Feindliches Fußvolk war mittlerweile schon dicht an unsre Stellung herangekommen; die Plänkler wurden vom Rußbach zurückgerufen und traten in die Linie wieder ein, längs deren ganzer Ausdehnung sich nun ein furchtbares Gewehrfeuer entspann. Dieser ungeheure Lärm des immerfort erneuten Losknallens und noch weit mehr des unendlichen Eisengeräusches bei Handhabung von mehr als zwanzigtausend Flinten in solcher Nähe und Enge, war eigentlich der einzige neue und wunderbare Eindruck, der mir in diesen ersten Kriegsauftritten, die ich erlebte, zu Theil wurde; alles andre war theils meiner vorausgefaßten Vorstellung gemäß, theils sogar unter ihr; alles aber, auch der Donner des zahlreichsten Geschützes dünkte mich gering gegen das Sturmgetöse des sogenannten Kleingewehrs, dieser Waffe, durch welche gewöhnlich auch unsre neueren Schlachten zumeist mörderisch werden. Indem dieses Feuer eine Weile lebhaft anhielt, und der Erzherzog Generalissimus nach Wagram sprengte, weil auch dort das Schießen zunahm, hieß es plötzlich, feindliche Reiterei breche auf dem linken Flügel hervor. Es war aber nicht Reiterei, sondern Fußvolk, welches auf die Höhen stürmend andrang. Der Brand von Baumersdorf

und der Pulverdampf des Geschütz- und Gewehrfeuers begünstigte den Überfall. Ein Schwarm von Plänklern, in wilder Unordnung und mit Geschrei anlaufend, brach zuerst die Bahn. Hierauf ging rechts von Baumersdorf ein Theil der französischen Garden unbemerkt über den Rußbach, sie erschienen plötzlich auf der Höhe und stürmten gegen den linken Flügel des Heertheils von Hohenzollern, wo jedoch der General Buresch an der Spitze der Regimenter Zach und Joseph Colloredo sie mit Entschlossenheit empfing, und der Fürst von Hohenzollern das Chevauxlegersregiment Vincent gegen sie anführte. In dem Gefolge dieses tapfern Generals müssen wir den damals neunzehnjährigen Husarenlieutenant Joseph von Zedlitz anmerken, der schon im Laufe des Krieges durch Tapferkeit sich ausgezeichnet hatte, späterhin als Dichter berühmt wurde. Durch das Gewehrfeuer des standhaften Fußvolks erschüttert, durch das ungestüme Einhauen der Reiter übereinander geworfen, war der Feind schnell genöthigt, über den Rußbach zurückzuweichen; der General Graf Ignaz von Hardegg brach nun aus Baumersdorf hervor, fiel auf die Fliehenden und trieb sie mit großem Verlust weit in die Ebene gegen Rasdorf. Der links von Baumersdorf über den Rußbach gedrungene Feind, zwei Divisionen, geführt von den Generalen Macdonald und Lamarque, denen zwei andre Divisionen, vom General Grenier befehligt,

unter des Vicekönigs Eugen eigner Anführung nachrückten, benutzte eine Schlucht, welche sie schnell auf die Höhe und grade auf den Zwischenraum des ersten und zweiten Heertheils führte; sie warfen sich gegen den Flügel des ersteren, und begannen denselben aufzurollen. Der französische General Dupas führte den Angriff mit aller Kraft; es erhob sich ein scharfer Kampf, man wechselte Gewehrfeuer in größter Nähe, man erhob die Kolben und legte das Bajonet ein. Der feindliche Stoß auf unsern linken Flügel war jedoch zu heftig, als daß die schwache Linie hätte widerstehen können, sie wurde gesprengt, die äußersten Enden schlugen sich in Haken um, und die Regimenter Argenteau, Vogelsang und ein Theil von Erzherzog Rainer sahen sich auf das zweite Treffen zurückgeworfen. Im ersten Anstürmen des Feindes traf mich ein Schuß durch den Oberschenkel, und ich konnte von nun an nur müßiger Zeuge der ferneren Vorgänge sein, welche das Schlachtfeld darbot. Die Verwirrung war eine Zeit lang sehr groß, und konnte schlimme Folgen haben. Der Erzherzog Generalissimus, begleitet von seinen Gehülfen, den Generalen Graf von Grünne und Freiherrn von Wimpfen, eilte selbst herbei, rief und ordnete die Truppen, und führte sie persönlich gegen den Feind wieder vor; der General Graf von Bellegarde bewies denselben Eifer; der Oberst Graf zu Bentheim ergriff eine Fahne des von ihm

befehligten Regiments Vogelsang, ermuthigte durch Ruf und Beispiel die Truppen, und gewann mit ihnen im Sturmschritt den verlorenen Boden wieder; zugleich eilte aus dem zweiten Treffen das Regiment Erbach, von dem Major von Fromm angeführt, in Divisionsmassen heran und warf die Stürmenden zurück; der Fürst von Hohenzollern, mit seinen tapfern Chevauxlegers von dem siegreichen Einhauen wiederkehrend und diese zweite Abtheilung des Feindes wahrnehmend, säumte nicht, auch diese anzugreifen, und während sie unter den Säbelstreichen blutete, richtete zugleich der Oberlieutenant Löffler eine halbe Batterie mit Kartätschenschüssen in die Flanke der Flüchtigen. So von allen Seiten und von allen Waffen gedrängt und zerschmettert, erleiden die Franzosen ungeheuern Verlust; sie sind ohne Geschütz, weil dasselbe nicht über den Rußbach hatte folgen können; ihre Reiterei, vom General Sahuc befehligt, nach großen Schwierigkeiten endlich kühn hinüberdringend, will zwar die Sachen aufnehmen, aber auch sie wird von dem Fürsten von Hohenzollern, der zu den Chevauxlegers von Vincent noch 4 Schwadronen Husaren von Hessen=Homburg heranzieht, völlig niedergerannt, und nur Trümmer retten sich. Überall, wo der Kampf am heißesten, sah man den Erzherzog Generalissimus voran; der Hauptmann von Weitenfeld vom Regimente Vögelsang hieb einen Franzosen nieder, der eben auf den

Erzherzog ganz nah sein Gewehr abschießen wollte; ein französischer Offizier, der in der Verwirrung noch einen guten Fang zu machen dachte, wurde zusammengeschossen, als er schon dem Erzherzoge zurief, er solle sich ergeben; der Erzherzog bekam einen Streifschuß, ungeachtet dessen er aber zu Pferde blieb und seine Aufmerksamkeit auf sein Feldherrnamt keinen Augenblick unterbrach. Der damalige Prinz von Oranien, jetzige König der Niederlande, der im österreichischen Heere als General diente, hatte schnell hintereinander zwei Pferde unter dem Leibe verloren. Auf beiden Seiten war großer Verlust an Todten und Verwundeten. Die Österreicher, als zuletzt im Vortheil, machten viele Gefangene, unter ihnen einen General und mehrere Stabsoffiziere. Eine Fahne wurde vom vierten Legionsbataillon erobert; eine des Regiments Argenteau ging verloren, weil der Fahnenträger niedergehauen war; dagegen riß, diesen Schimpf zu rächen, der Oberlieutenant Tittmayer desselben Regiments einen französischen Adler aus Feindesreihen. Der Erzherzog Generalissimus verlieh auf der Stelle, nach der ihm zustehenden Befugniß, mehrere Belohnungen für tapfre Thaten, unter andern dem Regiment Erbach das Vorrecht, den Grenadiermarsch zu schlagen.

Inzwischen hatte auch der Marschall Davoust mit einem Theile seiner Truppen bei Markgrafen=Neusiedel den Rußbach überschritten, und während er die öster=

reichische Stellung aus 40 Kanonen in der Front mit größtem Nachdruck beschoß, griffen die beiden Divisionen Morand und Friant auf dem linken Ufer des Rußbachs den Ort heftig an, während die leichte Reiterei des Generals Montbrun die linke Flanke der Österreicher zu gewinnen suchte. Alle diese Angriffe wurden durch den Fürsten von Rosenberg muthig abgeschlagen, und mit einbrechender Nacht mußten die Franzosen über den Rußbach zurückweichen; sie lagerten hinter Glinzendorf.

Etwas später, als diese gescheiterten Angriffe, kam der gegen Wagram gerichtete zur Ausführung. Der Marschall Bernadotte führte die Sachsen gegen diesen Ort, welchen den Oberst von Oberndorf mit dem Regimente Reuß=Plauen heldenmüthig vertheidigte; nachdem dieser verwundet worden, drang der Feind auf kurze Zeit durch den Eingang von Atterkla her in die Mitte des Dorfes ein, wurde jedoch durch zwei Bataillone, die von beiden Seiten anrückten, in ein mörderisches Kreuzfeuer genommen und mit großem Verlust an Todten, Verwundeten und Gefangenen hinausgeschlagen. Die Dunkelheit hemmte jede weitere Unternehmung, manches brennende Dorf jedoch beleuchtete hin und wieder die Gegend; ganz in unsrer Nähe loderten hohe Flammen von Baumersdorf und Wagram auf; dieser schauerliche Anblick und der freudige unsres Obersten mit der Fahne in der Hand waren die

letzten, die ich von dem Schlachtfelde mit mir nahm. Lange noch, während ich mit andern Verwundeten langsam zurückgebracht wurde, flogen die Kanonenkugeln um uns her, bis tief in die Nacht hörten wir den Geschützdonner, allein er entfernte sich mehr und mehr, und uns begleitete der Eindruck eines siegreichen Vorschreitens. Wirklich war das höchst gewagte, aber großartige Unterfangen Napoleons, das noch unerschütterte Heer im ersten Anlaufe zu sprengen, gänzlich fehlgeschlagen und in eine theilweise Niederlage ausgegangen. Er konnte seinen Verdruß und Grimm darüber nicht verhehlen, und beschuldigte theils den üblen Zufall, daß Franzosen und Sachsen aus Irrthum auf einander geschossen haben sollten, theils die Lässigkeit des Marschalls Bernadotte, dem er ohnehin schon grollte und den er in der Meinung herabsetzen mochte. Jedoch konnte er seinem Glücke noch danken, welches zwar den raschen Sieg ihm heute noch versagte, aber auch größeres Unheil ihm abwandte. Denn hätte der Erzherzog Generalissimus hier noch frische Truppen in's Gefecht bringen, oder über eine zahlreichere Reiterei verfügen und seinen Vortheil augenblicklich mit Nachdruck verfolgen können, so würde es um das französische Heer schlecht ausgesehen haben; die vier von der Höhe zurückgeschlagenen Divisionen warfen sich auf die rückwärtsstehenden, und rissen sie mit sich fort, die ganze Linie war in größter Verwir=

rung und wich während der Nacht immerfort zurück. Nur die kaiserliche Garde stand bei Rasdorf unerschüttert, und gab einen festen Anhalt, um welchen sich die Truppen wieder sammelten. Die österreichischen Heertheile aber, welche noch nicht gefochten hatten, waren zu fern, auch ihren schon früher festgesetzten Bestimmungen nicht ohne Gefahr zu entziehen; die gesammte Reiterei bei dem Heere betrug nicht über 10,000 Mann, und von diesen waren starke Abtheilungen einzeln verwendet, andre schon den ganzen Tag im Gefecht gewesen. Die Nacht verfloß daher ohne weitere Unternehmung, und beide Theile benutzten sie nur, um den Kampf am nächsten Tage mit gerüsteten Kräften zu erneuern. Den Verfolg dieser Ereignisse, welche bisher aus unmittelbarem Anschauen erzählt worden, liefern vielfache Nachrichten, denen eine sichre Prüfung und zuverlässige Gestalt um so leichter zu geben war, als für so engverknüpfte Begebenheiten jener Vortheil auch da, wo er eigentlich schon aufhört, noch gewissermaßen nachwirkt.

Diesmal scheint auf österreichischer Seite der Überblick und Entschluß, was nunmehr zu thun sei, schneller und kräftiger gefaßt worden zu sein, als auf französischer, wo der ungünstige Ausgang des letzten Gefechts in der Dunkelheit nur Ungewißheit und Schwanken erhielt. Der Kaiser Napoleon begnügte sich während der Nacht, seine Truppen bei Rasdorf zusammen-

zuziehen, um aus dieser Mitte sie leichter in jeder Richtung verwenden zu können, und erst mit Tagesanbruch entschied er sich zu neuen Angriffsbewegungen. Der Erzherzog Generalissimus aber ließ noch vor Mitternacht aus Wagram, wo er nach gelöschtem Brande in einem der geretteten Häuser wiederum sein Hauptquartier genommen, für die zu erneuernde Schlacht an sämmtliche Befehlshaber folgende Anordnungen ergehen. Der rechte Flügel, bestehend aus dem sechsten und dritten Heertheil und den Grenadieren, sollte sich auf den feindlichen linken werfen, und rechts an die Donau gestützt in gleichlaufender Richtung mit dem Flusse von Stamersdorf gegen Breitenlee und Süßenbrunn vordringen, in der linken Flanke durch die Reiterei des Fürsten von Liechtenstein gedeckt. Mit dieser Bewegung im Zusammenhang bestimmte sich das Vorrücken der Mitte; der erste Heertheil nach Atterkla, links an den Rußbach gestützt, jedoch die Höhe links von Wagram auch noch besetzt haltend, welche Stellung gleichfalls dem zweiten Heertheil angewiesen blieb. Der linke Flügel oder der vierte Heertheil erhielt den Auftrag, den feindlichen angreifend zu beschäftigen, bis der Erzherzog Johann demselben von Preßburg her in den Rücken fiele. Der fünfte Heertheil blieb als Rückhalt in seinen Posten an der obern Donau, wo der Feind gleichfalls Truppen zeigte, und von dem dritten Heertheil wurde eine Brigade nebst einer

Batterie auf der Höhe von Stamersdorf aufgestellt. Der sechste und dritte Heertheil sollten um 1 Uhr aufbrechen, die Grenadiere um 3 Uhr, der erste und vierte Heertheil um 4 Uhr. Die Stille wurde besonders empfohlen und das unwirksame Schießen auf zu große Entfernungen verboten. Die Schlachtordnung des Fußvolks waren Bataillonsmassen mit Plänklern voran. Diese Schlachtordnung hatte der Erzherzog Generalissimus bei dem Heere eingeführt, und sie war in der Schlacht bei Aspern durch den größten Erfolg bewährt worden. Die Bataillone, jedes gewöhnlich zu sechs Kompanieen, stellten diese zu zwölf bis achtzehn Gliedern Tiefe, und bildeten hiedurch gefüllte Vierecke, welche, in großen Zwischenräumen von einander aufgestellt, eine Reihe von undurchdringlichen Körpern darboten; sie marschirten in dieser Ordnung, schlugen Reiterangriffe zurück, stürmten ihnen sogar entgegen, wurden im Weichen nicht leicht zersprengt; gegen Geschütz waren sie im Nachtheil, doch gab es auch hiergegen manche Aushülfe.

Der ganze Angriff war berechnet, den Feind von seiner Verbindung mit der Lobau abzuschneiden und in die Ebene des Marchfeldes zu versprengen. Der Schnelligkeit und Kraft des Entschlusses entsprach leider die Ausführung nicht; schon die Überbringung der einzelnen Befehle verzögerte sich in der Dunkelheit der Nacht; für die Truppenbewegung selbst aber wäre bei

so großen Räumen ein rascheres Einschreiten nöthig gewesen, als in so kurzen Fristen die gewohnte Ordnung leisten konnte. Neue Befehle an den Erzherzog Johann, zur Beschleunigung seines Anrückens, wurden am 6ten Juli früh um 2 Uhr abgefertigt.

Der Kaiser Napoleon, welcher in dieser Schlacht keineswegs mit so sichrer Überlegung und Voraussicht, als man später wollte glauben machen, einen festen Plan verfolgt, sondern mehrmals schwankend nur nach den Umständen des Augenblicks verfahren zu haben scheint, und dabei große Wagnisse beging, dachte am 6ten Juli den am vorigen Abend fehlgeschlagenen Versuch zu erneuern, aber mit größerer Vorsicht und Stärke. Er zog deßhalb seine Macht mehr zusammen gegen die Mitte seines Heeres, in die Gegend bei Rasdorf, wo die Gezelte seines Hauptquartiers aufgeschlagen waren und er selbst, an der Spitze seiner Garde, während der weiteren Schlacht, sich aufhalten wollte. Der Marschall Davoust mußte mit dem rechten Flügel sich dieser Mitte nähern, und hinter Großhofen aufstellen, der Marschall Massena mit dem linken Flügel die Donau verlassen, wo nur die Division Boudet bei Aspern zum Schutze der Lobaubrücken stehen blieb, und sich rechts gegen Atterkla heranziehen. Schon waren diese Bewegungen angeordnet und Napoleon harrte ungeduldig ihrer Ausführung, als unerwartet das Feuer des Geschützes und des Kleingewehrs längs der Linie

von Markgrafen-Neusiedel bis Wagram begann und durch sein Näherkommen zeigte, daß die Österreicher zum Angriff vorrückten. Napoleon bewunderte diese Kühnheit, und traf seine Anstalten nur desto sorgsamer, um seinem entschlossenen Gegner keine Blöße zu geben. Kein Ungestüm, keine Verwegenheit fand in den nächsten Stunden auf der Seite der Franzosen Statt, sie wichen auf mehreren Punkten zurück, und es bedurfte mannigfacher Vorbereitung, ehe die gewohnte Leitung des Kampfes wieder für sie zu gewinnen war. Ein erneueter Versuch gegen Wagram, wie er wohl im Sinne Napoleons gelegen haben mag, wäre in diesem Augenblicke schon deßhalb unmöglich gewesen, weil auch auf dieser Seite der Angriff der Österreicher im Vortheil war.

Der erste Heertheil nämlich, bei welchem der Erzherzog Generalissimus seinen persönlichen Aufenthalt wählte, hatte das wenigst ferne Ziel für seinen Marsch. Der Rittmeister von Tettenborn machte an der Spitze einer Schwadron von Klenau Chevauxlegers den Vortrab, fand Atterkla von den Sachsen verlassen, die während der Nacht nach Rasdorf abgezogen waren, und besetzte das mit sächsischen Verwundeten angefüllte Dorf. Hiebei nahm er mehrere Offiziere gefangen, darunter einige vom Generalstabe des Marschalls Bernadotte, warf dann die nächsten feindlichen Posten zurück, und schloß darauf dem Regimente sich

wieder an, welches vorgerückt war, um zwei Batterien zu decken, deren Feuer den Feind nöthigte, den rechten Flügel seines an den Rußbach vorgerückten Treffens, die Division Dupas, gegen Rasdorf zurückzunehmen. Atterkla wurde von Jägern und dem Fußvolk unter dem General Karl von Stutterheim besetzt; der ganze Heertheil rückte zwischen Atterkla und Wagram vor, das erste Treffen in Bataillonsmassen mit gehörigen Zwischenräumen, das zweite hinter demselben in geschlossener Linie. Hier entspann sich der erste Kampf dieses Tages, und weil die andern Heertheile noch im Anrücken waren, so konnte der Feind das ganze Geschützfeuer seiner bei Rasdorf vereinigten Truppen gegen diesen Angriff wenden. Die Österreicher kamen daher bald wieder in Nachtheil, da ihr minderes Geschütz gegen entschiedene Übermacht ringen mußte; dennoch unterhielten sie den Kampf mehrere Stunden hindurch mit fester Standhaftigkeit.

Inzwischen war der vierte Heertheil von den Anhöhen bei Markgrafen-Neusiedel um 4 Uhr aufgebrochen, und rückte gegen Großhofen und Glinzendorf vor, um diese beiden Dörfer zu nehmen, welche der Marschall Davoust mit Geschütz und Fußvolk besetzt hielt, während Reiterei in zwei Treffen rückwärts aufmarschirt stand. Der dritte französische Heertheil war eben im Begriff, sich dem erhaltenen Befehle gemäß gegen die Mitte zu ziehen. Die französischen Plänkler

räumten das Feld, und die Österreicher, trotz des mörderischen Feuers schon zum Eingange der genannten Dörfer vorgedrungen, rüsteten sich zum Sturm. Der Angriff hielt die Franzosen nun fest; der General Puthod hielt sich mit seiner Division in Großhofen, der General Friant mit der seinen in Glinzendorf, der Marschall Davoust ließ die Division Gudin den Österreichern die Flanke bedrohen. Der Kaiser Napoleon eilte in Person herbei, ihm folgte die schwere Reiterei unter den Generalen Nansouty und Arrighi, und ein Theil der Garde. Während er nun eine furchtbare Reihe Geschütz auffahren und feuern ließ, sandte er zugleich starke Truppenzüge von allen Waffen gegen Loibersdorf, wo sie über den Rußbach gingen und sich auf Ober=Siebenbrunn richteten. Diese Bewegung in seine und des ganzen Heeres Flanke nöthigte den Fürsten von Rosenberg, seine Reiterei, welche den Angriff seines Fußvolks unterstützen sollte, links zurückzuhalten, um jene Umgehung zu beobachten. Der Angriff des österreichischen Fußvolks wurde fortgeführt, doch im Augenblicke, da der Sturm geschehen sollte, traf der Befehl des Erzherzog Generalissimus ein, auf dem linken Flügel innezuhalten, weil die Heertheile des rechten Flügels ihrerseits noch außer dem Gefecht waren, und das des linken Flügels allein, so lange der Feind über seine meisten Kräfte frei verfügen konnte, leicht nachtheilig werden konnte, besonders da

von dem Anrücken des Erzherzogs Johann noch nichts zu vernehmen war. Dieses durch keinen örtlichen Nachtheil hier bewirkte, aber im Zusammenhange des Ganzen nöthig erachtete Innehalten war das erste schlimme Zeichen, welches über den Ausgang dieses Tages bedenklich machen konnte. Der Feind ersah darin seinen ersten Vortheil, den zu ergreifen und in seinem ganzen Umfange zu entwickeln, er mit rascher Kraft sogleich bereit war. Auf den Höhen von Stamersdorf blinkten die Bajonette der österreichischen Heertheile, welche gegen den französischen linken Flügel heranzogen, allein ihr Gefecht hatte noch nicht begonnen, und der Kaiser Napoleon glaubte, daß ihm nun Zeit bleiben würde, den linken Flügel der Österreicher zu schlagen, bevor sein rechter in Gefahr käme, und er sah sich stark genug, den letztern, ehe er überwältigt würde, noch immer aus seiner Mittelstellung zu rechter Zeit zu unterstützen. Er ließ dem Marschall Davoust die Küraſſiere von Arrighi, befahl ihm den Angriff gegen Markgrafen-Neusiedel nachdrücklich fortzusetzen, und kehrte nach Rasdorf zurück. Die übrigen nach dem rechten Flügel in Bewegung gesetzten Gardetruppen erhielten den Befehl, gleichfalls in die Stellung bei Rasdorf zurückzumarschiren. Indeß behielt der Marschall Davoust nun Truppen genug, um starke Abtheilungen immerfort rechts auszudehnen und in die linke Flanke der Österreicher mehr und mehr vorzu-

dringen. Besonders wurde das französische Geschütz immer zahlreicher und zertrümmerte durch sein furchtbares Feuer einige der Batterien gegenüber. Der österreichische linke Flügel mußte fortan auf bloße Vertheidigung beschränkt bleiben.

Die Grenadiere von Säuring, über Gerasdorf gegen Süßenbrunn vorrückend, erschienen nunmehr mit Bataillonsmassen in zwei Treffen auf dem Kampfplatze; die Reiterei stellte sich zur Unterstützung des ersten und dritten Heertheils in beider Flanken und Rücken auf. Endlich eröffnete auch der sechste Heertheil zwischen Breitenlee und Hirschstätten seinen Angriff auf den linken Flügel der Franzosen; ihr zahlreiches Fußvolk stand bei Aspern, die Auen zwischen Aspern und Stadelau waren mit Plänklern angefüllt; hier aber war das österreichische Geschütz überlegen und erschütterte den Feind durch wirksames Feuer, dem bald ein allgemeines Anstürmen folgte; der General Freiherr August von Vecsey drang in die Auen ein und reinigte sie von den feindlichen Plänklern, der Major Michailowich an der Spitze des St. Georger Bataillons rückte im Sturmschritt durch Aspern in die linke Flanke des Feindes, während in dessen rechte der General Graf von Wallmoden mit dem Husarenregimente Liechtenstein einbrach, ihm viele Leute tödtete und 9 Kanonen eroberte, worauf die Franzosen theils bei Aspern vorbei in die Mühlau, theils über Eßlingen nach Stadt-

Enzersdorf zurückwichen und auf der Flucht eine Haubitze und viele Gefangene verloren. Der Graf von Klenau besetzte hierauf Aspern und Eßlingen, wie auch die Verschanzungen innerhalb dieses Bereiches wieder. In Bataillonsmassen zwischen Aspern und Breitenlee aufgestellt, harrten die Truppen sodann der weiteren Vorgänge, welche zu ihrer Linken aus dem Kampfe der Mitte sich ergeben mußten. Es war bereits 10 Uhr vormittags, und inzwischen die Schlacht auf den andern Punkten ununterbrochen fortgeführt worden.

Der dritte Heertheil, bei Gerasdorf in zwei Treffen aufmarschirt, war mittlerweile über Süßenbrunn vorgerückt, und stützte sich rechts auf Breitenlee, welches Dorf drei Bataillons besetzten. Mit großer Kühnheit rückte der Feldzeugmeister Graf von Kolowrat, indem er seinen linken Flügel versagte und sich auf den des Feindes warf, gegen die feindliche Hauptstellung bei Rasdorf im Sturmschritt an, drang bis zum neuen Wirthshause vor, und war eine Zeit lang im Vortheil, konnte diesen aber nicht behaupten, sondern mußte seinen rechten Flügel wieder auf Breitenlee zurückziehen.

Der Kaiser Napoleon hatte im Galopp die ganze Ausdehnung seiner Linie beritten, sich den Truppen gezeigt, sie angefeuert, ihren begeisternden Zuruf empfangen. Gegenüber von Atterkla traf er den Marschall Massena, der eben mit drei Divisionen ankam, er selbst im Wagen

fahrend, weil er gestürzt war und kein Pferd besteigen konnte. Napoleon umarmte ihn, befahl ihm Atterkla ungesäumt anzugreifen, und sprengte nach Rasdorf zurück, um zu sehen, was bei den Heertheilen des Vicekönigs Eugen und des Generals Oudinot vorginge. Er gab unausgesetzt Befehle und ordnete die Bewegungen an, welche den Kampf entscheiden sollten; noch immer ließ er Truppen gegen Markgrafen-Neusiedel ziehen und die dortige Umgehung der österreichischen linken Flanke eifrig fortsetzen; er hielt sich für stark genug, beide Angriffe, den gegen den linken Flügel und den gegen die Mitte, gleichzeitig auszuführen. Der nächste und dringendste Zweck war allerdings, durch die Wegnahme von Atterkla seine Mitte sicherzustellen, welche der ungestüme und nachhaltige Andrang der Österreicher zu gefährden anfing.

In der Ebene vor Rasdorf, gegen Atterkla und Breitenlee, ließ der Marschall Massena nunmehr eine starke Linie französischer Reiterei aufmarschiren, und unmittelbar darauf führt er selbst, weil ihm der General Carra Saint-Cyr mit seiner Division nicht rasch genug vordringt, zwei gedrängte Schaaren Fußvolk rechts und links gegen Atterkla stürmend an; nicht das heftige Gewehrfeuer der österreichischen Grenadiere noch der mörderische Kartätschenhagel des Geschützes hemmt diese unerschrockenen Truppen, bei jedem Schritt werden ihre Reihen gelichtet, aber sie stürmen

unaufhaltsam vorwärts. Schon war Atterkla von ihnen erobert und die österreichischen Bataillone wichen bestürzt dem ungestümen Anfall, der plötzlich über sie kam und den Feind schon in ihre Linie eingedrungen zeigte. Die Gefahr war groß, und der Sieg auf diesem Punkte konnte den des ganzen Tages nach sich ziehen; die Franzosen glaubten ihn schon gewiß, warfen sich in die Zwischenräume der Massen, die sie abzuschneiden und aufzulösen dachten. Allein jetzt wurde die Unordnung, in welche das Vordringen sie selber brachte, auch ihnen verderblich. Der Erzherzog Generalissimus, der General Graf von Bellegarde, die andern Generale und Stabsoffiziere, von denen der Oberst Freiherr von Zechmeister verwundet wurde, stellten durch Beispiel, Zuruf und Anordnung die erschütterten Truppen wieder her, überzeugten sie von der Kraft ihres gedrängten Zusammenhaltens, und führten die ermuthigten Massen nun mit gefälltem Bajonet auf den Feind zurück. Dieser vermochte seine auseinander gekommenen Schaaren nicht so schnell wieder zu vereinigen, wurde geworfen, überflügelt und in ungeordnetem Haufen, bevor er Atterkla erreichte, großentheils niedergemacht; zwei französische Regimenter, das 24ste und das 4te, wurden hier fast aufgerieben, mehr als 1000 Mann fielen, 500 wurden gefangen und 4 Fahnen erobert. Ein Bataillon von Kolowrat, von dem Major Haberein geführt, und

drei Grenadierbataillone Scoveaux, Putheany und Brzezinsky, stürmten hierauf Atterkla und bemächtigten sich nach hartem Kampf auch dieses Dorfes wieder. Der General Karl von Stutterheim wurde hiebei durch eine Kanonenkugel verwundet, worauf der Erzherzog Generalissimus die fernere Vertheidigung dieses Ortes seinem Bruder, dem Erzherzog Ludwig, übertrug. Noch mehrmals stürmte der Feind mit frischen Truppen an, um das Dorf wieder zu nehmen, wurde aber jedesmal von den Grenadierbrigaden Merville und Hammer tapfer zurückgeschlagen, verlor viele Todte, mehrere Gefangene und noch zwei Fahnen. Auf österreichischer Seite war gleichfalls der Verlust nicht gering, noch zuletzt wurde der General Merville, nachdem er den wiederholt eingedrungenen Feind zweimal aus dem Dorfe hinausgetrieben, durch eine Flintenkugel verwundet. Die französische Reiterei war während dieses Gefechts aufmarschirt stehen geblieben; eine Division der österreichischen unter dem Fürsten Moritz von Liechtenstein hielt sie durch drohendes Heranrücken auf ihre Flanke in Unthätigkeit; zwei Reiterregimenter, Kronprinz und Rosenberg, hatten das vorwärts Atterkla aufgepflanzte Geschütz gerettet, welches bei dem ersten Andringen des Feindes einen Augenblick verloren schien. Der Kaiser Napoleon sah die verwirrte Flucht seiner Truppen und eilte herbei. Seinen und des Marschalls Massenas vereinten An=

strengungen gelang es, die Ordnung einigermaßen herzustellen; es war Zeit, denn schon wieder wurde neue Kraftentwicklung nöthig, um andrem Andrang zu begegnen.

Die siegreiche Behauptung von Atterkla vereitelte die Hoffnung Napoleons, in dieser Richtung die österreichische Linie zu sprengen; nicht wissend, daß seine Truppen sich des Dorfes wirklich schon bemächtigt hatten, soll er mehrmals ausgerufen haben: „Wäre ich doch nur einige Minuten im Besitz von Atterkla gewesen!“ Durch die Tapferkeit der Österreicher war allerdings eine große Gefahr glücklich abgewehrt. Indessen hatte der Stoß des Feindes gegen Atterkla das Vorrücken der österreichischen Linie aufgehalten, die verschiedenen Heertheile schlossen noch nicht in engerem Bogen zusammen, und die Truppen waren nicht zahlreich genug, um den ausgedehnten Raum zu füllen. Die noch übrigen beiden Grenadierbrigaden Murray und Steyrer rückten zwar ebenfalls in die Linie von Atterkla und Breitenlee vor; allein ihre Bataillonsmassen konnten nur das erste Treffen bilden, hinter welchen als zweites sich die Reiterei aufstellen mußte. Der Fürst Johann von Liechtenstein, scharfblickend und wohlentschlossen, wollte deßhalb weiter vordringen und gemeinschaftlich mit dem dritten und sechsten Heertheil die Hauptstellung des Feindes in der Flanke und im Rücken angreifen. Durch den früher

bereits erwähnten Abzug des Marschalls Massena von der Donau gegen Rasdorf und Atterkla war dem rechten Flügel des österreichischen Heeres freier Spielraum gegeben. Sein drohendes Vorrücken gefährdete schon die Verbindung Napoleons mit der Lobau; der dritte und sechste Heertheil brauchten vereinigt nur links einzuschwenken, um in dem Rücken des französischen Heeres zu stehen und dasselbe zwischen zwei Feuer zu bringen.

Dieser Bedrängniß weiß der Kaiser nicht nur ungesäumt Hülfe, sondern er benutzt sie, um einen großen Schlag zu thun. Er zieht aus seiner Mitte beträchtliche Streitkräfte heran und ordnet sie zum Angriff; der Marschall Massena läßt seine Divisionen links gegen Neu=Wirthshaus abmarschiren, dem österreichischen dritten Heertheil entgegen, an seine Stelle rückt mit drei andern Divisionen der General Macdonald, der Vicekönig Eugen und die Garden folgen zur Unterstützung. Furchtbares Geschützfeuer eröffnet die Bahn. Der Marschall Bessières führt 6 schwere Reiterregimenter der Garde zum Angriff, Napoleon ermuntert jedes durch kräftigen Zuruf und ermahnt sie, ihre Waffe nicht zum Hauen, sondern zum Stechen zu gebrauchen; sie stürzen gegen den Punkt hin, wo die österreichischen Grenadiere und der dritte Heertheil noch nicht vollkommen zusammenschließen. Der Fürst Johann von Liechtenstein läßt seinen rechten Flügel wieder gegen Süßenbrunn zurückweichen, wo=

durch dem Feind ein Spielraum eröffnet wird, welchen das Feuer der Grenadiere und das des dritten Heertheils gleicherweise bestreicht. Hinter und neben der französischen Reiterei hat sich auch Fußvolk zum Sturm gestellt, die gedrängten Schaaren achten des kreuzenden Feuers nicht, dringen muthig vor, und greifen die Bataillonsmassen Georgi und Frisch mit dem Bajonet an. Diese halten standhaft aus und strecken den mehrmals herandringenden Feind auf hundert Schritt mit einem mörderischen Gewehrfeuer nieder, während die Grenadierbataillone Porter und Leiningen eben so die feindliche Reiterei durch muthiges Entgegengehen abweisen und zurückwerfen. Eine feindliche Schaar gelangt bis an die Bajonete des Bataillons Georgi, und verliert daselbst seinen Anführer, der vom Pferde gerissen und gefangen wird, und in der österreichischen Masse noch zwei Angriffe seiner Reiter und ein unaufhörliches Kanonenfeuer aushalten muß. Der Oberstlieutenant Graf von Leiningen nimmt persönlich vor der Fronte seines Bataillons einen französischen Stabsoffizier gefangen.

Allein der Kaiser Napoleon hatte bereits einen neuen Rückhalt herangezogen. „Das Geschütz der Garde soll vorrücken," rief er, und 60 Kanonen, befehligt von den Obersten Drouot und Daboville, werden von jenseits Rasdorf herbeigeholt, 40 andre schließen sich an, sie fahren im schrecklichsten Feuer

der Österreicher auf halbe Schußweite auf, und aus diesen 100 Stücken, deren Reihe fast eine Viertelmeile einnimmt, sprüht ein Regen von Kugeln, Haubitzgranaten und Kartätschen, wie niemand einen ähnlichen erlebt zu haben meint; die Massen der Österreicher werden gelichtet, ihr Geschütz zusammengeschossen; mehrere Bataillone stürmen wiederholt in dieses mörderische Feuer, sie suchen die französischen Kanonen wegzunehmen, aber Kartätschenhagel streckt sie nieder, wirft sie zurück; doch leiden auch die Franzosen großen Verlust, sie büßen einen Theil ihrer Kanoniere, ihrer Bespannung ein.

Der Kaiser Napoleon hatte den Marschall Massena linkshin zurückgewendet, hielt jedoch dessen weitere Bewegung noch fest. Er selbst verweilte zwischen Rasdorf und Atterkla im stärksten Kanonenfeuer unbeweglich, mit scharfem Auge alles beachtend und anordnend. Durch den mehrmaligen Wechsel der Truppen war die Schlachtordnung seiner Mitte mehrmals gestört worden, er stellte sie durch Aufreihung neuer Truppen her. Inzwischen kamen Meldungen von Massena, der rechte Flügel der Österreicher gewinne noch immer Boden, die Division Boudet sei auf die Lobau zurückgeworfen und habe ihr Geschütz verloren, die Österreicher seien der Brücke nah, ihr Geschütz feure schon im Rücken des französischen Heeres. Napoleon hatte bisher alles ruhig vernommen und nichts erwiedert,

sondern nur den Blick mehrmals forschend auf die Gegend von Markgrafen-Neusiedel gerichtet. Als er wahrnahm, daß der Marschall Davoust die Höhe dort gewonnen und sein Geschütz die Flanke der Österreicher überflügelt habe, rief er: „Jetzt ist es Zeit!“ und sandte dem Marschall Massena den Befehl zum Angriff des österreichischen rechten Flügels, er selbst ordnet die Divisionen Lamarque und Broussier, denen andre folgen, und wendet diese Schaaren unter der Anführung des Generals Macdonald neben Atterkla vorüber gegen Süßenbrunn, auf den österreichischen dritten Heertheil, dessen linken Flügel der erste Stoß trifft. Der Erzherzog Generalissimus ist auch hier gegenwärtig, führt die Bataillone zum Kampf, verwandelt die Vertheidigung wieder zum Angriff. Der tapfre General Bukassovich empfängt im Vorrücken eine tödtliche Wunde, allein seine Truppen lassen sich nicht erschüttern; die Generale Graf von Saint-Julien und Lilienberg dringen in die linke Flanke des Feindes, dessen geschwächte Schaaren kaum noch widerstehen. Napoleon läßt sein Fußvolk durch die Kürassiere des Generals Nansouty und durch die Reiterei der Garde unter dem General Walther unterstützen, allein sie werden durch Kartätschen zurückgeschmettert. Darauf rücken die französische Division Serras und die baiersche Division Wrede vor, gefolgt von der jungen Garde unter dem General Reille; zu beiden

Seiten von Macdonald, um diesem Luft zu machen, wenden sich die Divisionen Pacthod und Durutte, jene auf Wagram, diese auf Breitenlee. Das Gefecht, hartnäckig und mörderisch auf beiden Seiten, kommt eine Weile zum Stehen, doch haben die Österreicher einen beträchtlichen Raum eingebüßt.

Es war unter diesen Ereignissen Mittag geworden, und die Schlacht dauerte auf der ganzen Linie mit Heftigkeit fort. Wo die Truppen noch nicht in der Nähe fochten, wie der ganze zweite österreichische Heertheil, der zur Vertheidigung des Rußbachs bei Baumersdorf aufgestellt war, oder wo sie theilweise innehielten, wie der sechste österreichische Heertheil bei Aspern, der das Vorrücken der andern abwartete, da standen sie doch unausgesetzt im Bereiche des heftigsten Kanonenfeuers, das von der Donau bis jenseits Markgrafen-Neusiedel ununterbrochen wüthete, ja mit jedem Augenblicke schien die Zahl und die Gewalt der Geschütze sich zu vermehren.

Der linke Flügel aber des österreichischen Heeres war mittlerweile nicht weniger hart bedrängt worden. Gegen 10 Uhr hatten die französischen Truppen, welche bei Loibersdorf über den Rußbach gegangen waren, bei Ober-Siebenbrunn die Beobachtungs-Reiterei des Generals von Frelich vertrieben, und standen dem vierten Heertheil völlig in der linken Flanke, gegen welche sie zum Angriff vorrückten. Während nun der Fürst

von Rosenberg gegen diese Umgehung zwei seiner Regimenter eine Flankenstellung nehmen und die übrigen in Bataillonsmassen zusammenrücken ließ, zogen drei andre feindliche Treffen von Ober-Siebenbrunn und Glinzendorf heran, vor ihrer Front eine lange Reihe von Geschütz, welches feuernd näher kam; der Erzherzog Generalissimus war persönlich hieher geeilt und leitete das Gefecht. Mehrere Stürme des Feindes auf Markgrafen-Neusiedel waren tapfer abgewehrt worden. Endlich aber, nachdem auch der Erzherzog durch die gemeldete Gefahr seines rechten Flügels wieder abgerufen worden, hatten die ermüdeten Truppen der Übermacht weichen müssen und das Dorf den Franzosen überlassen. Der tapfre General Freiherr Peter von Vecsey wurde hier tödtlich verwundet. Sehnlichst hoffte man, der Erzherzog Johann werde endlich im Rücken des Feindes erscheinen und dem allzu nachtheiligen Kampfe eine andre Wendung geben. Schon war zu fürchten, diese Truppen würden zu spät eintreffen, allein so lange ihr Eintreffen noch möglich schien, mußte die Stellung mit angestrengter Kraft behauptet werden. Der Feind indeß zog immer zahlreichere Truppen rechtshin und suchte die Umgehung des linken Flügels mehr und mehr auszudehnen. Da hiedurch dem zweiten Heertheile bei Baumersdorf nur wenige Truppen gegenüber blieben, der Fürst von Hohenzollern also für seine Front nicht besorgt sein

durfte, wohl aber den vierten Heertheil hart bedrängt sah, so sandte er diesem aus eignem Antriebe 5 Bataillone und 4 Schwadronen Verstärkung; das Gefecht wurde durch deren allmähliges Eintreffen auf der äußersten linken Flanke, die sie verlängern halfen, wohlzeitig erfrischt, jedoch in seinem Gange nicht verändert. Das Mißverhältniß der Kräfte war schon zu groß. Der Marschall Davoust hatte ein Drittheil der ganzen französischen Heeresstärke hier beisammen. Die österreichischen Truppen waren alle schon im Kampfe, kein Rückhalt stand zu schneller Aushülfe bereit, während die bei Rasdorf aufgestellte feindliche Truppenmasse unerschöpflich nach jeder Richtung immerfort Verstärkungen aussandte. Der General Oudinot rückte nun auch wieder gegen Baumersdorf vor, und der zweite Heertheil der Österreicher sah sich neuerdings angegriffen. Der hitzigste Kampf aber wurde fortwährend bei Markgrafen-Neusiedel unterhalten. In sechs geschlossenen Massen, zahlreiches Geschütz vor und neben sich führend, von Plänklerschwärmen umgeben, drangen die feindlichen Divisionen Gudin und Puthod wiederholt zum Sturm heran, während die Divisionen Morand und Friant ihre Linie rechtshin immerfort ausdehnten. Die österreichische Reiterei unter dem Feldmarschalllieutenant Grafen von Nostitz, dem General Grafen von Wartensleben, dem Obersten Sardagna und Prinzen von Koburg, den eine Kugel

verwundete, warf sich wiederholt den Angreifenden entgegen, sie schlug die Reiterei der Generale Grouchy und Montbrun mehrmals zurück, allein sie war zu schwach, um in das Fußvolk einzudringen, und mußte zurückweichen. Das Fußvolk der Brigade Mayer, an deren Spitze der Feldmarschalllieutenant von Nordmann sich gestellt hatte, hielt gegen die beiden ersten Treffen des Feindes guten Stand, als aber dieser tapfre Anführer getödtet, der General von Mayer verwundet und das dritte feindliche Treffen herangekommen war, konnte die hiedurch erschütterte Truppe nicht länger widerstehen und der Feind gewann mehr und mehr Raum. Jetzt griff die Division Morand den Thurm von Markgrafen=Neusiedel an und setzte sich in demselben fest. Bei diesem Angriffe — nach einigen Nachrichten früher, oder gar schon am Tage vorher — wurde der Anführer des 17ten Linienregiments, Oberst Oudet, tödtlich getroffen, von dessen Zauber der Persönlichkeit uns Nodier so wunderbare Dinge meldet. Noch hielten sich die österreichischen Bataillonsmassen auf dem rechten Flügel des Heertheils am Rande der Höhen; unter Anführung des Feldmarschalllieutenants Fürsten von Hohenlohe=Bartenstein und des heldenmüthigen Prinzen Philipp von Hessen=Homburg, der hier durch eine Kartätschenkugel verwundet wurde, schlugen sie mehrere Angriffe standhaft zurück. Der Fürst von Rosenberg wollte sogar

dem Feinde den Thurm wieder entreißen, mußte jedoch den Versuch aufgeben, da ein kreuzendes Kartätschenfeuer seine Leute niederschmetterte und das Übergewicht des Feindes nicht mehr zweifelhaft erschien. Auf die Ankunft des Erzherzogs Johann war jetzt nicht mehr zu harren noch zu rechnen, der letzte günstige Augenblick, wo das unerwartete Erscheinen frischer Truppen im Rücken des Feindes entscheidend einwirken konnte, war vorüber. Der rechte Flügel der Österreicher hatte bisher gesiegt, die Mitte sich standhaft behauptet, allein der linke Flügel war umgangen und geschlagen, und sein Loos mußte den Rückzug des ganzen Heeres entscheiden.

Gegen 1 Uhr Nachmittags kam vom Erzherzog Generalissimus dem vierten Heertheil der Befehl, sich zurückzuziehen. Nochmals warf die österreichische Reiterei hier die französische von Arrighi zurück und erleichterte den Abmarsch des Fußvolks, allein der Feind drang nichtsdestoweniger unaufhaltsam vor, entwickelte zuletzt 8 Divisionen, und folgte langsam den österreichischen Truppen, die sich in Bataillonsmassen geschlossen fortbewegten, in der Richtung auf Bockfließ.

Hätten die waldigen Anhöhen der Hohenleithen durch Verschanzungen einen festen Anhalt dargeboten, so würde hier der linke Flügel des österreichischen Heeres sich haben stützen und den Feind geraume Zeit hemmen, ja mit Verlust zurückschlagen können. Am

Vormittage hatte man wirklich angefangen, einige Schanzen aufzuwerfen, allein ehe die Arbeit noch vorgerückt war, wurde sie als verspätet und zwecklos wieder aufgegeben. Der vierte Heertheil blieb die Nacht auf den Anhöhen stehen und hielt Bockfließ besetzt. Die Regimenter Hiller und Sztarray hatten die Nachhut gebildet und die Verfolger stets in gehörige Ferne zurückgewiesen; bei Bockfließ hielt eine schwache Bataillonsmasse des Regiments Kerpen gegen die feindliche Reiterei Stand, bis 4 österreichische Schwadronen von Erzherzog Ferdinand Husaren herbeieilten und den Feind durch unerwarteten Angriff verjagten. Einige Bataillons und Husarendivisionen unter dem Feldmarschalllieutenant Grafen von Radetzky, von welchem bei diesem Anlaß in dem amtlichen Berichte gesagt wird, daß er die rühmlichsten Beweise seines Eifers und seiner militairischen Talente abgelegt habe, besetzten die Übergänge des Weidenbachs bei Schweinwart und Hohen-Ruppertsdorf. Hierauf mußte der zweite Heertheil, der nun in der linken Flanke ganz entblößt und bald heftig angegriffen war, besonders aber durch das seitwärts einschmetternde Geschützfeuer litt, ebenfalls seinen Rückzug nehmen. Auch in der Fronte drang der Feind jetzt ungestümer an, und sein verheerendes Kreuzfeuer traf die österreichischen Massen. Der General Graf Ignaz von Hardegg vertheidigte Baumersdof gegen alle Angriffe, und erst, als er

Befehl dazu erhalten, überließ er den Ort dem Feinde. Hinter Wagram mußte das Fußvolk über den Rußbach, der hier aufwärts sich gegen Westen wendet, zurückgehen und seine geschlossene Ordnung einen Augenblick unterbrechen, diesen wollte die feindliche Reiterei benutzen und sprengte heran, wurde jedoch durch das unerwartete Feuer einiger Bataillone, welche den Graben des Rußbachs besetzt hielten, und durch das Chevauxlegersregiment Vincent zurückgewiesen. Alles Geschütz wurde glücklich fortgebracht und der ganze Heertheil zog ohne Verlust in fester Ordnung über Säuring gegen Enzersfeld. Die eine Brigade des ersten Heertheils, welche auf der Höhe bei Wagram stand, folgte dieser Bewegung; die übrigen Truppen dieses Heertheils behaupteten sich noch in ihrer Stellung bei Atterkla, wo besonders die auf den linken Flügel aufgepflanzte Batterie des Oberlieutenants Löffler dem Feinde großen Abbruch that, bald aber in der Front und in der Flanke zugleich durch überlegenes Geschütz beschossen wurde. Erst nach 2 Uhr empfing dieser Heertheil Befehl zum Rückzuge, der geordnet und langsam angetreten wurde. Als der zahlreiche Feind ungestümer nachdrängte, warf der Oberst Graf von Bentheim mit dem Regimente Vogelsang sich im Sturmschritt entgegen, wobei er verwundet wurde, und hemmte durch diesen muthigen Angriff einige Zeit die Verfolgungslust. Der Marsch wurde sodann über

Gerasdorf in bester Haltung fortgesetzt. Doch mußte man in den Dörfern Atterkla, Süßenbrunn, Gerasdorf, Baumersdorf u. s. w. eine große Anzahl Verwundeter zurücklassen, von denen wenige gerettet wurden, als diese Dörfer, zum Theil schon Tages vorher in Brand gerathen und wieder gelöscht, abermals in Flammen aufgingen. Nun kam in dem allgemeinen Rückzuge die Reihe an die Grenadiere und die Reiterei, welche derselben Richtung über Gerasdorf folgten. Der Feind beschoß die Abziehenden lebhaft, und eine Kanonenkugel verwundete tödtlich den Feldmarschalllieutenant d'Aspre, als er die von ihm befehligten Grenadiere durch das brennende Dorf Atterkla führte. Der dritte Heertheil zog über Süßenbrunn auf die Höhen von Stamersdorf in so guter Verfassung, daß der Feind anfangs nichts gegen ihn zu unternehmen wagte; als aber die Dämmerung eintrat, stürmten unerwartet die französischen Garden heran, nahmen eine Batterie, und suchten ihren Vortheil zu verfolgen, während zugleich die Reiterei in das Fußvolk des ersten Heertheils einzubrechen strebte; dieser aber, schnell in Massen geordnet, schlug die dreimaligen Angriffe zurück. Die österreichische Reiterei sprengte nun herbei, das Kürassierregiment Liechtenstein fiel in die Flanke des Feindes, die Uhlanen von Schwarzenberg und die Chevauxlegers von Klenau machten wiederholte Angriffe, der Rittmeister von Gallois des erstern Regiments

hieb die verlorne Batterie wieder aus den Händen des Feindes, der Rittmeister von Tettenborn mit seiner Schwadron Chevauxlegers warf die feindlichen Kürassiere zurück, und wurde von dem Erzherzog Generalissimus noch auf dem Schlachtfelde zum Major befördert, worauf er ferner seine Schwadron und ein unter seinen Befehl gestelltes Jägerbataillon zunächst am Feinde hielt. Der sechste Heertheil hatte bereits um 1 Uhr Eßlingen, eine Stunde später Aspern geräumt, und darauf seinen Rückzug langsam unter stetem Gefecht gegen Stamersdorf fortgesetzt. Auch hier wurde der ungestüm nachdringende Feind durch die tapfre Haltung der Bataillonsmassen des Fußvolks und durch die kühnen Anfälle der Husaren von Kienmayer mit Verlust zurückgeschlagen. Der weitere Rückzug geschah in geordneter und schlagfertiger Haltung; dem Feinde blieb das Schlachtfeld, allein der Sieg, den er gewann, war keine Niederlage der Österreicher, und alle Anstrengung der französischen Befehlshaber und ihrer selbsteifrigen Truppen brachte die unwillig Weichenden nicht zu Verwirrung und Flucht. Der Kaiser Napoleon bewunderte die strenge Ordnung der vor seinen Augen langsam sich entfernenden Heertheile, und versagte dem Erzherzog Generalissimus das Lob nicht, welches ein so hartnäckiger Widerstand und eine so feste Führung auch in dem Feind erweckten.

Auf beiden Seiten hatte der Kampf ungeheure Anstrengungen und Opfer gefordert. Der Feind hatte alle seine Kräfte vereint und noch während der Schlacht alle Truppen von jenseits der Donau an sich gezogen, so daß er im Ganzen gegen 200,000 Streiter zählte, von denen wenigstens 160,000 gefochten hatten. Die Franzosen verloren über 14,000 Mann an Todten und Verwundeten, 7000 an Gefangenen, 12 Adler und Fahnen, und 11 Kanonen. Von ihren Anführern blieben Lasalle und Duprat, Bessières, Wrede und 14 andre wurden verwundet. Die Österreicher entbehrten der Mitwirkung des Erzherzogs Johann, dessen Vortruppen erst Nachmittags um 4 Uhr bei Ober-Siebenbrunn anlangten, und einige Gefangene im Rücken des Feindes machten; allein da die Schlacht bereits verloren war, auch die Franzosen jetzt Streitkräfte genug verfügbar hatten, um der ihnen unerwarteten Erscheinung zu begegnen, so rückte der Erzherzog nicht näher heran, sondern ging gegen Abend unverfolgt über die March zurück. Er war auf keinen Feind gestoßen, der die Bestimmung gehabt hätte, ihn abzuhalten oder auch nur zu beobachten; unbemerkt und unvermuthet kam er heran, und das französische Heer war von dieser Seite dem verderblichsten Überfall ausgesetzt. Vergebens bemüht sich der General Pelet, in seinem übrigens trefflichen Werke, uns glauben zu machen, der Kaiser Napoleon habe gleich im Beginn

der Schlacht auch diesen Zug in seinen Berechnungen aufgenommen, bei seinen Anordnungen berücksichtigt und das Nöthige vorgekehrt. Die Thatsachen zeigen das Gegentheil. Dem Erzherzog ist sein spätes Eintreffen zum Vorwurf gemacht worden, er hat sich dagegen mit Nachdruck vertheidigt. Die Tapferkeit, der Geistesmuth und die Feldherrngaben dieses Prinzen sind anerkannt, und niemand wird in Betreff dieser Eigenschaften ihn beschuldigen. Im Allgemeinen muß gesagt werden, daß die Bewegung größerer Truppenmassen im österreichischen Heere nicht immer so leicht und rasch auszuführen war, als in manchen Fällen gewünscht wurde, und selbst der Erzherzog Generalissimus hatte während seines obersten Kriegsbefehls, unter welchem das österreichische Heer sich zur größten Tüchtigkeit ausbildete, ihm diesen Vorzug des Feindes nur zum Theil aneignen können. Auf österreichischer Seite fochten bei Wagram höchstens 100,000 Mann. Von diesen waren über 20,000 getödtet oder verwundet, gegen 8000 gefangen. Es blieben 4 Generale, unter welchen das französische Bulletin den General von Nordmann einen Verräther schmähte, weil er französischer Abkunft war und im Heere von Dumouriez das Loos dieses Feldherrn getheilt hatte; der Erzherzog Generalissimus selbst und 10 Generale wurden verwundet. Nur Eine Fahne blieb in den Händen des Feindes; an Geschütz gingen 9 Stücke verloren, deren

Bespannung getödtet war. „Es gehört unter die sonderbaren Ereignisse dieses Krieges," sagt der österreichische Bericht, „daß in dieser Schlacht der Sieger mehr Trophäen verlor, als der Besiegte."

Wie wenig der Muth und die Kraft des österreichischen Feldherrn und seines Heeres gebeugt waren, zeigten schon die nächsten Tage. Der Erzherzog hatte seinen Rückzug, mit Ausnahme des vierten Heertheils, der aber auch gleich wieder herangezogen wurde, nicht gegen Brünn, sondern wider alles Erwarten, aber kühn und absichtsvoll, gegen Znaym genommen, wo er das Heer hinter der Taya aufstellte, und am 10ten und 11ten Juli dem Sieger abermals eine Schlacht lieferte, deren lange zweifelhafter Vortheil sich endlich ebenfalls auf die Seite der Franzosen neigte; jedoch hemmte der Abschluß eines Waffenstillstandes die weiteren Feindseligkeiten. Bald darauf, nachdem auch der Erzherzog, durch persönliche Verhältnisse bewogen, seinen bisherigen Oberbefehl niedergelegt hatte, folgte der Friedensschluß von Wien. Der Friede war durch große Nachtheile bezeichnet. Allein der Krieg des Jahres 1809, und besonders die Schlachten von Aspern, Wagram und Znaym, ließen in Österreich das Gefühl eines Muthes und einer Stärke zurück, deren Bewußtsein nicht untergehen konnte. Auch den Franzosen blieb dieser Krieg ein Gegenstand ernsten Eindrucks, und wenn ihre Kriegserfahrnen die Schlacht

von Wagram erwähnten, dämpfte Ehrerbietung die Ruhmredigkeit. Unter den Deutschen aber, wem noch die Sache des Vaterlandes, der Ruhm deutscher Tapferkeit und Kriegsehre am Herzen lag, der blickte mit Stolz und Vertrauen auf den Erzherzog Karl und das österreichische Heer des Jahres 1809. —

Digitized by Google

II.

Wilhelms von Oranien Ehe

mit

Anna von Sachsen.

Von

Dr. K. W. Böttiger in Erlangen.

Wilhelmus von Nassawe
  Bin ich, von Teutschem Blut —
Dem Vaterland getrewe
  Bleib ich bis in den Todt [1])!

---

1) Aus dem berühmten von Philipp Marnix von S. Aldegonde gedichteten patriotischen Liede: Wilhelmus von Nassawen; auch abgedruckt in Freih. v. Hormayr's Taschenbuch für die vaterl. Gesch. 1835. S. 382.

Vorbemerkung.

Es gibt in der Geschichte — der politischen sowol als der Culturgeschichte — einzelne Punkte, an denen bisher die Untersuchung gescheitert ist; Punkte, welche aber grade durch ihre Dunkelheit und vielleicht absichtliche Verschleierung den Reiz und den Stachel des Geheimnisses annehmen und damit zu immer neuen Aufklärungs- oder Enthüllungsversuchen anspornen. Wie viel ist nicht über die sogenannten Pseudo-Fürsten bis auf die eiserne Maske und die Demetrier, wie viel über die räthselhafte Jungfrau von Orleans, über Schuld und Unschuld der Maria Stuart wie des Don Karlos; wie viel über Erfindung des Pulvers und des Buchdrucks, wie viel über die Verfasser der Juniusbriefe und der wolfenbüttler Fragmente geforscht worden! Tausend solcher Geheimnisse sind noch vorhanden, wenn wir in das Innere der einzelnen Staaten- und Fürstengeschichten eindringen. —

Ein solches Geheimniß schwebt nun auch über dem Ende der Ehe zwischen Wilhelm von Oranien und seiner Gemahlin Anna von Sachsen, welche — Tochter und Mutter zweier in den Geschichten der Kämpfe um religiöse und politische Freiheit welthistorischer Moritze — nach großem Glanze damit endete, daß sie eines schweren Vergehens bezüchtigt, aber nicht überwiesen, getrennt von ihrem Gemahle in engem Gewahrsam zu Dresden starb. Es ist kaum nöthig zu bemerken, daß sie nicht mit ihres Oheims August Gemahlin, der berühmten Mutter Anna [1]), noch weniger mit deren unglücklicher Tochter Anna, der geschiedenen und bis an ihren Tod 1613 gefangen gehaltenen Herzogin von Sachsen-Koburg, verwechselt werden darf. Der Verfasser dieses Aufsatzes hatte schon in seiner Geschichte des Kurstaates und des Königreichs Sachsen (Hamburg bei Perthes 1830 u. 31. II. S. 58.) auf das Räthselhafte dieser Erscheinung aufmerksam gemacht und sich vorgenommen, dieselbe zum Gegenstand einer besondern Behandlung zu machen, wenn ihm gelänge, aus dem königl. sächsischen Staatsarchive neue Materialien dazu zu erhalten. Da ihm dies durch eine eben so dankens- als nachahmungswerthe

---

1) über welche wir im Leipziger Volkskalender (1835 bei Hirschfeld) S. 63 — 68. berichtet haben.

Liberalität der höchsten Behörden jenes Staates im September 1834 zu Theil geworden ist, und er wirklich manches noch Neue gefunden hat; da ferner der Gegenstand an sich und durch die hocherlauchten Fürstengeschlechter, welche er berührt, anziehend ist; da er auch einen Blick in das Innere des Fürstenfamilienlebens des sechzehnten Jahrhunderts gewährt und so zum Theil ein praktischer Beleg zu dem im vorjährigen Jahrgange dieses Taschenbuches enthaltenen Aufsatze über Fürstenleben und Fürstensitte wird: so hat der Verfasser sich die Mühe genommen, das bereits Vorhandene mit dem Neugewonnenen zu einem Ganzen zu verschmelzen, welches nicht nur dem Freund der Geschichte, sondern auch dem Psychologen gewiß von Interesse sein wird. Einer Verletzung der Ehrerbietung gegen ein Fürstenhaus, dem er schon von Jugend mit Ehrfurcht zugethan gewesen ist, oder eines Misbrauches der verstatteten Archivsbenutzung kann der Verfasser schon darum sich nicht schuldig machen, weil gerade die stärksten Beschuldigungen jener Fürstin in einem in Sachsen gedruckten Museum der sächsischen Geschichte bereits enthalten sind [1]).

---

1) Dr. Ch. F. Weisse neues Museum f. d. sächs. G. III. 1. 107—208. Der Verfasser des Aufsatzes im Museum hat

Wenn er aber gegen die Regel guter Geschichtschreibung diesmal die Worte der Urkunden selbst mitunter seinem Texte einverleibt, so scheint ihm dies unerläßlich zur Behandlung dieses delicaten Gegenstandes und zum Colorit jener Zeit zu gehören, die selbst in brieflichen und urkundlichen Äußerungen so eigenthümlich war.

---

aber zum Theil noch andere Originalacten, als ich, vor den Augen gehabt. Sonst gehören hieher Klotzsch u. Grundig Sammlung vermischter Nachrichten zur sächs. G. 11ter Bd. Chemnitz 1776. S. 228 — 322. mit Urkunden; Arnoldi's historische Denkwürdigkeiten, Leipzig 1817. S. 103 — 137. und neuerdings Rommel in seinem Philipp dem Großmüthigen, Gießen 1830. I. 586. II. 656 f. III. 314 ff. — Ein schöner Aufsatz von Muth in Pölitz Jahrb. 1829. Juli u. December über den Oranier berührt diese Verhältnisse nicht. Münch's Nassau-Oranische Geschichte reicht leider noch nicht so weit. Der Kürze wegen wollen wir, wo ja citirt werden muß, es blos mit W (Weisse) S (Sammlung) A (Arnoldi) R (Rommel) thun.

Prinzessin Anna wurde ihrem berühmten Vater, Herzog Moritz von Sachsen, am 23sten April 1544 von Agnes, der Tochter des Landgrafen Philipp von Hessen, geboren und blieb, nach dem frühzeitigen Tode eines Prinzen, das einzige Kind. Mutter und Tochter wurden des Gemahls und Vaters wenig froh. Seine Feldzüge gegen Frankreich, der Reichstag zu Speier, die auch von ihm, nur in einem andern Sinne, getroffenen Vorbereitungen zum schmalkaldischen Kriege, dieser Krieg selbst und die Erhöhung des Herzogs zum Kurfürsten, die Belagerung Magdeburgs und der kühne Kampf mit dem Kaiser selbst, die blutigere Fehde endlich mit dem Brandenburger Albrecht füllen sein stürmisches Leben aus. An jene patriarchalische Häuslichkeit früherer und einiger späterer Fürsten war darum nicht zu denken.

Anna lebte bei der Mutter; aber mehr, wie es scheint, Erbin des väterlichen unruhigen, als des sanfteren mütterlichen Geistes. Gewiß ein Unglück war

es für sie, daß sie schon zwei Jahre nach dem Vater auch die in zweiter Ehe an Johann Friedrich den mittleren von Sachsen, den Ernestiner, vermählte Mutter noch im Jahre 1555 zu Gotha verlor. Durch einen Vertrag zwischen ihres Vaters Bruder, Kurfürst August, und ihrem Großvater mütterlicher Seits, Landgraf Philipp (1sten Jan. 1556) über Annas Auferziehung und Unterhalt kam sie nun an Augusts Hof nach Dresden. Ihre Erziehung mag streng protestantisch von ihrer Hofmeisterin und den ihr beigegebenen Jungfrauen geleitet worden sein, aber überliefert ist nichts Näheres darüber.

Ein ähnlicher Vertrag zwischen denselben Fürsten vom 28sten Mai 1556 setzte fest, daß Anna nicht vor dem funfzehnten Jahre vermählt und ihr dann von August eine ehrliche Hochzeit ausgerichtet, wobei die baare Ausstattung mit Hinzurechnung eines erst nach Johann Friedrichs von Gotha Tode flüssig werdenden Capitals von 30,000 Rthlr., und von 35,000 von August selbst zugeschossenen Thalern sich auf 100,000 Rthlr. belaufen solle — eine für jene Zeit höchstansehnliche Summe. — Über eine Vermählung Annas solle sich keiner von beiden Fürsten ohne Vorwissen des andern auf etwas Verbindliches einlassen. — Eine Verbindung mit einer so reich ausgesteuerten Prinzessin und durch sie mit einem der mächtigsten deutschen Fürstenhäuser konnte also auch

leicht körperliche Mängel der Fürstin bedecken, die nicht urkundlich näher bezeichnet werden, als daß sie „ungeschickten Leibes" (wahrscheinlich etwas hinkend) gewesen sei. Der Freier blieb nicht aus, wenn er auch von einer Seite kam, von der man ihn kaum erwartet hatte. Es war Wilhelm, der Schweigende, Graf von Nassau, Prinz von Oranien.

War Sachsen in der ersten größern Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts derjenige Staat gewesen, welcher in politischer wie selbst in culturhistorischer Hinsicht Deutschlands, ja Europas Augen auf sich zog: so fielen diese in der zweiten Hälfte unwillkürlich auf die Niederlande. Wie Sachsens Moritz mit so ungleichen Kräften dem Kaiser Karl gegenüber die politische und kirchliche Freiheit Deutschlands gerettet hatte, beginnt jetzt in den Niederlanden ein ähnlicher Kampf gegen den gewaltigen Gebieter, den Herrn von Ländern, in denen die Sonne nicht unterging, gegen jenen unseligen Philipp, der aus dem Dunkel seines Cabinetes seine Länder alle nach dem Grundsatz beherrschen wollte, daß nur Ein Glaube der wahre, Ketzer aber und Rebell dasselbe sei. Und an der Spitze dieses langen, endlich siegreichen Kampfes standen die Oranier Wilhelm der Schweigende und später Moritz, sein Sohn.

Am 14ten (24sten) April 1533 wurde der erste dieser Helden seinem schon protestantischen Vater Wilhelm dem Reichen, Grafen von Nassau, zu Dillenburg von der stolbergischen Juliane geboren; uralten Stammes, hochberühmten Geschlechtes, aus welchem schon Kurfürsten und ein deutscher König hervorgegangen waren. Zu dem kleinen väterlichen Besitz dieser (Ottonischen) Linie ererbte Wilhelm, der ältere Sohn, von seines Vatersbruders Sohne Renatus (starb 1544), die Fürstenthümer Oranien und Chalons, und trat dafür seinen Brüdern, namentlich dem Grafen Johann von Nassau, das väterliche Dillenburg ab. Er konnte dies um so mehr, da er durch seine erste frühzeitig (1549) geschlossene Ehe mit Anna von Egmont, Gräfin von Büren, beträchtliche Güter in Holland, Seeland und Geldern bekommen hatte.

Sein Schicksal hatte ihn schon frühzeitig aus dem engen Kreise des Vaterhauses herausgerissen und ihn schnell in einer viel größeren Schule gereift. Kaiser Karl V. wollte diesem Hause, welches Verdienste um seine Kaiserwahl hatte, wohl; er verlangte den fähigeren Wilhelm an seinen Hof, wo er einer der Edelknaben wurde, aber dafür auch dem Protestantismus entsagen mußte. Dort wuchs er unter den Augen Karls und seiner Schwester Maria von Ungarn, des älteren Granvella, dessen Sohn anfangs sein Freund, später sein Hauptfeind wurde, Alba's und anderer

Großen mit dem Infanten Philipp auf. Mitten unter solchen mitunter sehr contrastirenden Charakteren, in der Nähe Derer, welche die Schicksale von Europa und Amerika damals leiteten, gleichsam in dem Mittelpunkte damaliger politischer Weltleitung, gedieh der schöne Jüngling zu jener ernsten schweigsamen Haltung, zu jenem tiefen Blicke in die Verhältnisse und ihre Haupthebel, zu jener klaren Besonnenheit des Geistes, die im Glücke nie die Mäßigung, im Unglücke nie die Geduld und Hoffnung verliert. Ein Fant und Schwätzer hätte nie des ernsten Kaisers Vertrauen gewonnen! Weil er schweigen konnte, durfte er oft um den Kaiser bleiben, wenn fremde Gesandte ihre Audienzen hatten und wichtige Botschaften vor ihn brachten; weil er denken konnte, durfte er öfters dem Kaiser seine Meinung sagen; und Karl rühmte, daß dieser Jüngling ihm oft Anschläge gebe, welche seiner eigenen Klugheit entgangen wären. — Schon 1555 vertraute er ihm, dem 22jährigen, den Oberbefehl in den Niederlanden, und Wilhelm ließ sich auch hier nicht vermissen, weil zu dem persönlichen Muthe des Soldaten, wenn auch nicht die Erfahrung des Feldherrn, doch der scharfe Blick des werdenden Staatsmannes hinzukam. — Auf seine Schultern gestützt, nahm Karl V. zu Brüssel Abschied von seinen Niederländern, die er an seinen Sohn Philipp wies, und Wilhelm bekam den traurig-ehrenvollen Auftrag, die deutsche Krone Karls dessen

Bruder, dem Böhmenkönig Ferdinand, zu überbringen, als der Kaiser durch Erfahrungen, die seinen Muth, und durch Krankheiten, die sein Lebensprincipium untergruben, den größten Thron mit einer Mönchszelle bei St. Just zu vertauschen beschlossen hatte.

Wilhelm fühlte es bald, daß mit dem kaiserlichen Freunde die milde Sonne seines Lebensfrühlings gewichen, und daß er in der neuen Sonne, die nun schien, wenig wachsen werde. Den öden und verödenden Philipp hatte seines Vaters Gunst gegen den Oranier verwundet, eben weil er des Letzteren höhere Talente anerkennen mußte. Doch war Wilhelm so schnell nicht zu beseitigen; die öffentliche Meinung — auch eine Macht — war noch zu schonen. Wilhelm galt viel bei den Niederländern, denen er in edler Geselligkeit und fürstlicher Pracht seine Reichthümer und Talente zu gute kommen ließ, die wieder von den Augen so vieler Fremden auf die Niederländer ehrenvoll zurückstrahlten. Aber auch fast nur die Stunde der Tafel öffnete ihm den Mund zu frohem Scherze, und der Wein heiterte ihm dann die ernste Stirne auf. — Wilhelm verschwand also noch nicht von dem großen Schauplatze, nahm thätigen Antheil an dem Abschlusse des Friedens von Chateau-Cambresis (1559), der ihm sein von Frankreich entrissenes Orange wiedergab, und hielt sich einige Zeit als Geisel dieses Vertrags am französischen Hofe auf. Dort entdeckte

er die geheimen Plane Granvella's und des Cardinals von Lothringen zur völligen Ausrottung der Protestanten, und er beschloß, wenigstens seine Niederländer vor diesem Frevel zu bewahren. Aber seine Warnungen fielen den Spaniern in Brüssel in die Hände, und in Philipps Augen war er nun geächtet. Aber die Zeit sollte diesem erst seine schweren Plane reifen; darum galt's noch Verstellung und nur geheimes Gegenwirken.

Die erste Spur davon gewahrte der Oranier in der Hintertreibung seiner zweiten Vermählung mit Dorothea, Tochter der verwitweten Herzogin Christierne von Lothringen (welche Letztere, eine Nichte Karls V., Oranien und sein Freund Egmont zur Generalstatthalterin der Niederlande von Philipp gewählt wünschten). Aber Philipp durchschauete den Plan und setzte seine natürliche Schwester Margarethe von Parma, die männliche Frau, den Niederländern vor, damit weder Christierne noch einer der beiden Freunde nach jener hohen Stelle weiter trachten möchten. Wilhelm wurde blos Statthalter von Holland, Seeland, Utrecht und Westfriesland; Egmont von Flandern und Artois. Oranien, dem Philipp scheidend aus den Niederlanden laut den schweren Vorwurf machte, daß Er vorzüglich die unruhige Stimmung des Volkes nähre, der aber auch den Kampf zwischen des Königs antinationalem System

und den Niederlanden voraussah, die weder 13 neue Bisthümer und neue spanische Regimenter, noch die Inquisition und bald auch die tridenter Concilienschlüsse annehmen wollten; Oranien dachte bei Zeiten an eine Verschwägerung mit den mächtigsten deutsch-protestantischen Fürstenhäusern, die ihm im Falle der Noth Hülfe gegen Spanien gewähren konnten. Bei den damals freundschaftlichen Verhältnissen zwischen Kurfürst August von Sachsen mit Philipp von Spanien, bei der engen Verbindung Sachsens mit Hessen schien eine Vermählung mit der reichausgesteuerten Prinzessin Anna gewiß die vortheilhafteste von allen.

Es war im Jahre 1560, als Graf Günther von Schwarzburg in seines Schwagers Wilhelms von Oranien Namen am dresdner Hofe erschien und dem Kurfürsten des Prinzen Zuneigung zu Sachsen und Hessen und seine Absichten eröffnete. August aber machte ihm bemerklich, daß auch der Landgraf bei der Sache mitzusprechen habe; daß ferner der Prinz katholischen Glaubens sei, und Anna darum in Gefahr gerathen könne, an ihrem Glauben irre zu werden; daß auch schon ein im Fürstenthume folgender Sohn erster Ehe vorhanden sei; und er erkundigte sich auch, wie hoch und worauf die starke Mitgift der Prinzessin versichert werden solle. Der Graf versprach scheidend,

der Prinz werde diese Bedenken heben, und bat sich dann noch schriftlich das Portrait der Anna aus. Es wurde zwar gemalt, von August aber, als zu sehr geschmeichelt, nicht abgesendet, weil entweder der Graf dem Prinzen selbst eine Schilderung von ihr entwerfen oder dieser kommen und sie selbst kennen lernen könne.

Bald nachher brachte Günther in Begleitung eines oranischen Gesandten, Oberst Holla, beruhigendere Auskunft: Wilhelm sei dem Protestantismus heimlich sehr gewogen; wenn er ihn auch öffentlich noch nicht predigen lassen dürfe, werde er der Prinzessin doch einen evangelischen Prädicanten und die Sacramente nach ihrer Weise verstatten; die Kinder dieser Ehe sollten zu Markgrafen erhoben und mit 70,000 fl. jährlicher Einkünfte versehen werden.

Mit diesen Nachrichten ging Hans von Karlowitz nach Kassel, und sollte noch besonders vorstellen, daß die Prinzessin in ihrem Alter schwerlich an geradem Wuchse und Proportion des Leibes zunehmen werde, dabei von einer seltsamen Gemüthsart und hartem Sinne sei, und man daher billig auf ihre Versorgung bedacht sein müsse[1]). Wilhelm sei jung, schön, vermögend, in Ansehn bei Spaniens König (so hatte Günther berichtet!), „also ein vortrefflicher Fürst; doch werde August ohne Philipp nichts beschließen.“

1) W. — S. 183. (also aus Originalacten).

Allein Philipp (dem auch die Kosten des noch nicht lang beendeten 50jährigen Processes mit Nassau über Katzenellenbogen in dem Sinne liegen mochten) war so leicht wie August nicht zu gewinnen. Mit richtigem Blicke in die wahre Lage und in die Zukunft wendete er ein: der Prinz sei spanischer Unterthan und werde Anna in ihrem Glauben nicht schützen können, die am Ende werde fliehen müssen; auch sei er eigentlich blos Graf und für eine solche Kurfürstentochter zu gering; der Prinz sei stark verschuldet und werde die Widerlage nicht aufbringen. Selbst daß die Kinder erst zu Markgrafen erhoben werden sollten, sei ihm zuwider. Auch müsse ja die Prinzessin selbst darüber gehört und ihr der Prinz gezeigt werden. „Da aber nun der Kurfürst melde, daß sie einen ungeschickten Leib hätte, so wäre es schimpflich, ihm solches sehen zu lassen, zu verbergen aber um deswillen bedenklich, weil er alsdann sagen dürfte, daß man ihm eine wohlgebildete Prinzessin angerühmt, eine ungeschickte aber listigerweise aufgehängt hätte, woraus das Unglück entstehen dürfte, daß sie nie einen guten Tag bei dem Herrn haben könnte; es würde an andern Fürstensöhnen von gleicher Nation, Religion und Sprache mit der Prinzessin nicht fehlen; man solle also auf eine höfliche abschlägliche Antwort bedacht sein" u. s. w. —

Diese Antwort wurde dem Schwarzburger (26sten

Jan. 1560) unter der Hand mitgetheilt, der aber verwundert äußerte, daß ja Philipp selbst dem Prinzen eine Tochter angeboten habe, dieser aber nicht darauf eingegangen sei — eine Sache, welche nachher Philipp halb und halb selbst zugab. Dem jungen Landgrafen Wilhelm von Hessen äußerte August, daß ihm selbst wegen der Prinzessin großer Ausstattung am meisten an der Sache gelegen sein müsse, und daß er als ihr Pathe die gute Gelegenheit nicht aus der Hand lassen werde.

So stand die Sache, als Wilhelm von Oranien selbst 1560 nach Dresden kam. Wir mögen es glauben, daß der junge, schöne und berühmte Prinz auf Anna, die er bei Tafel und beim Tanze sah, einen sehr günstigen Eindruck machte. Aber es wird auch versichert, daß Anna dem Prinzen gefallen habe. Da er sich auch fleißig beim evangelischen Gottesdienste sehen ließ, so setzte sich August vor, die Heirath zu Stande zu bringen, es koste was es wolle. Man verabredete eine neue Beschickung des Landgrafen und einige vorläufige Punkte des Ehevertrags (Markgrafentitel und Einkünfte der Kinder, das Gegenvermächtniß auf das Haus Dillenburg, wozu die Grafen von Nassau schriftlich einstimmen sollten, und die schon angeführte Religionsbedingung).

Darauf gingen (Dec. 1560) der sächsische Secretair Jenitz und von oranischer Seite ein gewisser Kneytel

(auch Knottel oder Knüttel geschrieben) nach Kassel ab. Gegen sie scheint August vorher geäußert zu haben: „Weil er nun einmal auf sich genommen, die Heirath bei dem Landgrafen in Richtigkeit zu bringen, so habe er sich 2 Monat Bedenkzeit genommen, um mit dem Landgraf weiter zu verhandeln; die weil denn der Karrn in Dreck geführt und der Kurfürst vielleicht sonst nicht das Glück habe, Heirathen zu stiften, so möchten sie darauf denken, wie der Landgraf möcht' zu persuadiren sein, damit er nicht Lügen gestraft werde, denn er wollte keinem Menschen zu gefallen lügen, sondern seine Zusage halten, und sollte er dem Prinzen seine eigene Tochter geben [1])." Die Unterhändler gaben sich alle mögliche Mühe, die bekannten Einwürfe Philipps zu entkräften, führten selbst an, daß die Vermählung mit Wissen des Königs von Spanien geschehe, daß es mit der Zeit kommen könne, daß die Prinzessin in den Niederlanden mit ihrer Religion viel Gutes stiften könne; daß der Kurfürst aller Weigerungen ungeachtet doch thun werde, was ihm recht dünke, „zumal da diese Dinge so weit gekommen und erschollen, daß man mit Ehren nicht mehr zurücktreten könne." Sie widerlegten auch den Verdacht, den Philipp

1) Aus einer neueren im Dresdner Archive befindlichen, aus den Acten geschöpften Relation. —

außer den Frauenzimmern auch auf die Räthe Augusts warf, als hätten diese sich bestechen lassen durch die Äußerung, daß diese „des Vinantzens" nicht bedürften, und quälten mit ihren Vorstellungen den krank im Bette liegenden alten wunderlichen Herrn so, daß dieser heftig auffuhr und erklärte, er wolle nun nichts mehr hören und sich lieber erwürgen lassen, als einwilligen. Hierauf gab Jenitz aber dem Landgraf zu verstehen, daß sich der Kurfürst so schimpflicher Antwort und Abweisung nicht versehen werde, denn der höre auch einen Hundsbuben an, den ihm der Landgraf nach Dresden schicke; er möge bedenken, ob es wohlgethan sei, das um ihn hoch verdiente Haus Sachsen so vor den Kopf zu stoßen. Aber alles war umsonst.

Jenitz führte unter anderm auch dem Landgrafen zu Gemüthe, daß die Prinzessin auf alle Vorstellungen von der Religion, den fremden Diensten des Prinzen u. s. w. eine solche Erklärung gethan habe, daß der Kurfürst sich nicht sattsam habe verwundern können. „Er ist ein schwarzer Verräther, aber ich hab' keine Ader an meinem Leibe, die ihn nicht herzlich lieb habe" [1]). Man kann allerdings diese Worte auf die an Karls Hofe vorgegangene Religionsveränderung des Prinzen deuten. Aber folgende von Hessen aus an eine Hofdame in Dresden, Sophia von Miltitz,

1) R. II. 657. —

geschehene Anfrage, führt auf ein Gerücht, welches wenigstens in Hessen im Gange gewesen sein muß und vielleicht auch zu Annas Ohren gekommen war. „Nachdem ein erschrecklich geschrei were durch fyller hern länder were gegangen, als sult der printz sein Gemal erstochen habben, was sulcher erdichten reden mocht ursache sein, daraus sulche beschwerliche nachrede hergeflossen?“ worauf die Miltitz antwortet: „ich kann nicht wissen, was sulche erlogen Leutt zu sulchen geschwynden Loygen verursacht, denn das wußte ich gewyß vnd vor war, daß ein gar freundliche holdßelige ehe were yn fester Libe vnd trawbt u. s. w. [1].“ Übrigens schreibt dieselbe Frau der Pfalzgräfin Elisabeth, welche sehr von der Ehe abgerathen hatte: „das auch E. F. Gn. gern wissen wollte, ob es das Frewlein gerne thäte oder nicht: Mogin E. F. G. gewiß glauben, das sie niemand hierzu beredet viel weyniger gezwungen noch gedrungen hat. Denn E. F. G. werden ja des Frewleins Kopf vnd synn kennen vnd yre ferttigkeit wyssen, der warlich sych noch dyssen tack wyder zwyngen noch bereden lassen wyl, sondern techlich hertter wert obber den dyngen so sy ze synne nymet vngeacht aller sachen vnd großer fleyß ßo by yr on gewendt wert, ich habbes gar fylmals von yr

1) Diese und die gleich folgenden Auszüge aus den Originalien im Dresdn. Archiv.

gehert von alle yre freundschaft sy solten sy zw keinem heren bereden, der yr nich gefylle."

Den landgräflichen Bescheid hatte Wilhelm zu Sondershausen noch abgewartet und erklärt, daß er dann Philipps Einwendungen nicht groß achte und sich an des Kurfürsten Wort halte. Er hatte von Leipzig, Sondershausen und endlich von Breda dringend das kurfürstliche Paar zu Sachsen um Beschleunigung des Beilagers gebeten, und einige seiner Äußerungen klingen naiv genug. So dankt er der Kurfürstin (17ten Dec.) von „Lipsig" aus für die in Dresden erwiesene Gnade und Freundschaft und setzt hinzu: „wie wohl ich E. L. (Liebden) im letsten Abscheit der bewußt sach halben gepetten so hab ich doch nit kunnen vnderlassen E. Ld. mit dissem kleine Briefflе gantz underthanig zu ersuchen mit bit sie welle Jre die bewußte sache lasse bevolen sein vnd helfen das best darinne thun damit es balt geschehen mochte vff das ich einmal der martel (Marter) mocht abkommen. Denn wenn E. Ld. wußten wie mir das wormlein dach und nacht das Hertz durchfrießt so wert sie sunder zweiffel ein groß mit leiden mit mir haben vnd thun hiemit E. Ld. in dem Schutz des allmechtigen In gesantheit bevelhen

Ew. Ld. allezeit vndertheniger williger Diener
in ehren W. Printz z. Uranien.

Acht Tage später schreibt er von Sondershausen unter andern dem Kurfürst: E. Ld. F. Gn. gesuntheit

haben ich neben den andern Heren so dicke vnd offt getruncken, das ich mich letzlich schier auf E. L. F. Gn. gesuntheit eine schwachheit erwerkt vnd geursacht haben seyn muß u. s. w.

Auf dem (Febr. 1561) zu Naumburg gehaltenen evangelischen Fürstentag, wo die protestantischen Fürsten die Schreiben des Papstes an sie schon um der Aufschrift dilecto filio willen mit der Äußerung zurückgaben: „sie wissen sich nicht zu berichten, daß sie des Bapst sone weren, sie hofften ire muetter weren from gewesen vnd hetten andere vetter (Väter) gehapt“ [1]), kam der streitige Punkt zwischen Philipp und August gar nicht zur Sprache, weil keiner davon anfangen wollte. Anna wurde lieber gar nicht zur Tafel gezogen, damit sie nicht, wie Augusts Mutter, die alte meklenburgische Katharina, lachend eingestand, vom Landgrafen etwa „wendig“ gemacht werde. Eine von Philipp verlangte Zusammenkunft mit seiner Enkelin zwischen Dresden und Kassel schlug August ab, und auf ein abmahnendes, selbst mit großväterlicher Autorität verbietendes Schreiben des Landgrafen an Anna erwiederte sie: in ihrer Religion würde sie nicht können irre gemacht werden, sie müsse ihr Wort halten, wie es einem ehrlichen Fräulein zieme, der Prinz sei ihr von Gott bestimmt u. s. w., sowie sie diesem

1) A. S. 120. aus einem Briefe Günthers von Schwarzburg an Wilhelm d. 11ten Mz. 1561.

auch selbst nach Breda schrieb „was Gott auserſehen, werde der Teufel nicht wehren.“ Als der Graf von Schwarzburg ihr in Wilhelms Namen einen Ring präsentirte, befahl sie ihm, seinem Schwager zu schreiben: „daß sie S. Ldd. vielmal hundert taußent guter nacht entpote und bäthe S. Ldd. wolle ihr nicht vorgessen, sie gedecht S. L. auch nummermer zu vorgessen vndt wenns der gantzen welt leidt were“ [1]).

Was der alte ehrliche Philipp nicht mündlich hatte thun wollen oder können, that er von Eckardsberge und dann von Kassel aus schriftlich an den Kurfürsten und den Prinzen selbst. Ersterer drang aber jetzt nur noch auf Sicherstellung des Religionspunktes, „damit das Fräulein an Irer seelen heil vnd wolfart nit gehindert sei auch vmb so viel desto mehr bei gutten willen kegen E. L. erhaltten vnd vns in dem nichts vorweislichs möge auffgeruckt werden.“ Das Beilager könne aber wegen großer Vorbereitungen und Einladungen vor Bartholmä (24sten Aug.) nicht statt finden [2]). — Während Graf Ludwig von Nassau zu Dresden die Unterhandlungen in Wilhelms Namen führt, allein seinem Bruder abräth, eine von August aufgesetzte „weitlaufige und spitzsinnige“ Religionsverschreibung zu unterzeichnen, weil ja der Landgraf oder Andere solches dem König von Spanien verrathen

1) A. 121, wonach mehre Briefe dieser Art.
2) A. 113.

möchten [1]), läßt Philipp nicht ab, den Kurfürst abzumahnen und erbietet sich, aus eigenen Mitteln 50,000 Thlr. herzugeben, wenn eine andere Vermählung damit erzielt werden könne. August aber berief sich auf die Einwilligung seiner Mutter, dann, daß im Vertrage von 1556 nur von Vorwissen, nicht von Verwilligung die Rede sei, auf die Schickung des Allmächtigen, wo es auf Hoheit des Standes nicht ankomme, auf Stellen der heiligen Schrift und Luther's über die Heirathen zwischen Gläubigen und Ungläubigen, z. B. „ein Heyde ist eben so wohl ein Mann und Weib, wie S. Peter, Paul und Lukas, geschweige denn als ein böser loser Christ.“ Überhaupt wurde nun der Briefwechsel immer hitziger, und als der Landgraf erfuhr, daß wirklich die Vermählung auf Bartholmä 1561 angesetzt sei, wollte Philipp sogar an ein förmliches in der Erbeinigung bestimmtes Ausschiedsgericht gehen (welches aber August als in Heirathssachen ungültig verwarf), und legte endlich 26sten April 1561 eine förmliche Protestation ein. Mehre protestantische Fürsten in seiner Umgebung hatten sogar in ihrem tollen Eifer erklärt, sie würden ihre Töchter lieber einem Bauersknechte oder Sauhirten als einem Papisten geben [2]).

---

1) A. 124.

2) R. II. 659. 660. Philipp schlug sogar dem Kurfürsten

Diese Protestation und ein früheres Schreiben Philipps vom 29sten Dec. 1560 sind zu charakteristisch für diese Angelegenheit und für den ganzen Ton der Zeit, als daß nicht einige Stellen ausgehoben zu werden verdienten: So heißt es im letzteren: „Welchs doch ein gantz schimpflich vnnd vercleinerlich angesehenn bei aller weldt habenn wurde, das eins Churfurstenn Dochter solt einem gegeben werdenn, der noch selbst nit wuste wie die kinder die vonn Jr geborenn genent werden soltenn. Dieses ist allein eine solliche vhrsach, das wirs nymmer mehr mit ehrenn bewilligenn können, mogen noch wollen, vnnd die nachredde vff vns ladenn, Da viel leuth vff vnns spitzig sein wurdenn, vnnd sagenn, wo habt Jr ewer Dochter dochter hin helffenn gebenn, Wie sollenn noch die kinder heissenn, welche von Jro geboren werden, — — Sondernn es seindt gott lob noch Churfurstenn vnnd furstenn Sohne genug (So ist sie nit veraltet) da sie hin kann gebenn werdenn, Da sie solliche fahr Jrer Seelenn vnd leibs nit besorgenn darff, Auch gewiß weis, wie Jro kinder genent sollen werden. — — Derhalbenn ist Jnn keinen wegb mit einichem gutem gewissenn vnser Dochter dochter ein solch Jung mensch, an den orth zu

einen Prinzen vor, den man ihm selbst für eine seiner Töchter angetragen hatte.

verheurathenn" — — [1]) und in der sogenannten Protestation: „Vnnd wollen hiemit protestirt habenn, Ob wir etwas in diessem brieff schreibenn wurdenn, das ewer Lieb verdrißlich sein, Oder eß dahin verstehenn mochte. Daß wirß keiner ander gestaldt gethann, vnndt thun, dan wie vorgemeldt Auch wir nit gewondt sein zue fuchßschwentzen oder zue Schmeicheln, Sondernn wie es vnnß Im hertzenn ist antzutzeigenn — — Das nun die Großmutter, ewer Lieb fraw Mutter vnsere wase auch Jnn diessen vorgenommenenn Heurath bewilligt, vnnd die Dichter diesses brieffs ein groß fundament darauff setzenn, were liederlich zu solvieren, Eß ist aber Odiosum, Darumb wollen wirß dißmals lassenn pleibenn. — Zum funften Sovil des printzenn personn belangt, wollen wir sein personn nit lesternn, Wir halten Jnen vor der weldt vor einen frommenn ehrlichenn hernn, Seine reichthumb Ob sie schonn groß seint, So fallenn doch die besten particul, Als das Printzthumb vonn Vranien die herschafft Bredaw, dieß vnnd dartzu was vonn seiner verstorbenn gemahl der von Beurenn (Büren) herkompt, dem Primogenito heim, Das vberlenge ist nicht viell — — Das er einen großenn prechtlichenn standt helt, glauben wir woll, Habenn auch gehort, das er ein groß Pancket gehabt, da Dischdeucher,

1) Rommel 324 — 329.

Thelerenn, vnnd anders alles Zucker gewessenn, Vnnd glauben warlich das er seinen guet viell zue viell thue, Wie dann warlich vnnd glaubhafftigklich auß dem Nidderlandt geschrieben vnnd gesagt, das er Inn grossenn schuldenn u. s. w. — — Das er einen grossenn bevelch vnnd Gubernement Inn etlichenn Landenn hatt, sollichs ist nit Seltzam, Dann die Keiser, Konige vnnd grosse Herrnn. Auch woll schlechtenn Leuthenn vonn geburt, Auch di woll Bastardtenn sein, sollichs bevehlenn, Darumb wer E. L. das so hoch außgebresset, der ist one Zweivell des printzenn vonn vranien guter freundt gewessen, Konndt auch kommenn, es wurde Jme reichlichenn belohnt werden — Vonn der tugennt des printzenn von Vranien, lassenn wir Jnen einen weldt thugentsamen mann sein, So er aber bej diesser vnnsser Dochter dochter sein ehe haltenn wirt, wie bei der vorigen, So wirt es Ir beschwerlich genug sein — Ist vnnß warlich seltzam zu horenn dann es wedder Im altenn oder Newenn Testament Noch Inn vielenn Kirchenn Ordnungen zugelassenn wirdet, Wo sich zwej selbst verlobenn, ohne der eltern bewilligung, das solliche Ehe vortgengig sein, sonndernn dero viel nit zugelassenn werden, Vnnd gar seltenn eine da sie sich nit fleißlich erkannt, (wie wir nit zweiveln, hie nit gescheen sey) zulassenn, Sonndernn gescheidenn werdenn. — — Da es aber ye so soll vnndt muß sein, da dann dem

Jungenn noch nit vorstendigenn Frewlein vnd Waißlein, Ir, oder Iren nachkommen vonn Irem Leibe geborenn, schadenn, verderbenn, ann Irer Seel vnnd gewissenn, Auch an Irem Leib vnnd ehren, durch diesen Heurath widderfahren wurde, So wollen wir hiemit vor gott vnndt aller weldt auch allen frommen Cristgleubigen protestiren, das wir daran nit schuldig, Sondernn E. L. vnnd andere personen die solchs angestifftet Gott dem Herrn deßhalbenn redde vnnd antworth vnnd rechenschaft gebenn mussen" rc. — — [1]).

Während dieser lebhaften Verhandlungen zwischen Philipp und August war Letzterer sehr eifrig mit den Anstalten zur Hochzeit beschäftigt, die endlich auf den 25sten August nach Leipzig festgesetzt worden war. Noch wurde vorher 2ten Jun. zu Torgau, wo die alte Mutter Katharina, Heinrich des Frommen Witwe, auf den Tod krank lag, eine förmliche Ehestiftung aufgerichtet, über Mitgift, Morgengabe, Gegenvermächtniß, welches auf die Grafschaft Vianden und die freien Herrschaften S. Veit und Warneton und Grave versichert war. Wolle oder könne die Prinzessin nach dem Tode ihres Gemahls oder wegen der

1) Rommel 314—324. natürlich nur auszugsweise, wiewol das Ganze sehr lesenswerth ist.

Religion in den Niederlanden nicht bleiben, so sollten auf Wilhelms Todesfall die ihr zukommenden oder nach ihrem Tod an August fallenden Summen unter Bürgschaft der Grafen von Nassau jährlich auf der Frankfurter Messe entrichtet und ihr das Haus Dietz und Hadamar mit den zubehörigen Herrschaften eingeräumt werden. Eine Verhandlung eigner Art fand über die Religionsversicherung statt. Nach einer vom Landgraf mitgetheilten Äußerung des Oranischen Gesandten an ihn, des schon genannten Kneytel, sollte es kaum thunlich sein, einen eigenen evangelischen Prediger der Prinzessin zu halten, sondern sie würde sich der Sacramente wegen nach Mörs oder Nuenar begeben müssen. Daher wurde in die vom Kurfürsten entworfene Religionsversicherung auch nur das vom Prinzen zu unterschreibende Versprechen aufgenommen, daß das Fräulein von der wahren christlichen Religion der Augsburgischen Confession nicht abgewendet und ihr christliche Schriften dieses Bekenntnisses zu lesen, verstattet werden, sie selbst aber jederzeit auf ihr Begehren an Orte geführt werden sollte, wo sie das hochwürdige Sacrament des Leibes und Blutes nach rechter Einsetzung unter beiderlei Gestalt genießen könne. In Krankheits-, Kindes- oder Todesnöthen sollte ein evangelischer Prädicant zu ihr gebracht und ihr das Abendmahl wo nicht öffentlich doch im Zimmer gereicht werden. Der Prinz solle so viel als möglich

dafür sorgen, daß die Kinder dieser Ehe in der wahren Religion Augsburgischer Confession unterwiesen werden möchten u. s. w. Wilhelm ließ jedoch dem Kurfürsten vorstellen, daß er ein schriftliches Versprechen in diesem Punkte, welches ja bei bundbrüchichen Leuten ohnehin nicht mehr als eine mündliche Zusage gälte, zu unterzeichnen Bedenken trage, aber dem Inhalte des Reverses aufs verbindlichste nachzukommen, auf fürstliche Treu und Glauben versichere und dies Versprechen vor dem Beilager noch einmal mit Hand und Mund wiederholen wolle [1]). Wie auch geschah.

Schon am 26sten Juni theilte der Kurfürst dem Prinzen das Verzeichniß sämmtlicher Gäste, den König von Dänemark an der Spitze, mit, die er einzuladen beabsichtige. (Hier ist auch Landgraf Philipp oder einer seiner Söhne aufgeführt, obgleich Ersterer schon im Voraus den Kurfürsten gebeten hatte, ihn und seine Söhne mit einer Einladung zu verschonen. Da, nach dem Vorgefallenen „ihm und seinen Söhnen bei der Hochzeit zu sein nicht gebühren wolle", wenn er schon

1) A. 133. der Revers. Der Verf. in Weisse 196. behauptet, daß der Punkt mit der Unterweisung der Kinder in der Augsb. Confession in dem vom Prinzen zu unterzeichnenden Original auf Befehl des Kurfürsten ausgestrichen worden sei. Ich habe dies Original nicht gefunden.

dem Prinzen und dem Fräulein schriftliches oder lebendiges Geleit gern gewähren wolle [1])). August bittet, da er dem Prinzen und dessen Gästen „um mehrerer richtigkeit willen in seiner Herberge eine sonderliche Kuch und Keller zu halten“ willens sei, daß dieser sein Silber- auch Kuchen- und Kellergeräthe sammt den Kuchen-, und anderen Amtsdienern mit sich bringen möge, weil es trotz der Beschränkung der hochzeitlichen Freuden durch den Tod seiner Mutter (6ten Jun.) doch fürstlich hergehn solle. Auch lasse ihn Graf Peter von Mansfeld bitten, bei dem Beilager erscheinen und einen Pallyastecher (Lanzenstechen) anstellen zu dürfen [2]). Auch bestellte sich der Kurfürst bei Wilhelm einige Mummereien, die man in den Niederlanden besser als in Sachsen habe [3]).

Die Vermählung wurde am 25sten Aug. 1561 zu Leipzig, nach vorausgegangener Trauung in der Nicolaikirche, 7 Tage lang auf dem Rathhause in Gegenwart von 17 fremden fürstlichen Personen, gar stattlich gefeiert, obgleich von Hessen Niemand und der König von Dänemark nur durch eine Gesandtschaft erschien, und August — kein gutes Vorzeichen — wegen des Todes seiner Mutter in Trauer ging.

---

1) A. 128. des Landgrafen Schreiben.

2) A. 129.

3) Dresdner Archiv.

Er war mit seinem ganzen Hofe und 1544 Pferden, Wilhelm mit einem großen Gefolge von Niederländischen und Nassauischen Grafen, Obersten und Herren mit 1100 Pferden eingetroffen. Es sollen im Ganzen 5500 Gäste und 6000 Pferde gewesen sein, sodaß man wol der Angabe, daß 4000 Scheffel Weizen, 8000 Sch. Korn, 13,000 Sch. Hafer, 3600 Eimer Wein, 1600 Faß Bier verbraucht worden, Glauben schenken darf. Eine besondere Rennbahn war mit Ziegelsteinen ausgesetzt und mit Sand bestreuet. Ein Stecher-Ringelrennen und dergl. durfte damals nicht fehlen. Noch am 22sten Aug. bekam das Fleischerhandwerk zu Zwickau den Befehl, sich mit der Kuh- oder Ochsenhaut gerüstet nach Leipzig zu begeben, um am fürstlichen Beilager Kurzweil damit zu treiben [1]).

Es ist zu bedauern, daß von den Festlichkeiten selbst so wenig auf uns gekommen ist. Für die Freunde damaliger Gelegenheitspoesie stehe hier wenigstens der Schluß eines langen Hochzeitgedichtes, dessen Titel ist: Ein Lobspruch von den hochlöblichen Thaten und Herkommen des durchl. hochgeb. Fürsten und Hrn., Hrn. Wilhelm Printzen von Uranien und der durchl. hochgeborn. Fürstin und Fräulein Anna Her-

---

1) Vogel's Leipziger Annalen S. 211. Thomasius' Annalen hinter Melchior v. Osse Testament. 38. —

zogin zu Sachsen. Als Braut und Bräutigam zu Ehren und unterthänigen Gefallen gemacht durch Blasium Brun. 1561.

„Dieweil nun Eure fürstliche Gnad
Haben durch Jr Fürstliche That
Erlangt so große Dignitet
Von beyden Jrer Majestet
So hat Gott der Herr auch wollen
Nun furthin sein ein Trost und Freud
Der die zuvor gestanden in Leid
Darumb das sie beraubet war
Jrer Eltern gantz und gar
Des hochgebornen Frewelein
Herzog Moritz einzigs Töchterlein
Dasselb hochlöblich fürstlich Blut
Weln Ewr Fürstlich Gn. halten in Hut
Daß Jr kein Unglück komm zu Hand
Wenn sie kommt in fremde Land
Gott der Herr geb Euch sein segen
Und thu Ewr in Gnaden pflegen
Das wünschen All in einer Sum
Die wonen im Churfürstenthum —[1]).

Nach beendeten Vermählungsfeierlichkeiten führte der Prinz seine Gemahlin nach Breda in die Niederlande, wo sie mit großen Festen und Ehren empfangen wurde. Philipp hatte trotz seiner Misbilligung der

1) Ebendaselbst, S. 48.

Ehe sein Wort gehalten und das Geleit durch Hessen gewährt. (Johann Friedrich der Mittlere hatte es aus Mangel an Pferdefutter für so viele Pferde abgeschlagen, und war auch, obgleich eingeladen, mit keinem seiner Brüder in Leipzig gewesen.) Er ließ auch das fürstliche Paar zu Vach 10ten Septbr. 1561 durch zwei Gesandte feierlich begrüßen. Durch diese trug Anna „ihren Groß Herrn Vater" mit weinenden Augen auf, sie nicht zu verlassen; das werde ihm Gott vergelten. Auch Wilhelm, dem an Philipps Freundschaft so viel gelegen war, ließ ihm sagen: Er wolle sich dem Landgrafen mit Worten und Thaten als Freund erzeigen, er solle ihm nur die Ehre erweisen und deshalb an ihn begehren. Zwar hatte Philipp dem jungen Paare, auch als es durch sein Land zog, kein Hochzeitsgeschenk geschickt, wie er noch am 26sten Septbr. an Hans Ungnad von Sonneck den Unwillen über die Vermählung als Grund davon angab, setzte aber doch schon in diesem Briefe hinzu, daß er ihr in kurzem eine „stadtliche Verehrung schicken wolle, auf daß sie sehen, daß es nicht zu thun sein ums Geld." Wirklich sendete er auch bald nachher seiner Enkelin eine goldne Kette (da jetzt mit den Edelsteinen so großer Betrug geschehe) und nennte auch den Prinzen seinen freundlich lieben Vetter und Sohn, mit der dringenden Bitte, er wolle sein Ge-

mahl ja bei ihrem Glauben lassen und sie davon „nicht abwendenn und bringenn, auch sie freundlich und woll haltenn vnd sie Iro als ein junges Mensch vnd fraw bevohlen sein lassen" [1]). Anna wünschte ihm für jenes Geschenk „viel Tausend gute Nacht"; Wilhelm versicherte, sich zeitlebens als gehorsamen Sohn zu zeigen (Breda 3ten Nov.) und schickt ihm Pferde und Hunde, Frettchen u. s. w. — Auch erklärte Anna von Breda aus, daß es ihr mit ihrem Gemahle wohl gehe, daß sie nicht besser gehalten werden könne, auch wenn sie eine Königin wäre, und daß sie ihrem Glauben treu bleiben werde [2]).

Ob dies nun aber auch so der Fall geblieben, ob nicht schon das erste Kind, eine Tochter Anna, nach katholischen Gebräuchen getauft worden (Moritz wurde 1567 in Dillenburg geboren und ein sächsischer und hessischer Taufzeuge zu seiner protestantischen Taufe abgefertigt); ob Anna nicht später selbst zu dem damals von ihrem Manne noch offen bekannten römischen Glauben übergetreten sei, wie ziemlich deutlich von Älteren und Neueren behauptet wird, darüber schwebt noch heute ein räthselhaftes Dunkel, welches auch durch die Urkunden nicht bis

1) A. S. 132 u. 137.
2) K. sächs. Archiv zu Dresden.

zur Klarheit aufgehellt wird [1]). Gewiß ist indeß, daß anfangs noch bei der Prinzessin protestantischer Gottesdienst gehalten wurde; der Zeitgenosse Dinothus erzählt ausdrücklich, daß Cardinal Granvella, Bischof von Arras, nicht allein mit dem Prinzen über diese Vermählung, die dieser ihm und der Statthalterin gemeldet, als sie nicht mehr mit Ehren rückgängig zu machen gewesen, zerfallen, sondern auch über die Haufen Volks und Edle höchst aufgebracht gewesen sei, welche sich bei dem protestantischen Gottesdienste der Prinzessin zusammengedrängt hätten. Das Privilegium, einen deutsch-evangelischen Prediger zu halten, sei nur der Prinzessin für ihre Person verstattet worden, da sie unter keiner anderen Bedingung in die Ehe habe einwilligen wollen. Der Spanier Cabrera sagt, die Statthalterin sei darum gar nicht mit der Prinzessin zusammengekommen, weil sie protestantischen Gottesdienst halten lasse (sowie auch Anna wieder mit Egmont's Gemahlin Sabina, einer gebornen Pfalzgräfin von Baiern, gespannt war, weil sie sich Beide um den Vorrang stritten) [2]). Nach einem hessischen Berichte

1) S. 242. Rommel, dem das hessische Archiv zu Gebote stand, behauptet es ausdrücklich, in s. „Philipp d. Großmüthige" II. 658. und der vorsichtige Müller in seinen „Sächs. Annalen" sagt S. 133.: „sowohl wegen widriger Religion als bösen Verdachts."

2) S. 241. und v. Raumer's Briefe.

schien es Wilhelm selbst mit der religiösen Gesinnung damals noch nicht streng zu nehmen. Man erzählte wenigstens, daß, als ihn die Kurfürstin bei der Vermählung bat, ihre Pflegetochter zu gleicher Gottesfurcht und christlicher Aufführung, in welcher sie erzogen worden sei, mit Ernst anzuhalten, er geantwortet habe: „Daß er sie mit den melancholischen Dingen nicht bemühen wolle, sondern daß sie statt der heiligen Schrift den Amadis von Gallien und dergleichen kurzweilige Bücher, die de amore tractirten, wolle lesen und statt Strickens und Nähens eine Galliarde wolle tanzen lernen lassen, und dergleichen Courtoisie mehr, wie solches etwa des Landes bräuchlich und wohl anständig" [1]).

Wäre dem Erz-Jesuiten Strada zu glauben, so hätte die Generalstatthalterin Margarethe noch vor der Vermählung sich gegen diese Ehe mit einer Lutheranerin erklärt, aber Wilhelm sie damit beschwichtigt, daß es schon mit dem Vormund Kurfürst August abgemacht sei, daß sie zum Katholicismus übertreten solle. Doch habe Margarethe die von Wilhelm eingeladenen Statthalter der Provinzen diesen nicht nach Sachsen zur Hochzeit begleiten lassen, sondern nur des Prinzen eigene Edelleute und Offiziere und den Herrn von Montigny (den später Philipp ermorden ließ),

1) W. 202. u. Dresd. Archiv.

welcher in Margarethens Namen der Braut ein Band von Edelsteinen verehren mußte. Nach seiner Rückkehr habe Wilhelm der Generalstatthalterin das wegen der Religion seiner Gemahlin gegebene Versprechen erneuert, es aber so wenig gehalten als Anna selbst die eheliche Treue, weswegen er sie nach 13 Jahren des Ehebruchs überwiesen nach Sachsen zurückgeschickt habe [1]).

Indessen so merkwürdig es wäre, wenn schon mit der Tochter des großen Reformationshelden Moritz die Reihe der sächsischen zum Katholicismus übergetretenen fürstlichen Personen begänne, mit der Gemahlin eines Mannes, der als Protestant geboren, als Katholik erzogen, später wieder zum evangelischen Glauben zurücktrat: so läßt sich dieser Schritt Anna's mit den bekannten Hülfsmitteln und Quellen noch nicht erweisen. Und sollte wol der Jesuit Strada, sollten andere katholische Schriftsteller gerade diesen Übertritt einer sächsischen Fürstin verschwiegen und nicht mit lautem Jubel verkündet haben?

Dagegen ist wahrscheinlich, daß durch das üppige Leben in den reichen Niederlanden bei nicht genug befestigten Grundsätzen, die kaum zwanzigjährige Prinzessin, welcher keine religiöse Festigkeit ihres Gemahls

---

1) Strada de bello Belgico decas I. p. 110. (Antverp. 1635. 8.)

zu Hülfe kam, allmälig eine Lebensansicht gewann, die ohne Grund und Sicherheit in glücklichen Tagen, in den Tagen der Noth durch Zusatz von Trotz und Leidenschaftlichkeit alle moralische Haltung derselben untergrub und sie endlich sittlich so tief erniedrigte, daß eine Entfernung aus den Augen der Menschen für den Ruf ihres Hauses und vielleicht für die Rettung ihrer Seele als das Heilsamste erscheinen mußte. Noth und Unglück, die Prüfsteine starker Seelen, vernichten schwächere Gemüther, und die Tage blieben auch ihr nicht aus, von denen es heißt: sie gefallen uns nicht!

Die Lage der Niederlande unter Philipps von Spanien Scepter wurde immer bedenklicher. Waren auch die verhaßten Spanier 1561 abgezogen, so nahmen doch die Glaubensverfolgungen unter Granvella zu und die spanischen Edicte gegen die Ketzer wurden immer strenger vollzogen. Neue Steuern, den Privilegien der Provinzen entgegen, vermehrten den Widerstand des Volkes und des Adels. Niederländische Truppen gegen die Hugenotten nach Frankreich zu senden, widerrieth im Staatsrathe Margarethens Oranien, dessen Stellung zwischen Herrendienst und Volkssache immer schwieriger wurde. Er trat schon 1562 mit Lamoral von Egmont, Prinz von Gavre, und

dem Grafen Hoorn in engere Verbindung; er verklagte Granvella als Urheber der Bedrückungen und des Widerstandes bei Philipp (1563), aber er richtete nichts aus. Endlich machte man den Cardinal — oft die schärfste Waffe gegen den allmächtigen Staatsmann — beim Volke lächerlich, verwandelte in Bildern und Schriften seinen Cardinalshut in eine Narrenkappe und ließ ihn aus Eiern Bischöfe ausbrüten. Dies wirkte; Granvella bat endlich selbst um seine Zurückberufung und erhielt sie auch. — Aber seine Partei und seine Strenge lebte im Herzog von Arschot, in Viglius von Zwichem, in Barlaimont u. A. fort. Die tridentiner Schlüsse mußten in den Niederlanden angenommen werden. Die Inquisition war auf dem Wege. Wilhelm sprach auf das Nachdrücklichste dagegen. Da trat endlich ein Theil des misvergnügten Adels unter Ludwig von Nassau, Oraniens Bruder, Heinrich von Brederode, Philipp Marnix von Sainte Aldegonde enger zusammen. Sie überreichten 5ten Apr. 1566 gegen 400 an der Zahl, der Generalstatthalterin die bekannte Bittschrift, die ihnen den Namen der Geusen oder Bettler zuzog. Damit war — bei Bildung von Parteien eine nicht unwichtige Sache — ein Name der Vereinigung gefunden; sie tranken aus einem hölzernen Napfe, in welchen endlich jedes Mitglied einen Nagel schlug, selbst die Gesundheit ihres Geusenbundes; sie schlugen Münzen (den

Geusenpfennig), auf denen 2 Hände einen Bettelsack halten mit der Legende: Getreu dem Könige selbst bis zum Bettelsacke! Oranien nahm mit Egmont Theil; ihnen und Anna, seiner Gemahlin, wurde das später ihr zum Verbrechen angerechnete vivent les Gueux et la Gueuesse ausgebracht. Eine sogenannte Moderation der Beschlüsse ihres Bruders, welche die Statthalterin erwirkte, nannte man nur die Morderatie oder Mörderung. Die in Antwerpen ausgebrochenen Unruhen des Volks stillte Wilhelm, und Philipp mußte ihm danken. Ein Bildersturm brach aus (1566); auch hier suchten Wilhelm, Egmont, Hoorn mit Milde oder Strenge Einhalt zu thun. Philipp drohte in seinem Zorne selbst zu kommen; aber er besann sich eines Schlimmern; er sendete seinen blutigen Alba, der in rohem Aberglauben und Fanatismus nur Menschenopfer für seinen Moloch kannte. Einen neuen Eid, den die Statthalterin für den König und die Kirche foderte, leistete Egmont, verweigerte aber Wilhelm zu schwören. Der Bürgerkrieg war kaum mehr zurückzuhalten.

Wilhelm von Oranien hatte geheime Briefe gelesen, die das ihm und seinen zwei Freunden drohende Unglück offenbarten, wenn Alba ihrer habhaft würde. Umsonst warnte er seinen Freund Egmont zu Willebroek. Egmont verließ sich auf seine Unschuld und

träumte von königlicher Gnade. „Du wirst die Brücke sein, über welche die Spanier in das Land kommen, die sie abbrechen, wenn sie darüber sind," sagte Wilhelm ihn umarmend und mit Thränen von ihm scheidend. Sie sahen sich nicht wieder; aber Egmont gewann durch Wilhelms Flucht einen Rächer seines Todes. Wilhelm ging mit seiner Gemahlin nach Dillenburg; Tausende und neue Tausende, nach und nach hundert Tausend entflohen.

Am 23sten August 1567 zog Alba an der Spitze seiner Spanier in Brüssel ein; Todtenstille folgte auf das sonst so rege Leben. Selbst Margarethe mochte, was nun kommen sollte, nicht mit ansehen; Albas Vollmacht ließ ihr keinen Wirkungskreis; sie dankte ab und verließ die Niederlande. Egmont, Hoorn fielen. Nach und nach folgten 18,000 im Tode nach durch das Schwert der Soldaten, oder den Henker des Raths der Unruhen, wo ein Vergas präsidirte und der Blutrichter einer sogar schlafend sein: an den Galgen! rief. Die Galgen, die Räder, sagt der treffliche Kampen, sogar Pfähle und Bäume an den Wegen mit Erwürgten, Enthaupteten, Verbrannten beladen, boten das traurige Schauspiel, daß die Luft, zum Leben erschaffen, nun als ein allgemeines Grab erschien. Jeder Tag hatte seine Trauer, und der Klang der Todtenglocke zu der Hinrichtung der zahllosen Schlachtopfer

widerhallte im Herzen von Kindern, von Ältern, Verwandten und Freunden [1])."

Oranien hatte sich für seines Landes Rettung aufgespart, auf die Gefahr hin, vielleicht von Manchem der Feigheit bezüchtigt zu werden; aber der entfernte Granvella hatte mit Recht geäußert: Wenn Alba diesen Fisch nicht gefangen hat, so taugt sein ganzer Fischzug nichts. — Am 24sten Jan. 1568 wurde Wilhelm vor den Blutrath geladen, als Haupt der Aufrührer, welche die bestehende Regierung hätten stürzen wollen. Da er natürlich nicht erschien, wurde er aller seiner Stellen und Besitzungen im Umfange der Niederlande verlustig erklärt (natürlich also auch der, worauf Anna und ihre Kinder von ihm versichert waren) und sein 13jähriger Sohn erster Ehe, Philipp Wilhelm, den Oranien dem Schutz der Universität Löwen anvertraut hatte, jener Hochschule entrissen und in 28jährige Gefangenschaft nach Spanien geschleppt. „Non curamus vestros privilegios" war die Antwort, als die Universität über diese Verletzung ihrer Rechte und Freiheiten sich beschwerte.

Wilhelm beschloß seine Rechtfertigung auf die Spitze des Degens zu stellen, zumal da er durch Tausende von in ihn dringenden Flüchtlingen gleichsam zum

---

1) V. Kampen Gesch. d. Niederlande I. Hamb. 1831. S. 373.

Kriege fortgerissen wurde, zu denen jetzt auch sein Bruder Ludwig kam, der bei Jemmingen 21sten Jul. 1568 von Alba geschlagen worden war. Zwar hatte er früher bei Heiligerlee einen Vortheil über Alba errungen (24sten Mai), aber dabei auch seinen jüngsten Bruder Adolf eingebüßt. Oranien selbst hatte sich mit Hülfe der Ausgewanderten, mit Hülfe der deutschen protestantischen Fürsten (auch Hessen gewährte ihm Werbung) und durch Versetzung seiner Güter sowie seines Silbers und Geschmeides, durch Verpfändung seiner und Johanns nassauischer Besitzungen ein Heer von 20,000 Mann geworben; er hatte vielleicht schon damals, um enger mit den deutschen Protestanten verbunden zu sein, sich zum Calvinismus bekannt und dadurch freilich jede Rückkehr zu Philipps Gnade sich unwiederbringlich verschlossen; er hatte aber auch (Aug. 1568) in einer besondern Schrift die Gründe seiner Rüstung dargelegt, daß er nach Wunsch der Katholiken und Protestanten nur für Herstellung der Ordnung, der Gesetze und der Duldung, zum Besten des Königs und des Landes die Waffen ergreife.

Nach einem meisterhaften Übergange über die Maas (den ersten Boten desselben fragte Alba: ob er glaube, daß der Prinz ein Heer von Vögeln habe?) am 7ten Oct. 1568, suchte er Alba zur Schlacht zu bringen, welcher dieser durch Wendungen und unangreifbare Stellungen schlau auswich, um den Prinzen durch

Hin- und Herzüge zu schwächen und zu bezwingen. Er ließ Oranien, der sich kaum mit den Hülfstruppen aus Frankreich vereinigen konnte, alle Zufuhr abschneiden, schreckte die Städte ab, sich ihm anzuschließen, und brachte es, da auch Regenwetter und Fluten, Krankheiten und Hunger dem Oranier höchst nachtheilig wurden, dahin, daß dieser sein Heer auflösen und sich nach Frankreich zu Condé's Hugenotten wenden mußte. Jetzt war Alba Herr des Feldes und der Rache, die er furchtbar übte. Umsonst bat der edle Kaiser Maximilian durch seinen Bruder Karl den König Philipp für die Niederländer; er nannte die Behandlung Oraniens leidenschaftlich, übereilt und alle Formen verletzend. Allein umsonst. „Oranien sei ein Aufrührer und Verräther, der nicht zu hart gestraft werden könne; mit ihm in Unterhandlungen zu treten, wäre eine Schmach der königlichen Würde [1]."

Oranien war unterdessen nicht unthätig gewesen. Er hatte sich überall in Dänemark, Schweden, England, Frankreich, Deutschland um Hülfe beworben. Da weckte Admiral Coligny (dessen Tochter 1583 des Prinzen 4te Gemahlin werden sollte) in ihm die rettende Idee. Sei auch das Land verknechtet, noch sei das Meer, des Niederländers zweiter Boden, frei.

1) v. Raumer Europa seit dem Ende des 15. Jahrh. Lpzg. 1834. III. 84 ff.

Hier konnte man mit wenigen Schiffen auf hundert Punkten wirksam sein, heute hier und morgen dort dem Feinde einen Vortheil abgewinnen, oder geschlagen freien Rückzug haben. Der Prinz gab Kaperbriefe, und Frankreich, wo ein Friedensstand mit den Hugenotten der Sache günstig war, gab Geld. Die Flüchtlinge rüsteten Schiffe, aber wie national der Krieg auch war, er wurde mit Grausamkeit und Ausschweifung geführt. Die Watergeusen nahmen, wo und was sie fanden, gleichviel ob spanisch oder niederländisch, weltlich oder geistlich Gut; und in Rochelle wurde die Beute öffentlich zu Geld gemacht. Alba's Henkerthaten und die neuen allen Handel vernichtenden Steuern führten immer neue Streiter herbei. Das Meer war frei, dies bewegliche Element der Hoffnung trug Schiffe voll Männer, die auf dem Lande nichts mehr zu verlieren aber alles zu gewinnen hatten. Die erste wichtige That der Watergeusen war am 1. April 1570 die Überrumpelung von Brielle [1]) unter Wilhelm Lumey van der Mark, einem Nachkommen des sogenannten Ebers der Ardennen, und Jakob de Ryk, der sich der Verbrennung des Städtchens widersetzte, weil er ein Grab auf vaterländischem Boden wollte. Man schwor Oranien als Statthalter des

1) Daher das holländische: „Den eersten Dag van April Verloor Duc d'Alba synen Bril.“

Königs über Holland. Dieser kleine Ort wurde nun der Grundstein des von Oranien wiederaufzurichtenden Gebäudes der Freiheit der Provinzen. Schnell verbreitete sich der Aufstand immer weiter. Vliessingen, Vere, wo die Spanier an einem Tage zu Wasser und zu Lande geschlagen wurden, Zieriksee, Enkhuizen u. A. befreieten sich selbst; Alba hätte sich verhundertfachen müssen; er fand keinen Soldaten, keinen Matrosen mehr; er ahnete endlich, er habe sein Spiel verloren! Zu Dortrecht aber erkannten die abgefallenen Landschaften (Juli 1572) Wilhelm Prinz von Oranien als Statthalter von Holland, Seeland, Friesland und Utrecht; man beschloß bei den andern Provinzen zu bewirken, daß er auch zum Beschützer der gesammten Niederlande in des Königs Abwesenheit erwählt werde.

Zwar schien Oraniens Stern noch einmal zu erbleichen, als er das von Alba belagerte Bergen (Mons), welches sein Bruder Ludwig tapfer vertheidigte, entsetzen wollte, Alba aber nicht zur Schlacht bringen konnte. Die Stadt ging verloren, und Wilhelm wandte sich gegen den Rhein. Da drangen Spanier unvermuthet in sein Lager (bei Rimenant?), fast in sein Zelt. Nur das Bellen und Kratzen seines Hundes rettete ihn vor ihren Dolchen. Dort mußte er seine Truppen aus Geldmangel entlassen, ging aber

(Oct. 1572) nach Holland, wo er Geld und Truppen und einen größern Schauplatz fand.

Man hat Wilhelm ob seines Abfalls vom Katholicismus Judas den Verräther genannt. Aber sein und seiner Brüder Kampf an der Spitze der Niederländer für Recht, Religion und Freiheit von Tyrannenketten erinnerte unwillkürlich an einen andern Judas einer früheren Zeit, an Judas Makkabäus und seine Brüder. Beiden, den Oraniern und Makkabäern, galt es einer gleich großen Sache, einem ehrwürdigen Nationalkampfe für Freiheit und für Glauben; beide Familien kämpften anfangs mit geringen Mitteln und wechselndem Erfolge, beide erhoben ihr Volk zu welthistorischer Höhe, vom Gefühle der gerechten Sache zur Begeisterung, von der Schmach zum Ruhm und bereiteten sich oder ihrem Geschlechte durch Verstand, Sieg und Glück Herrschaft und Königswürde vor [1]).

Während dieser wechselnden Glücksfälle Wilhelms irrte eine Frau trostlos und unberathen, im Kampf mit Unglück und mit Leidenschaften in Frankfurt, Heidelberg, Kassel, Dillenburg und Köln herum;

1) Schon Landgraf Wilhelm von Hessen fand dies Gleichniß. Muth in Pölitz Jahrbb. 1829. Decbr. S. 614. hat es zuerst wiederaufgenommen.

nirgends zufrieden, weil sie überallhin der Gedanke an Das, was sie verloren, an die kurz vorher und in ihrer Jugend genossenen Ehren und Freuden begleitete, hartnäckig manch guten Rath verschmähend und heftig manche hülfreiche Hand zurückstoßend — und diese Frau war die Tochter des großen Moritz von Sachsen, die Gemahlin des großen Wilhelm des Schweigenden, seit kurzem Mutter des großen Moritz von Oranien.

Anna hatte sich mit ihrem Gemahle aus den Niederlanden flüchten müssen und sich zuerst mit ihm in Dillenburg bei ihrem Schwager Johann und dessen Familie aufgehalten. Die große Einschränkung, welche die Umstände nöthig machten, die größere Abhängigkeit von Schwager und Schwägerin (einer gebornen Landgräfin von Leuchtenberg), auch wol die Opfer, die sie mit ihrem Vermögen hatte bringen müssen, die traurige Aussicht auf die Zukunft, vielleicht selbst der Zwiespalt in ihrer Seele zwischen Katholicismus, der ihr in den Niederlanden bekannter geworden war, und ihrem angestammten Glauben mögen zusammengewirkt haben, ihre Existenz mit ihrem Gemahl oder ohne ihn, den freilich seine Plane oft von ihr abriefen, sehr unangenehm zu machen, wie wir aus einer Instruction vom 31sten Aug. 1567 ersehen, welche Wilhelm seinen Gesandten an dem Kurfürst August mitgab.

Volbrecht Riedesel (ein Hesse, wahrscheinlich derselbe, der auch im folgenden Jahre in Wilhelms Kriegsdienst

stand) soll dem Kurfürsten melden: daß Anna dringend aus den Niederlanden wegzugehen begehrt habe, „weil sie bei demselben unchristlichen gottlosen und untreuen Volke nicht länger bleiben könne"; dann habe sie eben so heftig wieder aus Siegen oder Dillenburg in die Niederlande zurückbegehrt, wenn man sich nicht ihres tödtlichen Abgangs oder sonst beschwerlichen Unraths versehen wolle, so sie aus großem Zorn und Unwillen nicht allein ihr selbst, sondern auch der Frucht (indem Ihre Liebden der Geburt sehr nahe) verursachen könnte. Der Prinz habe ihr die Rückkehr abgeschlagen (sie wollte allein zurück, vielleicht um das Ihrige zu retten) theils wegen ihrer baldigen Niederkunft, theils damit nicht der Verdacht entstehen möchte, als habe er oder seine Brüder sie mishandelt, theils auch wegen der Religionsverfolgungen daselbst, weil sie „bei diesen geschwinden Läuften Verfolgungen der reinen Lehr des Evangeliums entweder (nur) mit Gefahr Leibs und Guts ihren christlichen Glauben bekennen, oder als eine Weibsperson durch Furcht und Schrecken sich zu der abgöttischen Religion oder papistischen Irrthümern werde erklären müssen, in welchen letzten Punkten wir uns um so viel eher Bedenkens machen, weil wir nun eine gute Zeit her nicht ohne sondere hohe Beschwerung und Anfechtung bei Ihro Liebden eine nichtig geringe Sicherheit in Religionssachen und daß sie nach den Religionssachen und

Lehrern der Religion wenig fragen, auch bisweilen von Gottes Wort etwas schimpflich reden thäte, befunden haben. Deshalb zu besorgen, daß Ihro Liebden auch so viel leichter von dem rechten Erkenntniß Christi (dazu gleichwol Ihro Liebden hiebevor eine sondere Neigung gehabt) auf die papistisch Gräuel oder andere Irrthümer abgewendet oder beredet werden möchten, welches denn nicht allein J. Lbd. an der Seelen Seligkeit hochschädlich, sondern auch uns selbst die Zeit unseres Lebens bekümmerlich, hochermeldetem Kurfürsten beschwerlich und bei vielen Leuten ein fast ärgerlich Exempel sein würde". Ferner habe er es ihr abgeschlagen, weil 4) das Kind würde müssen papistisch getauft werden, und 5) zwei Haushaltungen jetzt zu kostspielig wären. Doch wäre zu bedenken, daß „Anna oder ihr Kind auch im andern Falle Schaden nehmen könnte, wie denn Ihro Lbd. sich etliche Mal mit vielen unbescheidenen und hochbeschwerlichen Reden hätte vernehmen lassen" [1]).

Landgraf Wilhelm von Hessen rieth ihrem Gemahle dringend ab, die Prinzessin nicht wieder in die Niederlande ziehen zu lassen. Aber sie scheint eine Abwesenheit ihres Gemahls benutzt zu haben, um im Herbst des

1) Archiv in Dresden; nur nicht in der damaligen Orthographie hier wiedergegeben. Die Prinzessin war also damals gewiß noch nicht katholisch, aber schwankend! —

folgenden Jahres sich nach Köln zu begeben. Von dort aus bittet sie 11ten Nov. 1568 ihren Oheim, ihr einen Vertrauten in ihrer Noth zu schicken. August sendete ihr daher Ende 1568 den Oberhauptmann von Thüringen Volkmar von Berlepsch, der sich nach Köln zu ihr und auf dem Rückwege auch zu Graf Johann nach Dillenburg begab, und am 18ten Jan. 1569 von Langensalza aus darüber dem Kurfürsten berichtet: die Prinzessin habe ihm ihre Noth geklagt, wie nächst Gott nur der Kurfürst ihre Stütze und Hoffnung sei, wie sie selbst ihrem Gemahl vom Kriege gegen Spanien abgerathen, aber, wenn auch nicht von diesem, doch von Andern an den Spinnrocken verwiesen worden sei (wobei dem Grafen Ludwig großer Antheil am Losbrechen zugeschrieben wird). Ihr Gemahl und seine Brüder hätten alle ihre Baarschaft, Kleinode, Silbergeschirr, auch das der Anna, was sie auch gern hergegeben, zu Aufbringung von Kriegsvolk verwendet. Das unbezahlte Kriegsvolk drohe ihren Herrn umzubringen oder zum wenigsten gefänglich einzuhalten; von ihrem Gemahl habe sie in fast zwei Jahren nur 250 Kronen zum Unterhalt bekommen. Der Kurfürst möge zur Aushändigung des verschriebenen Leibguts behülflich sein. Sie wolle gern, wie Graf, Edelmann oder Bürger, mit ihrem Gemahle leben; „aber gahr vff der welldt wie iczo nichts zu habenn, vnndt vom Winde zu lebenn, oder hennde vnndt fuesse zu essen,

weere Ir vnmöglich!" So möchte sie gern die Abnutzung des verschriebenen Leibguts mit 12,500 Thlr. vom Kurfürst August auf ein Jahr vorgestreckt haben, was von ihrem Gemahle, wenn er zu dem Seinigen wieder gelangt, oder von dem verschriebenen Witthum, wenn es durch des Kurfürsten Förderung der Prinzessin wiedereingeräumt worden sei, oder, aufs äußerste, vermöge der Leibgedingsversicherung von denen von Nassau, wiedererstattet werden könne. Sie werde in 6 bis 8 Tagen ins Kindbett kommen[1]), habe aber nicht einen Stüber, und Gerhard Koch, Bürger von Antwerpen, der zu Köln lebe, habe ihr schon mehrmals vorgeschossen, wolle aber, da ihm der Prinz schon 30,000 fl. schulde, ihr nichts mehr geben; ihr Silbergeschirr und ihre Kleinode seien versetzt, sie sei ihrem Gesinde für Brot, Wein und Fleisch viel schuldig, und Graf Johann habe wegen des Sil=

1) Der Zeit nach könnte die Frucht dieser Schwangerschaft die Prinzessin Emilia gewesen sein, welche sich im 20sten J. sehr gegen ihres Bruders Moritz Willen 1598 mit dem abenteuerlichen Prinzen D. Emanuel von Portugal und Sohn des nach Sebastians Tode aufgestandenen Thronprätendenten D. Antonio, Exprior von Crato, vermählte. Die Ehe war trotz der 9 Kinder sehr unglücklich, und die protestantische Emilie zog sich mit ihren Töchtern gleicher Confession nach Genf zurück.

bergeschirrs geschrieben, daß man es den Leuten, die nur ein Geringes darauf geliehen, seit 6 Monaten aber die Auslösung nicht empfangen hätten, werde lassen müssen. — Nach Köln sei sie gereiset, weil zu Dillenburg eine böse Seuche ausgebrochen und auf dem ganzen Westerwalde weder Apathek (Apotheke), Balbirer noch Doctor zu finden. Auch wären in Köln noch über 150 niederländische Herren- und Edelleutsweiber, mit denen sie sich in ihrer schweren Zeit und Kindbett trösten und unterhalten könne, und sei auch zu Dillenburg Tractation wegen und sonst dermaßen gar nicht gehalten, daß sie daselbst als Sechswöchnerin zu sein und inne zu liegen Lust haben sollte oder auch vermöchte. Denn ihres Herrn Gebrüder, die Frau Mutter und der Gebrüder Weiber verhielten sich gar unfreundlich und übel gegen sie, ließen sie vielmals etliche Tage ganz unbesucht allein sitzen und wol oft einen Trunk geringen Weins oder Biers verweigern. — Sie habe mit Vorwissen und Vergünstigung des Raths einen rechtschaffenen, gelehrten, frommen, aus der Pfalz vertriebenen Prediger augsburgischer Confession bei sich, auch habe man sich in Köln vor keinen spanischen „Pragtigken oder Pangkett" gar nichts zu befahren; sie hoffe sich, ob Gott will, wie bisher allweg geschehen, dermaßen ehrlich, fürstlich und eingezogen zu verhalten, daß den Ihrigen oder Ihr auch kein „Vngerucht vffwachsen oder einige

Leichtfertigkeit zugemessen" werden sollte. Ohne ihren Herrn werde sie aber nicht wieder nach Dillenburg kommen, ehe wolle sie den Tod leiden; man solle, wie der Leibgutsbrief laute, ihr das Schloß zu Dietz bauen. — Berlepsch bezeugt wirklich die Frugalität ihrer Tafel, doch wären 43 Personen Hofgesinde für sie zu viel, die sie noch ohne „den teglichen Zuschlags" ordinarie zu speisen habe. Berlepsch ermahnte sie ferner, getreuem Rathe zu folgen „vndt demselben nicht also, wie er mitleidlich vnd vngerne erführe, auszuschlagen, vnd ihres herrtern vnd vngeduldigen sinnes vor vnd vor zu bleiben, sondern vielmehr bei diesem an im selbst vorwahr grossen Kreutz wol zu bedengken, das es mit vnserm Funde, edtwa großer vmb Gott verdienet sein möchte."" —

Berlepsch begab sich sodann zum Graf Johann nach Dillenburg und verhandelte mit ihm und seiner Familie wegen der großen Unkosten, welche der Aufenthalt Annas zu Köln verursache, wegen des Leibguts, für welches der Graf mithafte, und wegen des Baues zu Dietz. Der Graf bemerkte, daß er über Annas Klagen und beschwerlichen Nachreden sich schon selbst bei Kurfürst August und dem Landgrafen Wilhelm habe beschweren wollen. Was Annas Klagen über die Tractation (Tractament) betreffe, so seien sie (die Dillenburger) ja keine Fürsten; da man es auch der Prinzessin nicht recht machen, um sie keinen Dank

verdienen könne, man möge es machen wie man wolle, sie mit ihrem geringen Leben keinesweges vorlieb nehmen und bei ihnen nicht hausen und bleiben möge; so müßten sie es endlich an seinen Ort stellen und so ungern bei J. Gn. als sie bei ihnen sein, und ihr gönnen, ihre Besserung zu Köln, oder wo sie wisse, zu suchen. Daß sie aber ihr dahin oder auch anders wohin Unterhalt schaffen sollten, seien sie weder willens noch vermöglich, vielweniger ihres Verhoffens schuldig, und hätten den Dingen sonst ihres Ermessens genug gethan. Denn sie hätten erstlich in die 50,000 fl. dem Prinzen „vorgestragkdt“, dann S. Gn. ins zweite Jahr mit seiner Gemahlin und allem Gesinde (bis in die 150, auch wol 200 Personen) ohne einige Vergeltung oder Zuschießung gehalten, die letzte Kindtaufe ausgerichtet, und hernach S. Gn. 12 gute Stücke auf Rädern ins Feld gegeben und mit dem mehrern Theil aller übrigen Kriegsrüstung versehen, da allein die Wagen über 5000 fl. gekostet; sie hätten mehr als 170,000 fl. auf ihre eigene Verzinsung aufgebracht u. s. w. Daher sie die 12,500 Thlr. laut der Verschreibung an die Prinzessin nicht bezahlen und das Haus zu Dietz nicht erbauen könnten; sie wollten aber die Prinzessin mit 10 oder 12 Personen in Dillenburg aufnehmen, und was Gott jederzeit bescheeret, mitgenießen lassen, oder wenn sie dies nicht wolle, ihr das Haus Freudenberg mit allen Nutzun-

gen eingeben. — Das Silbergeschirr der Prinzessin, ihres Gemahls und selbst ihr eigenes sei für 22,000 Silber (die vergoldete Mark zu 10 fl. die unvergoldete mit 8 fl.), die Kleinode um 20,000 fl. versetzt; sie bäten den Kurfürsten oder Landgrafen es einzulösen oder auszumünzen. Die Prinzessin lebe seit 3 Monaten in Köln in dem Hause Johanns Mohren, des Prinzen Pfennigmeister, ohne Zins, habe die fromme Witwe von Brederode, welche die Prinzessin tröste und ihr einzureden wisse, bei sich; dabei aber habe sie viel unnützes Gesind; einen gar jungen niederländischen Menschen, Hoff genannt, zu ihrem Hofmeister [1]), sei der Haushaltung nicht sehr verständig, wie es auch sehr theuer daselbst wäre. —

Ähnliches hatte auch der genannte Gerhard Koch zu Köln an Berlepsch erklärt; es ständen ihm schon 60,000 fl. aus; „es gehe nichts Geringes auf; die Prinzessin habe Niemand, der es verstehe oder es sich Ernst sein lasse; habe dazu ein gar übermäßig groß, unnütz Gesind und habe auch Pferde gehalten, die sie aber bis auf zwei Wagenpferde und zwei Esel abgeschafft; sie habe keinen Stüber Geld, außer was er vorstrecke; ihm aber liefen Bäcker, Fleischhauer, Weinzapfer um Bezahlung nach; wie der Zapfer 250 fl.

1) Wahrscheinlich Haushofmeister. Als Hofmeister wird anderswo ein von Hambach genannt

vorigen Tags gefordert, die in 2 Monaten für Wein aufgegangen; wenn ihr F. Gn. niederkomme, werde es noch viel schlimmer gehn" [1]).

Auf diesen Bericht hin ertheilte August seiner Nichte die Anweisung, sich nach Dillenburg zu begeben, und theilt ihr die Beschwerden Johanns „wegen ihres eigensinnigen halsstarrigen Gemüths", aber auch die Erbietungen der Dillenburger mit [2]). Aber Anna blieb in Köln.

Zeigte die Prinzessin Anna auf diese Weise, daß sie nicht das Sprüchwort ihres Mannes: ruhig in stürmenden Wogen (saevis tranquillus in undis) zu dem ihrigen gemacht hatte, so verwickelte sie sich um jene Zeit auch in andere nicht minder bedenkliche Händel. Sie versuchte auf dem Wege der Gnade und des Rechts zu gleicher Zeit wieder in den Besitz der ihrem Gemahle in den Niederlanden weggenommenen Güter, von denen ein Theil ihr zum Witthum und Leibgedinge in den Ehepacten verschrieben waren, zu kommen. Anna hatte wahrscheinlich zugleich mit

1) Dieser hier sehr zusammengezogene Bericht, wie von nun an die meisten Actenstücke, aus dem königl. Archiv zu Dresden.

2) Ebendas.

Kurfürst August und dem Landgrafen, wenigstens im Einverständniß mit ihnen, sich an den edeln Kaiser Maximilian II. gewendet, und einen Dr. Betz, der dazu und zu einer Sendung nach Spanien von beiden Fürsten 1000 Thlr. bekommen hatte, nach Wien geschickt. Anna berichtet nun von Köln 26sten Oct. 1569: daß Dr. Betz vom kaiserlichen Hofe wiedergekommen sei mit den Schriften, welche ihr die Kaiss. Maj. gnädiglich an den König von Spanien mitgetheilt habe. Sie habe nicht eher Mittel gehabt, aus Mangel an Gelde einen eigenen Boten mit diesen Schriften nach Hispanien zu schicken. Auch habe Dr. Betz rathsam befunden, bei dem Kaiser auch um andere Vorschriften anzuhalten an Herzog Alba, die sie gleichfalls jetzt in copia ihm zuschicke. Da sie nun von demselben Dr. Betz glaubwürdig berichtet worden, daß der Herzog von Alba declarirt habe, Willens zu sein, allen Frauenpersonen hohen und niedern Standes ihre verschriebene Güter folgen zu lassen, so bitte sie den Kurfürsten (den sie ihren freundlichen hertzlieben Herrn Vatter nennt), ihr Vorschriften mitzutheilen, die sie dem von Alba übersenden könne, da sie nicht zweifle, daß dies bestens zur Sache mit helfen werde „vff das ich doch mit meinen armen drei Kindern etwas mag vorbringen, dar wir auf leben vnd vns vntherhalten keonnen vnd doch einige ergetzung zu vnserm ellendt vnd schweren Beitrübniß mogen kriegen, da wir Ihn

vnschuldiger weiße sein vnd auch vff das wir niemand anders mochten lestig fallen — auch so ist anders niemand, der mihr im wenigsten hilft oder mihr etwas will geben [1])."

Auf das Gerücht von Alba's Milde in Beziehung der Restitution der Güter der Witwen bezieht sich aber auch ein eigenhändiges Postscript Wilhelms (vom $^{25}/_{6}$. 69) an die Kurfürstin von Sachsen: „Freundliche liebe Mhoum (Muhme)! Ich forchte mich sehr, die Zeitungen von Restitution der Leibgüter seien zu gut oder stecke sonst was verborgenes darhinter, daß es etwo Kochmaislain seien, die gute frauen in clauben zu brenge; darumb sich wohl vorzusehen vnd mit gute rat vnd nichts p̄cipitanter zu handeln, denn spanisch List get vber alle List. Bit auch freundlich was E. L. hievon weiters in gewisse erfarung brenge, mich zu verstendigen."

Dagegen scheint sich nun Anna, obwol ihr der Kurfürst sehr davon abrieth, in einen Proceß mit der Krone Spanien eingelassen zu haben [2]). Aus dem

1) Ebenfalls aus dem königl. Archiv zu Dresden; so auch die kaiserlichen Intercessionen bei Philipp und Alba v. 23sten Jul. 1569. In einem frühern Briefe will Anna wissen, Alba habe der Frau Egmont's 10,000 Kronen jährlicher Renten und eines von den Häusern ihres hingerichteten Mannes anbieten lassen.

2) Von einer Bittschrift an Alba, worin sie ihren

Inhalte der Antwort des Fiscals auf ihre eingegebene Klage wegen Restitution ihrer Leibgüter gehet hervor, daß sie ihren Gemahl als bürgerlich todt betrachtet haben muß, da die Fiscale ihre Klage als zu zeitig und übereilt erklären, indem sie nur auf den Fall des Witwenstandes Ansprüche habe, ihr Gemahl aber noch nicht mit Tod abgegangen sei. Dagegen aber bringen die Fiscale an, daß sie ihr Geschmeide und Silbergeschirr an Werth von 200,000 Thlr. verkauft und für die Rebellion ihres Gemahls verwendet, daß sie die Rebellen selbst unterstützt, geherbergt und an ihre Tafel gezogen habe. Sie habe sich ferner in Deutschland bei vielen Fürsten um Hülfe für den Prinzen von Oranien beworben, habe im Dec. 1568 die königl. Stadt Kerpen (Carpen) überfallen und von dort Holz und Heu zu sich nach Köln führen lassen; sie habe sich also des schändlichen crimen laesae majestatis schuldig gemacht und also Confiscation aller ihrer Güter verdient, so wie sich auch die Fiscale schließlich vorbehalten, gegen sie als eine Rebellin Ihrer Majestät zu gelegener Zeit und an schicklichen

---

Gemahl als civiliter mortuum bezeichne, habe ich nichts gefunden, obgleich Rommel II. 660, ganz bestimmt von einer solchen spricht. Die beiden oben im Texte weiter angeführten Klage- und Exceptionsschriften stehen in der Sammlung rc. XI. 305 ff.

Orten außerordentlich zu procediren. — Die meisten dieser Punkte widerlegt ihr Anwalt ziemlich bündig, mitunter fast naiv, z. B. daß seine Fürstin mit dem vive la gueuesse gar nicht gemeint sein könne, weil sie nicht so, sondern Anna, Kurfürst Moritz von Sachsen Tochter heiße. Auch sei sie blos bei ihrem Großvater, dem alten Landgrafen, gewesen, ihn in seiner Schwachheit zu besuchen, an der er bald nachher (bekanntlich 31sten März 1567) gestorben sei; sie sei ihrem Manne gefolgt, wie das Weib ihm schuldig sei, und nicht zurückgekommen, weil sie keine Unterthanin des Königs von Spanien wäre, und weil man ihr nicht eine Hand breit Raum für sich gelassen habe. Ihr Silbergeschirr sei mit dem ihres Gemahls vermenget worden, ihre Kleinodien besäße sie noch. Was die Stadt Kerpen anbetreffe, so sei sie damals als die Stadt erobert worden, gar nicht in Köln, sondern in Heidelberg gewesen. Das Holz und Heu hätte sie nachher bezahlen lassen. — Selbst beim Reichskammergericht zu Speier wollte sie die Sache anhängig machen, oder bei Herzog Alba selbst in den Niederlanden Hülfe suchen. An Beidem aber hinderte sie ihr besonnener Schwager Johann von Nassau.

Indeß es wurde weder auf dem Rechts- noch auf dem Gnadenwege etwas ausgerichtet. Dr. Betz hatte die 500 Thlr., mit denen er auch nach Spanien gehen und bei Gelegenheit der Heimführung der kaiserlichen

Prinzessin Anna 1570 bei Philipp II. zu Gunsten Wilhelms und seiner Gemahlin suppliciren sollte, in Wien verbraucht, und entschuldigt sich 15ten Jun. 1570 von Heidelberg aus, sich diesem Auftrage nicht unterziehen zu können.

Annas Briefe enthalten immer neue und dringendere Bitten um Geld und Vorschläge, wie ihr dazu zu verhelfen sei. Bald soll bei den Grafen von Nassau deren schriftliche Verbürgung ihres Leibgedinges geltend und flüssig gemacht werden (und sie scheinen sich auch zu 1500 fl. jährlich verstanden zu haben); bald will sie nach Siegen ziehn, wo sie sich von dem Grafen für sich und ihre Kinder und ihr Gesinde eine Wohnung erbeten habe, und bittet nun um Geld, die neue Einrichtung bestreiten zu können, weil Graf Johann sie, ihren Gemahl und ihre Kinder schon so lange unterhalten habe; bald hat sie ausgemittelt, daß derselbe Schwager noch dem Kurfürsten 2000 fl. von der Gotischen (Gothaischen) Expedition her (1567) schuldig sei, welche Summe man ihr vom Grafen auf Abschlag der ihr bewilligten Unterhaltung zahlen lassen möge (worauf auch der Kurfürst eingeht und Graf Johann gegen Quittung zahlt); bald klagt sie, daß sie das vom Kurfürsten ihr ausgesetzte Geld nicht bekommen (worauf der Kurfürst antwortet, daß sie ja niemand zum Empfang desselben auf den Markt nach Leipzig geschickt habe); bald will sie wissen, wie es

mit der ihr auf den Todesfall ihres Stiefvaters (des unglücklichen Johann Friedrichs des Mittleren von Sachsen, der nach der Gothaischen Achtsvollstreckung durch August — nicht eben die glänzendste Partie in seinem Leben — als Gefangener nach Östreich abgeführet wurde, aber dort noch lange in Gefangenschaft schmachtete) zukommenden Summe von 30,000 Thlr. geworden wäre, für welche sie eine Verschreibung auf die Ämter Dornburg, Kamburg und Sachsenburg besitze, und ob ihre Rechte darauf salvirt worden [1]).

Am 30sten Oct. 1570 schreibt Anna, noch immer von Köln, dem Kurfürsten, daß sie wegen einer Krankheit ihres Gemahls nicht nach Erfurt habe ziehen können, wo sie und ihr Gemahl nach einer zu Heidelberg getroffenen Verabredung, bis zur Wiedererlangung ihres Leibgedinges, Zuflucht und Wohnung hatten finden sollen. Vierzehn Tage später meldet Wilhelm von Hessen dem Kurfürsten, daß er nach dem Beschluß zu Heidelberg seiner Muhme Anna 1000 Thlr. geschickt habe, und daß der Kurfürst nun auch das Seinige väterlich thun solle.

Als sie im J. 1569 noch die Bürgschaft der Grafen von Nassau für ihr Leibgedinge geltend machte, erklärte

1) Alles aus Briefen im königl. sächs. Archive, aber hier nur zusammengezogen, doch meist nach der Zeitfolge geordnet und aus den verschiedenen Fascikeln zusammengestellt.

sie ihrem Oheim, daß ihr dies viel lieber wäre als mit dem von Alba zu processiren, was noch lang anlaufen und große Kosten machen und am Ende doch nichts helfen würde. Sie tritt aber auch in demselben Briefe noch ausdrücklicher auf; sie hoffe und versehe sich gänzlich, daß S. Gnaden, der solche Heirath selbst gemacht und die Heirathsverschreibung selbst „getrackteert" habe, auch der sein und daran halten werde, daß ihr solches erfüllet werde, darum sie S. Gn. ganz freundlich bitte, S. Gn. wolle ihr zu dem beihülflich sein, und die Angelegenheit, so die von Nassau vorwenden, sich nicht lassen zu Herzen gehen, sondern vielmehr die Noth und Armuth einer so nahen Blutverwandtin ansehen. Es wäre nicht billig, daß sie an allen Orten von ihrem Rechte ausgeschieden würde u. s. w.

Natürlich hatten auch die Kleinodien der Prinzessin endlich in den Versatz wandern müssen, und selbst ein Theil ihrer Kleider, wobei sie sogar wieder Schuldverschreibungen ihres Gemahls mit an Zahlungsstatt annehmen mußte. Landgraf Wilhelm schreibt (4ten Septbr. 1569) von Kassel aus dem Kurfürsten: Anna habe ihm zu erkennen gegeben, „wie sie ihre besten Kleynöter vndt Kleyder vom Halße hette versetzen müssen"; wie vom Kurfürst August auf ihr Anlehngesuch eyne rawe abschlegige antwortt ervolgt auch Ihro (wie dann E. L. darann so gar vbel nicht gethann)

etzlichermaßen ihre mores exprobriret, darburch sie dann dermaßenn in die Flucht geschlagenn, daß sie sich nicht mehr vnterstehn durfte, E. L. weiter um Hülf vnd Trost zu ersuchen". Er (Wilhelm) habe auf Gerhards Koch Betrieb, der Vorschläge wegen der Schuldenerledigung der Prinzessin thun wollte, Jemanden an diesen geschickt, und Koch habe angezeigt, daß das auf Kleinode aufgenommene Geld 6458 fl. belaufe. Die Kleinode aber wären 385 an der Zahl, am Werthe 16 — 17,000 Thlr.; die solle man einlösen, verkaufen, mit dem Überschusse die Schuld abzahlen und den Rest halb der Prinzessin in die Hände geben. Der Kurfürst solle die Kleinode und Kleider um so mehr einlösen „damit sie so Sr. Lbd. vnd dem Hause Sachsen zv Hoenn (zum Hohn) vnd verachtung nicht dergestallt offen Grampelmargk vmbgetragen werden mochten"; der Kurfürst könne diese Einlösung als ein reicher, vermögender Mann vornehmen und ja das Unterpfand so lange in den Händen behalten und dafür der Prinzessin so lange jährlich etwas an Geld hinausgeben, bis sie wieder zu ihrem Leibgedinge gekommen und ihre Kleinodien einzulösen im Stande sei.

Übrigens rührt noch vom 5ten Jul. desselben Jahres 1569 ein Verzeichniß der Personen her, welche die Prinzessin umgaben, unter denen zwei junge Fräulein und ein junger Herr, ein Hofmeister sammt zwei

Jungfrauen und eine Magd, zwei Kammermägde, eine Amme (aem) und zwei Kindermägde, eine Waschmagd — ein Hofmeister — ein Page — ein Kuchenschreiber — ein Schneider — ein Boutellier oder Schenk — ein Koch — ein Lakei — ein Thürknecht — ein Hofmeisterknecht — ein christlicher Prediger, rein Inn der Lehr, welcher Ihr F. Gn. mit Gottes Wort in irem Creutz trostet vnd zum gebet ermahnet — sammt irem Gesinde.

Anna muß Ende d. J. 1570 in Kassel gewesen sein. Sie schreibt 25sten Nov. 1571 dem Kurfürsten, daß Graf Johann zwar die 2000 fl. Rückstand von der gothaischen Expedition ihr entrichtet, dagegen die bewilligten 1500 fl. Jahrgelder nicht gezahlt habe. Seit ihrer Abreise von Kassel 1570 wären die 2000 fl. längst zu Ende; die 1000 Thlr. vom Landgraf Wilhelm habe sie damals mehrentheils zur Bezahlung „ihres armen Gesindleins nothwendiglich" ausgegeben. Dieser Brief ist wirklich aus Siegen, wohin sie sich wahrscheinlich vor ihren Gläubigern in Köln geflüchtet. Da sie in Köln und Siegen Alles aus ihrem Beutel bestritten, habe sie Schulden machen müssen; sie bittet um 2000 fl. schon abgelaufener Geldbewilligung zur Bezahlung ihrer Schulden. Denn E. Gn. freundlich ermessen können „das mihr in die lenngde vnmöglich sein würdet, mich vnd die meinen ohne ainiges

bestenndiges einkommen zv erhaltenn, vnd das auch E. Gn. vnnd andere meine Herrn vnnd freunde endlich billiche beschwerungen würden vorzuwenden haben, wo ich in itzigenn Nöthenn, Armutt vnnd Ehlendtt beharrlich stecken bleiben vnnd meinen nötigen Bettelnn letzlich Kein ende würde können machenn.“ Sie spricht von ihrer stets gezeigten Unterwürfigkeit unter Augusts ihres Oheims Willen, aber immer ihr letztes Wort, welches sie auf die verschiedenste und beweglichste Art zu variiren weiß (freilich auch ein wichtiges Thema!) bleibt stets ihre Noth. Sie sei durch Schickung des Allmächtigen und ohne Verursachung des Kurfürsten um Alles, was ihr zur Ehesteuer mitgegeben worden, ganz erbärmlicher und unverschuldeter Weise gekommen und so weit in Armuth gefallen, „das ohne E. L. vnd anderer meiner Herrn und freunde Hulffleistung ich hinfurtters auch vast in bestenndiger Hungersgefahr mein lebenn (wie leyder zu besorgen stehett) würde mussen endenn.“

Seit dem Jahre 1572 nimmt Annas Schicksal eine Wendung, welche, wenn sie auch eine verdiente sein mochte, doch in den uns vor Augen gekommenen Acten keine Erklärung findet. Sie wird wie eine halbe Verbrecherin und Gefangene behandelt, erscheint aber auch innerlich so völlig zerrissen und zu auffal-

lenden Handlungen geneigt, daß endlich die Ehre der betheiligten Fürstenhäuser eine förmliche und völlige Absonderung der Prinzessin von der menschlichen Gesellschaft erfoderlich machte.

Wie es Menschen gibt, welche das Unglück biegsam, geschmeidig und demüthig macht, so finden sich auch andere, in welchen durch äußere Widerwärtigkeiten und unverschuldete Leiden alle vorhandene Charakterschwächen bis zum wirklichen Bösen nach und nach ausgebildet werden; welche einen Trotz gegen das Unglück mit Trotz gegen die Menschen verwechseln, welche in Hartnäckigkeit und Widerspenstigkeit endlich eine Art Ersatz und Genugthuung, wo nicht gar löbliche Geistesstärke finden. Mistrauen gegen die Umgebungen, thätliche Mishandlungen derselben, Schimpfen auf Wohlthäter, Verwandte und Freunde, selbst Liebe zum Trunke, Vergessen ehelicher Treue und Pflicht, Versuche zum Selbstmord, Hohn und Trotz gegen jede beabsichtigte Verbesserung ihrer Lage, ein kaum glaubliches Bestreben, durch ihre eigene Erniedrigung auch die hohen Häuser, von denen sie stammte, zu erniedrigen, ein beabsichtigter Proceß mit ihrem eigenen Gemahl werden von Unterrichteten ihr jetzt vorgeworfen, ohne daß es uns möglich ist, sie mit dem einzelnen Umstande allein dagegen völlig zu rechtfertigen, daß wir nicht jeden einzelnen Vorwurf in den von uns eingesehenen Acten begründet gefunden haben.

Wir wollen daher vorerst nur die vor Augen gehabten schriftlichen Urkunden selbst reden lassen; dann aber anführen, was Andere gegeben haben, denen auch Originalacten zu Gebote standen.

Ein Dr. Jakob Schwarz vertheidigt sich (Siegen 8ten Jul. 1572) wegen des von der Prinzessin ihm Schuld gegebenen Misbrauches der Blankette oder von ihr voraus unterzeichneten Blätter, die Anna wahrscheinlich zum Behufe der Geldgeschäfte ihm gegeben hatte, und weiset nach, wozu er sie gebraucht habe. Andere, führte er an, hätten es auch so gemacht. Übrigens sei die Prinzessin „nach ihrem eigenen Bekenntnisse, ihres übermäßigen Zorns und ungehaltner Zunge nicht allezeit mächtig" [1]).

Um diese Zeit scheint ihr Schwager Johann von Nassau (dem auch Schuld gegeben wird, daß er am feindseligsten gegen Anna gesinnt gewesen sei, sie zuerst

1) Kgl. Archiv zu Dresden; dies scheint mit den Äußerungen eines bei den dresdner Originalacten liegenden neueren Aufsatzes zusammenzuhängen, daß Anna mehre Versuche gegen ihr Leben gemacht und sich auch eingebildet habe: ihre Anverwandten und Freunde hätten Gelder, die ihr der König von Spanien aus den confiscirten Gütern ihres Gemahls verabfolgt habe, gegen falsche Quittungen erhoben und ihrem Gemahle, um es, wie sie sich ausdrückte, zu seinem unnützen Geusenkriege zu gebrauchen, zugestellt.

der Untreue gegen ihren Gemahl beim Kurfürst August angeklagt und der Bürgschaftsverschreibung wegen des Leibgedinges, welche er und seine Brüder bei Annas Vermählung ausgestellt, sich wieder zu bemächtigen gewußt habe [1])) sie — ob aus eigenem oder seines ältern Bruders Wilhelms Antriebe, bleibt ungewiß — wahrscheinlich zu Beilstein im Nassauischen in festere Verwahrung genommen zu haben. Denn am 19ten Dec. 1572 schickt ihr Landgraf Wilhelm von Kassel einen Koch aus seiner Küche zu, schickt ihr auch ein Faß mit rothem Weine und ein Faß mit schwarzem eingemachten Wildpret, wie auch Landgraf Ludwig auf seine Bitte thun werde. Doch müsse sie nach jetziger Gelegenheit mit dem vorlieb nehmen, was das Haus vermöge. „Anlangend aber, fährt er fort, daß E. L. von dem Ort mögen erlöst werden; da ist's an dem, daß solches bei uns nicht stehe, wie denn auch wir vornehmlich E. L. an den Ort nicht verordnet haben, sondern wenn wir dasjenige hätten accordiren wollen, was E. L. Freunde sonst E. L. halben beschlossen gehabt, wäre es viel ärger geworden. Wir haben solches aber kaum mit großer Mühe abwenden und zu diesem mildern Weg bringen können, und weil gleichwohl E. L. feine und gute Gemächer inne haben, und gut treue Leut, so auf E. L. warten,

1) In demselben Aufsatze.

E. L. zugeordnet sind, auch E. L. unverboten ist, fromme ehrbare Matronen zur Kurzweil zu sich zu erfordern, desgleichen im Sommer zu gelegener Zeit sich im Garten zu „verlustiren": so sollen E. L. solches vor kein Gefängniß sondern nach Gelegenheit der Sache vor eine vetterliche und wohlgemeinte Versorgung achten und sich zu wahrer Reue, Geduld und zum Gebet ergeben, denn es sind zwölf Stunden des Tags, obgleich diese Stunde böse ist; so kann der andern eine etwa besser werden" [1]). In einer frühern Instruction des Landgrafen für einen Joh. Barsch kommt vor, daß, wenn der Kurfürst seine Nichte nicht aufnehmen wolle, so müsse man an die fränkischen Einungsverwandten, die Bischöfe von Wirzburg, Bamberg, die Stadt Nürnberg, Herzog Heinrich von Braunschweig, denen Kurfürst Moritz viel Gutes erzeigt, und sonderlich in ihrem Dienst sein Leib und Leben zugesetzet, in einem beweglichen Schreiben um eine Zulage für die Prinzessin sich wenden, bis sie zu ihrem Leibgedinge wiedergelangt sei.

Das Benehmen der Prinzessin gegen ihre Untergebenen und selbst gegen ihre Wohlthäter muß immer heftiger und gewaltsamer geworden sein, wie man schon aus einem Briefe der Landgräfin Sabina von Hessen (einer wirtembergischen Prinzessin) an Elisabeth Gräfin

1) Original im dresd. Archiv.

von Katzenellenbogen (7ten Aug. 1574) sieht, worin die Landgräfin über die Aufführung Annas höchlich klagt, daß sie z. B. die Speisen an den Boden werfe; und noch mehr aus folgendem Signat des Landgrafen auf einen Brief Annas, Kassel 4ten Febr. 1575, sieht: „Wiewohl nun S. Fürstl. Gnade gleich damals Ursach genug gehabt, sich Ihro gentzlich zu entschlagen — — hat sie dennoch auf Mittel und Wege gedacht, deren sie sich itziger ihrer Gelegenheit und ihrem Stande nach billig hätte sollen erfreuen, auch S. F. Gn. dafür, wenn sie nun einen Tropfen guten Bluts in ihrem Leibe gehabt, zum höchsten dankbar sich sollt erzeigt haben; sie hat aber die ihr zugeordneten Leut so schlecht tractirt, daß niemand hatte bleiben mögen, habe seine fürstliche Gn. selbst übel ausgangen und gescholten, mit vorgeben, daß so F. Gn. über sie nichts zu gebieten oder zu befehlen hätten; — dieweil nun die Prinzessin auf ihrem gefaßten trotzigen Widersinn und undankbaren Gemüth beharrete, so wären S. F. Gn. bedacht, sich ihrer hinführo weder um wenig oder viel nicht mehr anzunehmen. — Was denn betreffe, daß sie über die Kost und die dürre Hühner, so man ihr geben soll, klagte; da möchte sie sich solcher Kost und anderer Tractation wohl begnügen lassen, und billig Gott danken, daß sie noch so viel hätte; denn daß man Ihro sollt Lambreten kochen, das wäre sie nicht werth, und das um so viel mehr, weil sie auch die

Gaben Gottes, wie S. F. Gn. glaublich berichtet (worden), so schlechtlich hielte und an die Erden und zum Fenster hinaus zu werfen pflege, dadurch sie denn den Zorn Gottes groblich verursacht und um so viel mehr häuffe."

Georg von Schollay schickte unter demselben Tage diese ihm wahrscheinlich vom Landgrafen dictirte Antwort der Prinzessin und bemerkt, daß er dieselbe umsonst zu mildern versucht habe, weil der Landgraf sehr erbittert gewesen wäre, wegen übler Behandlung der von seiner Seite ihr zugeordneten Leute und Diener. Sie sollte von Beilstein nach Dillenburg genommen werden, weil sie dort besser und wohlfeiler zu tractiren. „Vnd wenn J. F. Gn. sich wieder bei den Leuthen sehen lassen wird, desto eher der fama vergessen werden."

Endlich mußte sich wahrscheinlich noch die Prinzessin entschließen, ein an den von ihr gehaßten und beleidigten Johann von Nassau gerichtetes und ihr vorgelegtes Brief-Concept mit eigenen Händen abzuschreiben:

„Ich bitte auch Ew. Liebden um Gottes Barmherzigkeit, daß sie die Sach zum besten bringen helfen und bedenken wolle, daß auf ihre gute Vertröstung und Zusage ich meine Sünde bekenne, und alle meine Hoffnung auf E. Liebden gesetzt habe. „„Es ist ja pillich, das man mich als eynem armen weybe soll

auch in Etwas bedenkhenn vnd mit übriger Quelung mir zu großerer Sunde nicht etwa Vrsache gebe"" [1]).

Wir wollen glauben, daß dem Kurfürsten August das Unglück dieser Ehe um so mehr zu Herzen ging, als er sich trotz der Einwendungen und Protestationen des alten ehrlichen Philipps von Hessen als den hauptsächlichen Beförderer derselben ansehen mußte. Und es war nicht das einzige Unglück ähnlicher Art in seiner Familie. Um eben jene Zeit wurde nämlich seine an den unruhigen und ausschweifenden Herzog Erich II. von Braunschweig gegen dessen Willen vermählte Schwester Sidonia von diesem wegen Giftmischerei, Brandstiftung und Hexerei auf Tod und Leben angeklagt (1573). Es gelang ihr indessen, vor den dazu verordneten kaiserlichen Commissarien sich eidlich zu reinigen, worauf sie ihr Bruder Kurfürst August wieder zurück nach Sachsen nahm, und ihr ein ehemaliges Kloster zu Weißenfels als Aufenthalt anwies, wo sie bald nachher 1575 starb [2]).

---

1) Alles Auszüge aus dem kgl. Staatsarchiv zu Dresden.

2) Müller Annalen d. Hauses Sachsen. S. 168. — Albert Hüne: Geschichte des Königr. Hanover und d. Herzogthums Braunschweig, Hanov. 1724. I. 637. Da es zur Geschichte jener Zeit nicht ohne Interesse ist, theile ich einige Stellen aus einer mir zugekommenen handschriftlichen Notiz über diesen merkwürdigen Diffamationsproceß mit. Erich behauptete: die

Indeß störte solcher Familienjammer die Hoflustbarkeiten so wenig als ein kurz vorhergegangenes Erdbeben. Im Febr. 1574 wurde zu Ehren des eben anwesenden Pfalzgrafen Johann Kasimir und seiner Gemahlin Elisabeth (Augusts Tochter) ein großes Ringrennen, ein Stahlschießen und ein großer allegorischer

---

Herzogin habe, um ihn zu tödten, sein Haus bei Neustadt anzünden lassen; sie habe ihn vergiften wollen und dazu etliche Weibsbilder abgerichtet. Er beschwor dies auf öffentlichem Landtag, ließ es vor einem öffentlichen peinlichen Halsgericht zu Neustadt ausrufen und brachte es auch an den Kaiser. Die Denunciantinnen waren alte, als Hexen eingezogene Weiber aus Eldagsen, von denen eine auf dem Schaffot noch ein Schächtelchen vorzeigte. Bei der Confrontation nahmen die Weiber ihr Geständniß zurück und behaupteten: der Herzog habe sie durch unmenschliche Martern dazu gezwungen. Dieser führte unter anderm an, es wären ihm die Haare ausgegangen, der Nabel ausgefallen und die Nägel abgeschworen. Die Herzogin gibt an: Ihr Mann hätte sie nun schon seit 12 Jahren verlassen und sich an andere leichtfertige Personen gehängt. Jenes Haarausfallen u. s. w. möchte wohl von andern Ursachen und S. F. Gn. unordentlichem Leben herrühren; er sei an ihr brüchig, hätte sich mit andern unzüchtigen Weibspersonen vernarret." Dem Herzog schien es besonders um der Fürstin Leibgeding und eine neue Vermählung zu thun zu sein; wenigstens holte er responsa ein, ob er ersteres nun behalten dürfe

Aufzug abgehalten, bei welchem unter andern eine Nonne zu Pferde mit dem Psalter, Affen auf Ziegenböcken und zum Beschluß des Zuges die große babylonische Hure aus der Offenbarung vorkamen [1]).

Folgende Schilderung, um den letzten Act dieses psychologischen Trauerspiels zu schildern, entwerfen andere Berichterstatter aus anderen Acten, die zur Vervollständigung des Urtheils über die Prinzessin auch hier auszugsweise nicht fehlen darf. Bei der langen Abwesenheit Wilhelms und der geringen Unterstützung, die Anna von ihm erhielt, litt die Prinzessin mit ihren Kindern großen Mangel und wurde überall verächtlich behandelt. Da sie keinen Sold zahlen konnte, verließen ihre Hofbedienten sie; sie gerieth in den Umgang geringer Leute und dabei aus Verzweiflung in ein wüstes Leben. Sie fing an, sich dem Trunke zu ergeben, sodaß sie Vormittags etliche Maaß Wein und Nachmittags wieder so viel zu sich zu nehmen pflegte. Es entstanden aus Mangel an Aufsicht andere Unordnungen, Schelten und Schlagen der wenigen Leute, die ihr blieben, Anschläge zur Correspondenz mit dem Herzog wider ihren Gemahl wegen Wieder-

1) Letzterer Umstand aus handschriftlichen Mittheilungen; sonst Weck I, 386. Hasche II, 343.

erstattung des Witthums, woraus freilich ihr Gemahl nach seiner damaligen Lage Argwohn schöpfen konnte, und endlich vertraulicher Umgang mit einem gewissen Johann Rubrus, einer Person von geringem Herkommen aus Antwerpen. Erst 1572 gab der Prinz durch seinen Schwager Graf Wilhelm von Hohenlohe dem Kurfürsten davon Nachricht: Anna habe seit ihrem letzten Wochenbette so schlimmen Wandel zu führen angefangen, daß zu befürchten sei „daß sie nach ihrem bösen und trotzigen Kopfe aus Verführung des Satans wohl gar an sich selbst sich vergessen möchte". Er bitte deswegen um des Kurfürsten Rath und Beistand, da er selbst jetzt nicht Aufsicht über sie führen könne. Nachdem der Kurfürst dem Landgrafen Wilhelm darüber Erkundigungen einzuziehen aufgetragen und dieser die Wahrheit der Anzeige Wilhelms bekräftigt hatte, so dachte August zuerst daran, die Prinzessin in gefängliche Haft nehmen zu lassen. Dem Prinzen aber erwiderte August: daß ihm der Unfall zwar sehr leid sei; da aber die Prinzessin in ihrer Jugend zu allem Guten erzogen und als eine tugendsame Prinzeß dem Prinzen verheirathet worden sei, er fast zweifeln müßte, ob damit, wie er gebeten und der Prinz versprochen, Zeit währender Ehe fortgefahren sein möchte. Besonders war der Landgraf der Ansicht, daß der Oranier sich selbst beizumessen habe, wenn er aus einem tugendhaften Fräulein, welches jung gewesen und sowie

andere Menschen aus nichts anderem als Fleisch und Blut bestehe, eine so dissolute Gemahlin bekommen habe, besonders da solches in den Niederlanden für eine geringe Schande und Missethat geachtet würde. Da nun der Prinz nichts anderes als Absonderung begehre und ihr unter dieser Bedingung verzeihen wolle, so wollten sie doch nicht strenger als der Gemahl selbst sein, da besonders auch eine Gefangennehmung, die ohne des Kaisers Vorwissen kaum geschehen dürfe, nur den Leuten noch zu mehr Reden Anlaß geben würde. Man solle bei der betrübten Person, die alle ihr Gut und Ehre verloren, eher auf Rettung ihrer Seele denken als durch große Strenge sie zur Verzweiflung bringen. Der Kurfürst solle ihr durch seinen Rath, Heinrich von Schönberg, zu Gemüthe führen, was sie mit ihren Unordnungen verdient, zugleich aber auch etwas Trost anbieten lassen, besonders einen Hofmeister und Hofmeisterin schicken, denen sie ganz gehorchen und neben denen sie in Reue und Eingezogenheit leben möchte. Unter dieser Bedingung wollten ja auch die Grafen von Nassau sie unterhalten. — August fand aber diesen Weg zur Besserung zu unsicher, da vielmehr zu besorgen sei, sie werde, wie sie sich mehrmals verlauten lassen, davonlaufen und so ihrem seligen Vater, den Kindern und den Verwandten große Schande anrichten. Der Kaiser habe nichts darein zu reden; es sei besser, die

Prinzessin zu sequestriren, ihr täglich einen Prädicanten zu halten oder ihr andere Beschäftigungen zu geben. Was sie gegen ihren Gemahl im Recht zu suchen und auszuführen, könne sie auch in der Custodie thun. Der Kurfürst könne unmöglich noch viel mit ihr complimentiren, weil sie unverhohlen gesagt habe, daß sie diese Ausschweifungen dem Kurfürsten und allen seinen Freunden zur Schmach und zum Despect begangen habe. Stimme der Landgraf nicht mit ihm überein, so könnten er und die Grafen die Sachen mit der Prinzessin und ihren Kindern allein für sich ausführen [1]).

Die Vorwürfe, welche hier dem Prinzen Wilhelm über seinen Antheil an Annas Schuld gemacht werden, finden sich auch bei einem andern Berichterstatter aus den Acten. Nach diesem beschuldigte Annen besonders Graf Johann von Nassau 1572 beim Kurfürsten und Landgrafen der Verletzung der Pflichten gegen ihren Gemahl, in welcher Beziehung jedoch Beide, aufgebracht über eine neue Vermählung Wilhelms, laut einer Instruction vom 26sten Mai 1575 dem Grafen Johann von Nassau vorhalten ließen: „Er wisse, wie es mit dem Prinzen von Oranien und seiner Gemahlin ergangen. Wiewohl ihnen aber auch von dieser Zeit mancherlei fürkommen, als sollte der Prinz

1) W. 199 — 205.

seiner Gemahlin zur angegebenen doch im Recht noch unerwiesenen Verbrechung durch sein selbst dergleichen ärgerliches Leben (er hatte wirklich uneheliche Kinder) große Ursache gegeben und gleichsam dazu gereizt haben; so hätten sie doch solches an seinen Ort gestellt und nichts desto weniger gewilligt und dazu rathen helfen, daß die Prinzessin in ernste Strafe und harte gefängliche Verwahrung genommen worden, jedoch mit dieser ausdrücklichen Abrede, daß diese Sache in aller Stille gehalten bleiben sollte. Da nun dessen allen unbewogen der Prinz anderweit heirathen sollte, würden sie verursacht, nicht allein dem vorigen Wesen, seinem selbst ärgerlichen Leben nachzudenken, sondern hätten sich auch solche Leichtfertigkeit zu ihm nicht versehen" [1]).

Ehe aber noch von dieser neuen Vermählung des Prinzen etwas ruchbar wurde und vielleicht ehe er noch selbst den Plan dazu gefaßt hatte, waren Landgraf Wilhelm (wahrscheinlich Ende 1572) und Kurfürst August gemeinschaftlich in Annas Sache thätig gewesen. Denn schon am 7ten August hatte Wilhelm von Hessen dem Kurfürsten geschrieben: Da der Kurfürst der Prinzessin statt des Vaters sei und sie ausgestattet habe, so könne er ihm in seinem Vorhaben

1) Aus den Acten gezogene Relation im kgl. Archiv zu Dresden.

kein Maaß und Ziel setzen. Es wäre aber auch höchste Zeit, weil endlich auch alle übrigen Leute die Prinzessin verlassen hätten und nur noch ein Botenweib bei ihr geblieben sei; und weil sie Essen, Trinken, Holz und Alles aufs Theuerste sich schaffen müsse, da die von Nassau ihr nichts mehr verabfolgten.

Da nun August dem Landgraf durch Erich Volkmar von Berlepsch freistellen ließ, entweder für Hofmeister und Hofmeisterin zu sorgen, oder sie auf eines seiner hessischen Schlösser zu führen, bis man sich der Abholung wegen verglichen habe, oder endlich sie bei dem nassauischen Grafen in Haft zu halten: so ging Berlepsch mit einem hessischen Gesandten nach Beilstein, um das Schloß daselbst zu besichtigen, und als dasselbe passend befunden, in Begleitung einiger adligen Personen als Hofmeister und Hofmeisterin und einigem Dienstpersonale nach Diez, wo die Prinzessin sich damals noch aufhielt, und suchten sie in Güte dahin zu bringen, sich in Begleitung jenes ihr zur Aufsicht gegebenen Personals nach Beilstein zu begeben. Allein die Prinzessin wich aus und erklärte, daß man sie unschuldigerweise der Pflichtvergessenheit bezüchtigt habe und sie sich darum scheue, sich vor Jemand sehen zu lassen, bis diese Dinge ins Reine gebracht wären; sie wolle lieber nach Speier, wo das Kammergericht zur Hand sei, oder in eine Reichsstadt, wo gelehrte Leute wären, mit deren Hülfe sie ihre

Sache mit ihrem Gemahl ausführen könnte. Darauf gingen die Gesandten nicht ein, und entgegneten, daß ihre Herren zwar ihr Angeben wegen ihrer Unschuld auf sich beruhen ließen, obgleich sie sich der Sache genugsam erkundigt hätten, daß aber ihre Lebensart von der Art sei, daß eine Änderung des Wohnorts unerläßlich wäre, zu deren Veranstaltung sie selbst auch bereits gemessene Befehle von den Fürsten hätten. Doch wäre es besser, wenn die Prinzessin sich in Güte dazu bequemen würde. Die Prinzessin sei nun, wird gemeldet, in heftigen Zorn gerathen und auf ihrer vorigen Antwort bestanden, habe dann, vielleicht nach zu sich genommenem Weine, ein Billet geschrieben, daß sie ihre Freunde bald mit ihrem Tode zu befriedigen wissen werde, und daß sie wirklich eines Messers zur Selbstentleibung sich zu bemächtigen gesucht habe. Diese nächste Gefahr zu entfernen, umgaben die Gesandten Annen mit den vorgedachten Personen, mit der Weisung, strengere Aufsicht zu halten, daß ihr kein Messer oder ähnliches Instrument gegeben werde, geboten ihr Gehorsam gegen diese Personen und erklärten, daß man sie im widrigen Falle trotz Stand und Herkunft als eine wahnsinnige Person behandeln und, so gut man könne, fortschaffen werde. Dies wirkte, sie nahm Bedenkzeit und erklärte folgendes Tages, daß sie mit den Gesandten nach Beilstein gehen und dort eine andere Lebensart anfangen wolle. Sie wurde darauf

wirklich von den Gesandten und ihrem erneuten Dienstpersonal von 14 Personen, außer einem Hofmeister und einer Hofmeisterin und einem evangelischen Prediger (denen sie Gehorsam versprach), dorthin gebracht, wegen ihres Unterhalts wurde Vorsehung getroffen und so fürs Erste die Sache wieder einigermaßen geordnet [1]).

Wie wenig sie aber ihrem Versprechen nachgekommen, wie misfällig ihr dieser Aufenthalt gewesen, wie schonungslos sie ihre Untergebenen behandelt, wie sie die Speisen zur Erde oder zum Fenster geworfen habe, ist oben aus jenem landgräflichen Signate nachgewiesen worden. Als sich nun noch Streit über die Unterhaltung des kleinen Hofes erhob, und als die Sage von einer neuen Vermählung des Prinzen Wilhelm sich verbreitete, gab man den Plan, sie nach Dillenburg zurückzubringen, ganz auf, sondern hielt es für das Gerathenste, sie gradezu nach Sachsen zurückführen zu lassen und damit ganz den nassauischen Händen zu entreißen. Ueber ihren Transport dahin fehlen uns die näheren Nachrichten, doch wird er auch nicht ohne Widerspruch und Widersetzlichkeit von Anna's Seite erfolgt sein.

Im Dec. 1575 bekam plötzlich der unglückliche Dr. Caspar Peucer, Melanchthon's Schwiegersohn, in

---

1) W. 205 — 208.

die kurz zuvor entdeckten kryptocalvinistischen Händel sehr verwickelt und in Folge derselben zu ewigem Gefängnisse verurtheilt, den Befehl, sein Gefängniß zu Rochlitz zu verlassen und mit einem in Zeitz zu vertauschen, weil die Prinzessin Anna nach Rochlitz gebracht werden sollte. Da aber Anna sich standhaft weigerte, nach Rochlitz zu gehen, bekam der ehemalige Leibarzt und Vertraute Augusts den Befehl, in seine alte Haft zurückzukehren, und Annen wurde ihre Haft in Dresden selbst angewiesen [1]). Hier hat die unglückselige Frau noch 2 volle Jahre fern von ihren Kindern und wahrscheinlich von allem andern Umgange gelebt, und endlich am 18ten Decbr. 1577 in ihrem 31sten Jahre einen Schauplatz verlassen, der, ist sie wirklich über sich zu voller Erkenntniß gekommen, wenigstens noch für ihre unsterbliche Seele rettend gewesen sein wird. Schon am 20sten Decbr. nahm die ehemalige kurfürstliche Gruft zu Meißen — wo der bärtige Georg damals, der letzte Anhänger der römischen Kirche aus dem hohen Fürstenhause, seine Urstätte gefunden hatte, während Anna's Vater Moritz, und schon der alte biedere Großvater Heinrich in der neuen Gruft zu Freiberg ruhen, — die Leiche ohne alles Gepränge und ohne Denkmal auf. So wurde sie nicht einmal zu ihren Vätern versammelt! Aber sie hatte doch endlich ihren

1) S. 253.

Hafen gefunden, während ihr gewesener Gemahl noch auf dem stürmischen Meere des niederländischen Freiheitskampfes — saevis tranquillus in undis — schwamm.

Was die pariser Bluthochzeit 24sten Aug. 1572 ihm an französischem Geld, der Fall von Mons 24sten Septbr. 1572 und die baldige Auflösung seines Heeres ihm an Land und Leuten entzogen, hatte Prinz Wilhelm von Oranien bald Alles in seiner Provinz Holland wiedergefunden, und auch sein Glück, obgleich nun auch der Krieg sich gegen diese Landschaft wälzte, nachdem Alba die abgefallenen brabantischen Städte gezüchtigt hatte. Von Wilhelms inneren Einrichtungen des Landes hier nichts. Die Einnahme von Gertruidenburg durch die Oranischen, der herrliche Sieg vom 11ten Octbr. 1573 auf der Zuydersee, wo das feindliche Admiralschiff, die Inquisition, in den Grund gebohrt wurde, die endliche Abdankung Alba's (der mit den Flüchen der Niederländer belastet nach Spanien zurückging, aber erst nach Eroberung Portugals 1582 starb) stärkten die Sache der Freiheit, die selbst der gewandtere Nachfolger Don Luis Zunyga y Requesens nicht mehr unterdrücken konnte. Seine Flotte wurde nach dem mislungenen Entsatz des von den Nassauern belagerten Middelburg, welches

bald fiel, bei Reimerswald in der Schelde geschlagen (1574). Dagegen wurde Ludwig von Nassau, der wieder französische Geldsummen und Mannschaften bekommen und ein kleines Heer geworben hatte, von Requesens in der Mooker Haide 14ten April 1574 geschlagen und blieb mit seinem Bruder Heinrich in der Schlacht, sodaß nun schon drei nassauische Grafen, Brüder Wilhelms, für die niederländische Sache gefallen waren. Dafür gelang dem Prinzen Wilhelm 3ten Octbr. 1574 der Entsatz des von den Spaniern schon auf das Äußerste gebrachten Leyden, mittels einer künstlichen Überschwemmung; ein Meisterstück, welches seinen Ruhm unsterblich macht. Das reformirte Glaubensbekenntniß wurde jetzt in Holland und Seeland förmlich eingeführt. Wohl schlug ihm das Glück noch einigemal um, und in einem Anfall von Unmuth soll er geäußert haben, daß jetzt kein Ausweg mehr bliebe, als Deiche und Dämme zu vernichten und mit Frauen und Kindern ein anderes Vaterland zu suchen [1]). Allein die Noth selbst erkräftigt und erhebt starke Seelen, während sie nur schwache zertrümmern kann; nach manchem Wechsel der Schicksale gelang es im Jahre 1576 (wo Requesens starb) noch vor der Ankunft Don Juans von Austria (Nov.), die sogenannte Genter Pacification Octbr. 1576 zu

1) Van Kampen Gesch. d. Niederlande I. 412.

Stande zu bringen, in welcher die meisten Provinzen für des Vaterlands Befreiung von spanischer Tyrannei sich beizustehen schworen. Des Prinzen folgende Schicksale, seine Ernennung zum Ruwaard (Bewahrer der Ruhe) oder Regenten von Brabant (1577) seine Stiftung der Utrechter Union (1579), der Grundlage des neuen Freistaates, dagegen wieder seine feierliche Ächtung durch Spanien (1580), in welcher er als Aufrührer, Ketzer, Heuchler, als ein zweiter Kain und Judas, als Gottloser, Meineidiger, als eine Pest des Menschengeschlechtes bezeichnet und Jedem, der ihn lebendig oder todt überliefern würde, eine bedeutende Summe und der Adel (wenn der Vollzieher ein Nichtadeliger wäre) versprochen wurde, die dadurch veranlaßten Mordversuche und Verschwörungen gegen ihn, und seine wirkliche Ermordung (zu Delft 10ten Jul. 1584) durch des Burgunders Gerard (Franz Guion) drei Pistolenkugeln können hier natürlich nur angedeutet werden. „Mein Gott, mein Gott! erbarme dich meiner und deines armen Volkes!" waren seine letzten Worte, Vater des Vaterlandes der schönste Titel, den die Niederländer ihm beizulegen wußten. Ein herrliches Mausoleum wurde ihm errichtet, während seine unglückliche Anna in ihrer Gruft spurlos verwesete, und der mäßigste Geschichtsschreiber jenes Landes sie **een wyf pootigh uit der maate en ongereegelt van leven** (ein Weib

halsstarrig über die Maaßen und ungeregelt von Leben) und Wilhelms Ehe mit ihr eine qualvoll=unglückliche nennt [1]). — —

Bei weitem nicht so günstig über den Prinzen dachte natürlich Kurfürst August von Sachsen, den außer der dritten Heirath Wilhelms auch noch die Einführung der ihm verhaßten reformirten Confession in den Niederlanden erbittert haben mochte. Wilhelm hatte sich sehr eng an das pfälzische Haus angeschlossen, und Pfalzgraf Christoph, der Bruder des lutherischen Kurfürsten Ludwig VI. und des reformirten Pfalzgrafen Johann Kasimir, war in der Schlacht auf der Mooker Haide mit geblieben. — Zu Heidelberg aber lebte Charlotte von Bourbon, Tochter des Herzogs von Montpensier, geflüchtet aus Frankreich und seit 1572 reformirt. Sie hatte früher gegen ihren Willen Nonne und Äbtissin werden müssen und stand, wie es schien, in einem sehr zweideutigen Rufe. Mit dieser Prinzessin vermählte sich nun, wahrscheinlich auf Betrieb des pfälzischen Hauses, am

---

1) Hooft Nederlandsche Historien. IV, 145. u. XII, 527.: Zynde zees qualyk gepartuurt geweest met de dochter van Saxe, die zich biester weerbersligh gedraaghen (die sich sehr widerspenstig betragen) en een ongereegelt leeven leeven geleydt had, ombeld hy desde vuuriger de vriendshap van Charlotte zyn' jeeghenwoordighe gemaline.

12ten Juni 1575 der Oranier, ohne eigentlich völlig von seiner Anna geschieden zu sein und auch das Ehegeld oder die Aussteuer Anna's zurückgezahlt zu haben. Es entstand daher ein lebhafter Schriftenwechsel zwischen August und Wilhelm von Hessen gegen das pfälzische Haus, indem August diese neue Ehe des Prinzen gar nicht als solche anerkannte. „Da aber" sagt ein neuerer Berichterstatter aus Acten, „die dritte Vermählung des Prinzen von Oranien, wie es scheint, ohne vorherige Ehescheidung oder doch ohne daß die Prinzessin Anna dabei vertreten worden wäre, durch Vermittelung des Kurfürsten von der Pfalz zu Stande kam, oder der Prinz, wie August und Wilhelm sich officiell aussprachen, ein ander Weib zur Ehe vermeintlich genommen hatte, so nahmen die beiden Fürsten Bedacht, daß Anna aus seiner und der von Nassau Händen und Gewalt gebracht wurde. Dies geschah und war das Einzige, was August nach damaligen Umständen für seine Nichte thun konnte. Denn ein heftiger Schriftwechsel zwischen Sachsen und Hessen contra Pfalz drohte mit ernsteren Folgen und man suchte Brandenburgs Vermittelung bemerkend, daß die Leute in den französischen und niederländischen Kriegen wie ersoffen wären, darauf alle ihre Gedanken und Rathschläge richteten, keinen Respect auf das Reich und andere Kurfürsten und Fürsten richteten und aller Freundschaft, Verwandtschaft und Schwägerschaft ver-

gäßen [1]). Auf dem Wahl= und Kurfürstentage 1575 kam es zu heftigen Erklärungen Augusts gegen die pfälzischen Gesandten. Die Pfalz habe seinem Hause einen Schandfleck angehängt. — — Auch die spanische Achtserklärung von 1580 warf dem Oranier vor, daß er noch bei Lebzeiten seiner zweiten Gemahlin eine Nonne und Äbtissin geheirathet habe. Allein in seiner leidenschaftlichen Apologie, in welcher dem Könige selbst die Ermordung seines Sohnes und seiner französischen Gemahlin vorgeworfen wird, erklärte Wilhelm diese Beschuldigung für ungegründet und setzt hinzu, daß die Verwandten seiner verstorbenen Frau (Anna) gewiß jetzt alle Genugthuung erhalten haben würden [2]).

Die höchst gereizte Stimmung des Kurfürsten gegen

---

1) Aus der schon mehrmals angeführten neueren Relation aus den Acten im königl. Archiv zu Dresden, doch mit stillschweigender Berichtigung einiger Irrthümer. —

2) Ueber die Händel mit Pfalz s. auch L. Ranke: Histor. politische Zeitschrift, Jahrgang 1832 März — Mai. S. 327 ff. — Du Mont Corps universel. Th. V. S. 390.: „Car quant à ma defuncte femme elle appartenoit à Princes de très grand lieu, Princes sages et d'honneur, lesquels je ne doute qu'ils n'ayent toute satisfaction.“ — Was übrigens Häberlin (neueste deutsche Reichsgeschichte XI. 383.) von einer Ehescheidung mit Einwilligung der Verwandten in dieser Apologie Wilhelms gefunden haben will, habe ich umsonst gesucht.

Wilhelm und seine dritte Gemahlin ergibt sich auch sehr deutlich aus einigen Punktirungen und geomantischen Fragen, welche August, gleichsam als Worte an die Zukunft, zu seinem Zeitvertreib zu machen pflegte, und von denen noch mehre Bände voll auf der königlichen Bibliothek zu Dresden zu sehen sind. Es sind zum Theil lange Reihen Punkte, aus deren künstlicher Stellung, Division mit einem Theiler und Zusammenrechnung sich die vorausgemachten Fragen beantworten lassen sollten. Ob so gewonnene Entscheidungen übrigens auf die Handlungsweise und die Verwaltung Einfluß hatten, ist kaum zu sagen. So heißt es 1579: Soll ich Paul Gröbel zum Jägermeister machen? Ja. oder: Hat der Proskowsky auch mehr befehlich von J. Kais. Maj. denn derselben Herrn Vaters leidigen Unfall zu verkündigen? — — Daraus schließe ich, daß er, der Gesandte, eine treue und gute Botschaft sei, der sich von wegen seines Herrn getreuer und guter Freundschaft mit mir zu helfen zum höchsten erbieten wird. Weil aber solches keine bestendige sondern zweyffelhafte Figur ist, so ist auch gar groß Vertrauen darauf nicht zu setzen; sondern gleichwohl die Sache in guter Acht zu halten vonnöthen: „quya homynes sund mytabylys!“ — oder: Was hält den Landgraf Wilhelm ab, daß er sich im Concordienwerke nicht mit uns vereinigen will: Nichts als falsche untreue Leute und sein allzuverwirrter Kopf, da doch

wenig Leute sich nach demselben richten; über das ficht ihn der hoffärtige Teufel (an) mit dem Ehrgeiz, daß er sich nach Andern richten müßte. — Ob Stephan Bathory 1. Mai mit der Infantin ehelich beigelegen? Ja die Hundehochzeit sei wirklich geschehen, werde ihm aber theuer zülstehen kommen. — Ob der Kurfürst von — auch den Reichstag besuchen werde? Nein: es sei auch am besten, weil er doch seinen alten Brauch noch nicht unterlassen werde, allerlei Hundeshaare einzuhacken, denn er stifte doch nichts Gutes und mache alle Teufel irre. — Ob der König von Spanien, wie die Rede geht, todt sei? Nein, Gott erhalte ihn seinen Landen und frommen Unterthanen zum Troste und seinen Feinden zu einer Ruthe viele Jahre. — Im Februar 1580: Hat der Prinz von Uranien was fruchtbarliches so lange Zeit in Holland und Seeland ausgerichtet? Werden sich Utrecht und Amsterdam nicht lassen den Prinzen von Uranien vermögen, daß sie den Herzog von Alenzon vor ihren Herrn anerkennen? (Fehlt die Antwort.) — Bekomme ich von denn Grafenn von Nassau wieder, was die Prinzessinn ihrem Herrn an Ehegelde czubracht? (Nun folgt die Angabe des Punktirexempels: Summa 635. R (Radix) 41. Teiller 84. und darunter die Antwort) Daraus muß ich schlissenn, das dye czall, ob sye woll czweyffelhaftick Jhedoch starck czum gutten geneygett, czeygett vnd andeuttet, ob es woll eyne weylle sych

ansehenn lassenn mochte, es stunden dye Dinge in czweyffel vnd auff lossenn grunde, So halte ich doch bey myr davor, das dye graffenn von Nassaw oder Ihre brieffe vnd sygel nychte leychtt werden czu Recht erkennen lassen, vnd ob es sich gleych eyne weyll vorczyhen Mochte, so wyrtt es doch czuleczt czu eynem gewunsten ende vnd geluckseligen ausgange gereychenn. — Das stärkste und charakteristischste Stück in Beziehung auf Oranien ist folgende Frage: Ob des Printzen von Uranien Weib, so er itzo hat, eine Hure gewesen, ehe er sie genommen? Ja, denn sie habe sich schon von Jugend auf bei ihren Ältern Lügens und Stehlens beflissen, und sich darin weidlich gebraucht, aller ihrer Habe und Güter verlustig gemacht und sei von ihren Ältern in ein Kloster gestoßen worden in welchem sie große Hurerei getrieben und daraus wider ihrer Ältern Wissen und Willen entlaufen und auf das heilige Haus zu Heidelbrrg aufgenommen und von da aus habe sie sich mit dem Haupte aller Schelme und Aufrührer, welcher keines bessern Weibes werth sei, vermählt und in neue Conjunction der Huren und Buben sich begeben. — Ob sie schwanger zu ihm gekommen sei? Ja, die Hure habe ihrem treulosen Manne eine junge Hure mit der alten überzogen im Mutterleibe zugebracht, so daß er statt einer Hure zwei bekommen, welches ihm denn sehr wohl zu gönnen. — Ob sie ihrer Hurerei halben von einander sind? Die ehelichen

Leut sind zur Zeit noch bei einander, aber Gott gebe, daß es nicht lange währe und sie ihre wohl verdiente Strafe bald bekommen mögen! — Was das Kind gewesen? Die edle Frucht sei ein Mädchen; werde nun das Kalb nach der Kuh gerathen, so werdens großer Huren zwo! — — [1]).

So aufgeregt war also August, der überhaupt kein Mann des leichten Verzeihens war, wie Johann Friedrichs, Peucer's u. A. lange Einkerkerungen beweisen. Es sind 3 Jahrhunderte seit der Geburt jenes Oraniers verflossen und noch heute lebt er in den Büchern der Geschichte. Von der unglücklichen Anna würde kaum Jemand sprechen, hätte nicht eine unzulängliche Vorsicht einen Schleier über ihr Leben werfen wollen, den zu heben immer wieder gelüstet. Aber nicht aus müßiger Neugierde ist es von uns geschehen, sondern um der Wahrheit einen Dienst zu thun und daneben einen Blick in das Innere so manches glänzenden Hofes zu werfen, wo Hermelin und Purpur nur zu oft eine wunde Brust und ein sorgenvolles Herz bedecken. — Wir fällen kein Endurtheil über die Hauptpersonen dieses Gemäldes; wir entscheiden für keine Art der Schuld der Schuldigen; der Leser

1) Handschriftliche Mittheilungen.

hat die Acten, sowie wir sie mittheilen konnten, fälle er, wenn er kann, den Spruch; aber er fälle ihn menschlich und bedenke, daß nur ein großes Gemüth großer Leidenschaften fähig ist, und daß diese mit Dämonenfittigen zu der Höhe der Sterne wie zu der entgegengesetzten Tiefe führen können — er fälle seinen Spruch billig, weil Anna kaum die Schuld allein trägt und weil sie einen Theil der Schuld schon abgebüßet hat. Nur jene gekrönten Sünden verfolge und richte die Geschichte — das ist ihr Recht — mit ihrer Strenge, für welche ihre Zeit keinen Richter oder wenigstens keinen Vollzieher des Spruches fand.

III.

Anna Joanowna.

Cabinet, Hof, Sitte und gesellschaftliche Bildung in Moskau und St. Petersburg.

Dargestellt

von

F. W. Barthold.

Digitized by Google

Erstes Capitel.

Der Joansche Zweig der Romanow bis zum Tode der Czaritza Proscowja vom Jahre 1696 — 1723.

Wie Gewächse, aus ihrem Heimatlande unter einen fremden Himmelsstrich verpflanzt, bis auf gewisse Grundbedingungen ihrer ursprünglichen Beschaffenheit entarten und unter dem Einflusse veränderten Bodens, ungewöhnter Witterung und abweichender Pflege in Formen übergehen, in denen wir früher vorhandene, aber unentwickelte Keime zu einer überraschend verschiedenen Gestaltung herausgebildet sehen; wie ferner die Biologie der Pflanzen ein Gesetz erkennen lehrt, welches, je nachdem ein Gewächs nach dem Norden oder nach dem Süden seiner Heimat verpflanzt wird, in analoger Bildung wiederkehrt: so möchten wir behaupten, daß auch Individuen desselben Volkes, welche Wahl oder Zufall in die Lebensatmosphäre derselben

fremden Nationalität führt, von den gleichen Einflüssen auf gleiche Weise angeregt und umgebildet werden, und nach Maßgabe der mitgebrachten Anlagen als durchaus einander ähnliche sittliche Erscheinungen sich kund thun. Diese Wahrnehmung drängt sich uns auf, wenn wir die Schicksale und Erlebnisse der Deutschen im Allgemeinen betrachten, welche in den letzten Jahrhunderten zu unsern Grenznachbaren auswanderten und in der Fremde sich einbürgerten. Sie werden Andere, ihre angeborne Natur treibt wuchernd in anders gestaltete Sprossen, Blätter, Gipfel und Kronen hinaus, je nachdem sie ihr Fuß über die Ardennen und Vogesen, oder über die Düna und den Dniepr, über die Nordsee und das baltische Meer, oder über die Alpen getragen hat. Gewagt und mehr ein müßiges Spiel des Geistes als ein gegründetes System wäre es, bestimmte Bildungsgesetze bis in die einzelnen Wanderrichtungen verfolgen und die Ähnlichkeiten aufstellen zu wollen, in welchen die Deutschen unter den verschiedenen Nachbarvölkern sich zusammenfinden. Doch lassen sich zwischen den unmerklichen Übergängen und Strichen der Culturwindrose, deren Axe Deutschland ist, zwei starre Gegensätze festhalten, deren weltgestaltender Einfluß die deutsche Natur umwandelt und fast verwandelt: der Osten mit seiner Bildungsweise, also Rußland, und der Westen, also Frankreich. Möchten wir, um unsere Lehre vollstän-

diger zu machen, nur andeuten, daß im scandinavischen Norden die eingewanderten Deutschen spurloser und ohne herausgetretene Eigenthümlichkeit verschwimmen, weil dort bürgerliche, sittliche und wissenschaftliche Verwandtheit sie aufnimmt; und daß im britischen Reiche Geräumigkeit den Deutschen nur für Kunst und untergeordnete Gebiete menschlichen Fleißes sich öffne: so behaupten wir dagegen zuversichtlicher und können es durch die Geschichte belegen, daß Italien seine Ankömmlinge zum Genießen, mit Verflachung des ursprünglichen sittlichen Gepräges, hinreiße; daß Frankreich sie zum Dienen, Gehorchen und seinen Gesellschaftszwecken zu arbeiten anweise; Rußland dagegen seine Eingebürgerten zu herrschen, zu befehlen, zu schaffen einlade, erziehe und kräftige. In England hat die Eifersucht auf alte Rechte selten oder nie Fremden eine bedeutende Stellung in der Gesellschaft gegönnt; in Dänemark und Schweden bewegen sich seit den Zeiten der Hanse, mehr noch unter den Oldenburgern, den Wasa und dem pfälzischen Stamme, die Deutschen heimisch und ohne Unbequemlichkeit; in Italien sehen wir seit der Völkerwanderung und den Römerzügen die Eingebürgerten rasch dem väterlichen Sinne entartet und allgemein zu einem so verrufenen Zwitterwesen umgewandelt, daß das Sprichwort: „ein italienisirter Deutscher ist ein eingefleischter Teufel", aus dem Leben gegriffen wurde. In Frankreich that seit

den Kämpfen der Valois und Habsburger, durch den dreißigjährigen Krieg bis auf die Revolution und das Kaiserreich eine große Zahl Deutscher in Tüchtigkeit und Treue sich kund; kämpften sie für Ideen, denen das Vaterland nicht Raum gab, alle in einem dienstbaren Verhältnisse, wie wenn ein großartigeres Staatsbürgerthum dasselbe auflegte; wir erinnern nur an Kellermann, Kleber, Wimpfen, Luckner, Rapp, Ney, den wir als den Unsern betrachten, selbst an den verrufenen Westermann und manche Unholde der Revolution. Sei Peter sein Asien europäisch machte, wie hat das moskowitische Leben in alle Adern das deutsche Blut als ein vornehmeres, veredelndes eingesogen, und dieses Blut dennoch sich abgesondert! Als welche großartige herrische Naturen, der anerzogenen Zahmheit und Unterwürfigkeit zum Trotze, treten alle diese Deutsche auf, in der Heimat gering, zum Theil in Niedrigkeit geboren! Souveraine Feldherren, verschwenderisch mit russischem Blute, die wilde Tapferkeit der Türken beugend und die Feinde besiegend; gebieterische Staatsmänner, welche klugen Geistes das Geschick Europas in Händen tragen; allgeltende Günstlinge, welche die mächtigsten Herrscher nach Willkür lenken; Gelehrte, gebietend und schaffend in der Wissenschaft; Künstler und Handwerker, durch Unterricht und Vorbildung überall Großmeister; kurz, überall von Unternehmungsgeist, Ehrsucht, Thaten=

drang, Liebe zum gefahrvollen Wagniß erfüllt, haschend nach Antheil an Politik mit einem Muth, welcher dem deutschen Vaterlande, zumal in jenem achtzehnten Jahrhunderte, der Zeit allgemeiner Dienstbarkeit und Unterthänigkeit, fremd war. Unerwiesen wäre die Behauptung, daß umsichtig prüfende Wahl der Herrscher die begabtesten Männer im Auslande warb und diejenigen in einen umfassenderen Wirkungskreis stellte, welche auch daheim zu hohen Dingen berufen waren. Fast alle Deutschen, welche in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in Rußland wirkten und geboten, sind durch wunderbare Verkettung der Dinge, aus niederm Stande, ohne Ansprüche auf Beförderung, größtentheils mit der bürgerlichen Ordnung zerfallen, unbemerkt und abenteuerlich nach Rußland gekommen, weil die Heimat ihnen nichts bot oder gar sie ausstieß; sie sind nicht gewählt, sie haben kaum gewählt; sie begünstigten einander nicht als Landsleute; ein jeder schuf sich seine Bahn und errang seines Namens Gedächtniß, wenn auch endend in sibirischer Verbannung. Anderseits wäre es eine beleidigende Unwahrheit, das überraschende Aufstreben jener Männer zu erklären, daß es leicht gewesen sei, geschützt vom Throne, im Genuß hoher Vorrechte, unter einem halb barbarischen Volke, welches die Alleinherrschaft zu stumpfsinniger Sklaverei herabgewürdigt hatte, vor Unfähigen sich auszuzeichnen und die höchsten Ämter zu erlangen, zumal

das Herrscherhaus, voll Argwohn gegen die Altmoskowiten, unter deutschen Dienern sich sicher fühlte.

Leicht im russischen Staat sich aufzuschwingen war es dem Ausländer nur in der ersten Anstrebeperiode Peters bis zur Schlacht von Poltava; späterhin stellte die hohe Bildungsfähigkeit der russischen Natur tüchtiger Bewerber keine geringe Zahl in jede Bahn, sei es die kriegerische oder die bürgerliche; und jeder Ausländer hatte mit Nebenbuhlern zu thun, deren Fähigkeit die seinige oft bedenklich balancirte. Wollen wir demnach gerecht sein, so müssen wir sagen, daß unsere Landsleute in Rußland, um bedeutsam zu werden, eben so viel vom russischen Nationalcharakter, von Rußland aufnehmen mußten, als sie Deutsches mit sich brachten; daß das Entgegentreten einer kräftig ausgeprägten Volksthümlichkeit, das Starre und Unbeugsame, das Herrische des Russen, welches doch wieder ein so Geschmeidiges, Gelenkes und Unterthäniges ist, sie kräftigte; daß der nothwendige Gegendruck bisher unversuchte Federkraft in ihrer Seele entwickelte; daß die Eifersucht von Wettkämpfern, denen oft nur Eins, die ausgesprochene Anerkennung, zu gleicher Berechtigung fehlte, alle geistigen Fähigkeiten aufbieten hieß; daß der großartige Zuschnitt des politischen Lebens, die riesenhaften Verhältnisse des Reichs, die Fülle ungenutzter Mittel, die Geräumigkeit, Talente, Kenntnisse, Fleiß und

Willenskraft aufzuwenden; kurz, daß das Material der Czarenherrschaft und die Eigenschaften des Russen Wachsthum und geschichtliche Größe der Eingebürgerten unerläßlich bedingten. In dieser Auffassung dürfen die Russen mit Recht einen Ostermann, Münnich, Löwenwolde, Biron, eine Katharina als die Ihren sich aneignen; was jene vollbrachten, thaten sie nicht von einem unbestimmten Boden aus, sondern als Russen. Was wäre nach allgemeiner Berechnung menschlicher Dinge aus dem flüchtigen Gottesgelahrtheit Beflissenen von Jena, dem armen westfälischen Predigersohne Ostermann, geworden, hätte sein Geschick ihn nach Frankreich geführt; mit seinem schlummernden Talente, welches sich auf Regierungskunst und Politik warf; mit seinem brennenden Ehrgeize hätte er es gewiß nur zu einer untergeordneten Stellung in der Gesellschaft gebracht, indem ein fortgeschrittener Culturzustand, und geschlichtete, und wir möchten sagen, geradlinigte Verhältnisse ihn beschränkten, die anspruchsvolle Abgelebtheit des adligen Königthums unter dem Regenten und Ludwig XV. ihm nimmer große Bilder zur Erweckung, große Arbeit zur Übung, einen Ringplatz für Gebietergedanken gegenübergestellt hätte. Biron, der fürstlichste Emporkömmling der dunkelsten Herkunft, hätte es vielleicht auf einem andern Boden zum einflußreichen Haushofmeister oder geheimen Rath eines kleinen Hofes

gebracht, in gefährlicher Beziehung zur schwachen Herrin. Münnich, der oldenburgische Edelmann, im französischen Dienste geblieben, würde als Ingenieur und in der Leitung von Wasserbauten namhaft geworden sein; aber ein französisches Heer gegen die Reichsarmee hätte das Talent eines Feldherrn, der die Türken schreckte, nicht hervorgelockt; und Verhältnisse, wie die zu Versailles, nicht den maßlosen Ehrgeiz, die Herrscherlust entzündet, welche ihn vor allen Zeitgenossen bezeichnet. Aber an der Spitze eines russischen Heeres, in welchem das Leben von Zehntausenden als eine Zahl galt, gegen den Feind auszuziehen; eine so gelenksame Masse in ein Werkzeug der Vernichtung umzugestalten; Reiche zu erobern und als Oberfeldherr einer Macht zu gebieten, die gleichzeitig die Polen, Franzosen, Osmanen, Perser und die wilden Horden Hochasiens im Zaume hält; der Erste zu sein in einem Cabinete, welches als Emanenz bequemer Fürsten die Wagschale der Welt gefaßt hatte: solche Möglichkeit und solcher Ideenumfang reizte und drängte, verführte und verdarb das Gemüth. Ueber die Zukunft Katharina II., die, wenngleich aus fürstlich deutschem Blute entsprossen, wir dennoch als das glänzendste Beispiel für unsere Ansicht aufstellen, wagen wir nichts zu diviniren, hätte das Geschick sie an einen Prinzen des Westens vermählt. — Wie es eine geschichtliche That der Russen ist, als Volk so zahlreich zu sein, und ein feines

Verständniß des innern Lebens voraussetzt; wie ihre Größe Alles emporwachsen läßt, was in ihrer Dimension gastlich eine Stelle gewinnt; nehmen wir Deutschen anderseits mit unbestreitbarem Rechte unsern Antheil an dieser Größe heraus, indem unsere Landsleute, in den Herrscherberuf des Slaven eingegangen, der Machtäußerung des Stammes, die bis dahin Asien zugewandt war, die bedrohende Richtung auf Europa als die würdigere aufnöthigten.

Die gegebenen Namen haben bereits angedeutet, welchem Abschnitt der russischen Geschichte gegenwärtiger Aufsatz gewidmet ist; es sind die merkwürdigen Jahre, in welchen der Joansche Zweig der Romanow das Scepter führte und die deutschen Lehrmeister den russischen Riesen anstachelten, seine Glieder zu regen; es ist die Zeit, in welcher die russische Staatsmacht, durchaus von Deutschen gehandhabt, mit überraschendem Erfolge einen politischen Hang „demonstrirte", dem die nächsten Ehreninhaber wie eine ererbte Bestimmung verfolgten; in welcher das russische Volk, das unter Peter nur gezwungen aus nationaler Trägheit heraus an den europäischen Angelegenheiten Theil nahm, zum Bewußtsein seiner Kraft, zur Mündigkeit gelangte. Peter der Große brachte das mittelalterliche Rußland zum schnellen Umschwunge; Katharina I. und ihr Stiefenkel hielten während ihrer kurzen Herrschaft die Entwicklung nur nicht auf; unter

Anna zuckte noch einmal der altrussische Adelsgeist, krampfhaft, blutig, um dann nach kurzem Triumphe widerstandslos dem neuen Gaste sich zu beugen. Ist von diesem Gesichtspunkte aus die Regierung von Joans Tochter weltgeschichtlich und für deutsches Selbstgefühl ehrenvoll, da sie zur Bewunderung deutscher Kraft und Klugheit, deutscher Seelengröße auffodert; ist sie ergötzlich durch die Buntheit der Erscheinungen und die fast barocke Mischung gesellschaftlicher Form, welche allmälig in Ebenmaß übergehen: so gewährt anderseits die nähere Kenntniß der streitenden Verhältnisse und Beziehungen, der Parteistellung und Wechsel, der Ränke und Fallstricke anziehende Aufschlüsse über die menschliche Natur, und gibt uns im größten Maßstabe auf der Höhe eines weltbeherrschenden Thrones das Schauspiel jener nackten plastischen Leidenschaftlichkeit des Alterthums, wie der Hof von Byzanz noch mattere Gegenbilder zeigte, dergleichen aber auf der verhüllten Bühne des modernen Fürstenlebens dem forschenden Auge nimmer begegnet.

Als der schwache Joan Alexejewitsch dem jüngern Bruder Peter geräuschlos gewichen war, weil er neben dem jungen Titanen jede Bedeutung auf dem Throne einbüßen mußte, er im Jahre 1696 still aus dem Leben schied, traf fast vierzig Jahre hindurch seine Witwe und Töchter das Loos politischer Verstoßung, und zog nur dann und wann eine feierliche Hof- und

Staatshandlung sie aus ihrem ärmlichen Haushalte vorübergehend an ein prunkendes Licht. Zu Ismailow bei Moskau lebte, wenn sie nicht Hoffolge leisten mußte, die jungverwitwete Czaritza Proscowja, aus dem Bojarengeschlechte der Saltykow, mit ihren drei heranwachsenden Töchtern, Jekaterina, Anna und Proscowja, und verlor sich, kränklich wie sie war, immer mehr in ein weibliches Stillleben, als das aus dem Sumpfe hervorgezauberte St. Petersburg den alten Czarensitz verdunkelte und dorthin die europäische Geltung den Hof und die Regierung zog. Ismailow selbst, fünf Werste von Moskau, nach moskovitischem Stile des frühern Jahrhunderts ein glanzvolles Lustschloß der Czaren, aber leicht gebaut, eng, verfiel in seiner hüttenartigen Einrichtung um so mehr, da Peters Aufmerksamkeit auf eine Schöpfung an der Newa gerichtet blieb und die Ruhe und häusliches Behagen liebende Matrone ihr spärliches Einkommen nicht auf Pracht verwenden mochte oder durfte. Peter achtete seine Schwägerin persönlich und gestattete ihr allein vor allen Frauen die alte Tracht, die hohe Zobelmütze und das faltige Gewand. Dessenungeachtet scheinen die Frauen, vom Geschick gedemüthigt, von jener altrussischen Feindseligkeit gegen das Neue, deren Heerd Moskau, sich fern gehalten und keinen bösen Argwohn im unruhigen Herrscher erregt zu haben; vielmehr gingen, zumal die Töchter, in manche harm-

lose Lust des modernen Gesellschaftslebens auf ihre Weise ein, wie wir später ergötzliche Beispiele mittheilen werden, und machten sich mit europäischer Sitte, Katharina jedoch nicht mit europäischer Sittlichkeit nothdürftig bekannt. Die deutsche Sprache lernten sie früh vom ältern Ostermann, den ihnen das Geschick als Lehrer zugeführt, sprachen sie aber nicht mit Geläufigkeit; andere geistige Ausbildung ward nicht beachtet, so weit nicht den Czarewnen eine muntere, die Prüfung ihrer Jugend geduldig hinnehmende Sinnesart zu Hülfe kam. Früh schon war der Czar darauf bedacht, seine schönen Nichten standesgemäß, doch ohne Gefahr für seine Familie, ins Ausland zu verheirathen; bereits im Jahre 1702 hatte er sie von einem französischen Künstler malen lassen und sich nach Männern umgesehen. Aber seine Wahl, so behutsam er sie traf, war auch häuslich entschieden unglücklich und führte die jungen lebenslustigen Frauen nach sehr kurzem Ehestande wieder im ärmlichen Witwensitze zusammen. Für Anna, die mittlere, von großer einnehmender Gestalt, schwarz von Auge und Haar und von herzgewinnender Freundlichkeit, geboren am $\frac{\text{29. Jan.}}{\text{8. Febr.}}$ 1693, ward schon im Jahre 1710 ein Gemahl erkoren, Herzog Friedrich Wilhelm von Kurland, aus dem Hause Kettler. Auch diesen Fürsten, geboren den 19. Juli 1692, hatte schon in früher Jugend hartes Misgeschick heimgesucht. Unter der

Vormundschaft seines Oheims stehend, des Herzogs Ferdinand, welcher die Partei seines Oberlehnsherrn Friedrich Augusts gegen Karl XII. ergriffen, mußte er vom J. 1700 an länger als acht Jahre sein ererbtes Herzogthum meiden, welches wechselnd Russen und Schweden, sowie die Pest im großen nordischen Kriege furchtbar heimsuchten, und in demüthiger Gestalt an den Höfen verwandter Fürsten, des Markgrafen von Baireuth, seines Stiefvaters, und des Königs von Preußen, seines Oheims, sich aufhalten, zumal in Gesellschaft des eigensinnigen, unbändigen Kronprinzen Friedrich Wilhelm manches Unwürdige erfahren. Endlich erklärte der kurländische Oberrath im Herbste 1709, im Widerspruch mit dem nach Danzig getriebenen, verhaßten Vormunde, den Erbprinzen für mündig und nahm König Friedrich I. sich des bedrängten Jünglings, der zu Erlangen mit schätzbaren Kenntnissen seinen Geist bereichert hatte, an. Auf der Zusammenkunft mit dem Czaren zu Marienwerder, 15/26. Octbr. 1709, ward eine Heirath eingeleitet, welche noch sicherer als durch Waffengewalt Rußland den Besitz des wohlgelegenen Herzogthums verhieß. Von Baireuth nach Memel gerufen, warb in der unterwürfigsten Weise der junge Herzog im April 1710 um eine der Czarewnen, „beim einzigen Stifter seiner zeitlichen Wohlfahrt und Glückseligkeit", und nahm darauf unter löblichen Maßregeln von seinem

verödeten Erbe Besitz. Seine Abgeordneten verhandelten den Ehevertrag im Juni zu St. Petersburg, Räumung von Kurland durch das russische Heer und Schonung desselben für die Zukunft, sowie eine baare Mitgift von 200,000 Rubeln bedingend, wogegen eine Mitgift von 40,000 Rubeln angetragen wurde. Am $^{10}/_{21}$. Juni gedieh das Geschäft zu Ende; der überglückliche Herzog erhielt die freundliche Zusage des Czaren, der Schwiegermutter und seiner Braut, der Czarewna Anna, ward aber in seiner Hast, die Hochzeit zu feiern, durch eine Zuschrift des Czaren noch um einige Monate aufgehalten, indem dieser ihm zu Narva mit seinem Hofstaate zu warten befahl, weil in Kurland und Liefland die Pest eben furchtbar wüthete. Als der ungeduldige Bräutigam endlich, nach gehöriger Reinigung in Zelten unter freiem Himmel, ehrenvoll in der Hauptstadt aufgenommen und vor das Angesicht seiner Braut und der erlauchten Verwandten gelassen war, brach am $\frac{\text{31. Oct.}}{\text{11. Nov.}}$ 1710 der Tag des Beilagers an. Der Czar verwaltete die fröhliche Rolle des Hochzeitmarschalls, die er auch bei nicht fürstlichen Vermählungen mit toller Laune gern bekleidete, holte Morgens in einer prächtigen Schaluppe, er selbst im rothen Kleide mit Zobelaufschlägen, dem blauen Bande, umgürtet mit einem silbernen Degen, in weißer Perücke ohne Hut, den reichbebänderten Stab in der Hand, unter Zinken und Posaunen das

Brautpaar, sowie die Czarenfamilie zusammen, und führte sie den Strom abwärts nach dem Palaste des Günstlings Mentschikow. Dort, in Gegenwart der fremden Gesandten, des Hofstaats und aller hohen Beamten, vollzog unter einem rothsammetnen Thronhimmel ein Archimandrit, erst in russischer, dann in lateinischer Sprache die Trauung, während Mentschikow einen Fürstenhut über das Haupt der Czarewna, ein Schiffscapitain über den deutschen Herzog hielt. Kanonenschüsse wurden unter der kirchlichen Feier nicht gelöset, angeblich aus Versehen; es geschah aber in der Absicht, damit die Neuvermählten den Abstand vom regierenden Hause gehörig ermäßen. Bei der Prunkmahlzeit trieb der Czar, seinen vier und zwanzig buntgeputzten Schaffern gebietend, sein bekanntes überlustiges Wesen im Auffodern zum Trinken und im Ausbringen von Gesundheiten, welche Kanonendonner der Ferne verkündigte. Nachdem die Gesellschaft in polnischen und französischen Tänzen tüchtig gesprungen, folgten die Vornehmsten nach altrussischer Sitte den Vermählten ins Schlafgemach, thaten sich noch einmal in Wein und Zuckerwerk gütlich, und überließen es dem Czaren und der Czaritza, das unterdeß entkleidete Paar zu Bette zu bringen. Am folgenden Tage fehlte es nicht an landesherkömmlichen Scherzen; ehe man sich in Mentschikow's Palast wieder zu Tafel setzte, riß der Czar die

Laubkrone, welche über dem Platz des Herzogs vom vorigen Tage hing, leicht herunter und foderte den jungen Gemahl auf, zum Zeichen vollzogener Ehe auch den Kranz über dem Haupte der Neuvermählten herabzunehmen. Rasch war der 18jährige Jüngling empor; wie er aber merkte, daß man, ihn zu necken, die grüne Krone stark befestigt habe, half er sich keck mit dem Messer. So vergingen unter mancherlei Gepränge vierzehn Tage, als der Czar zum Beschluß das seltsamste Fest anordnete, in unverkennbarer Absicht, das Beilager seiner Nichte vom verdrängten Joanschen Stamme mit dem Herzoglein, das seiner Gnade das Vatererbe verdankte, bitter zu parodiren und in einem leicht zu deutenden Symbol etwaige kühne Hoffnungen des jungen Paares zu demüthigen. Am 13/24. Nov. ward die wunderliche Zwergenhochzeit gefeiert. Weit und breit, von mehren Hundert Wersten her, hatte man die kleinen häßlichen Geschöpfe, deren man damals in Rußland eine größere Zahl fand, weil man diese Unglücklichen mit roher Freude durch gegenseitiges Heirathen fortpflanzte, zusammengebracht. Ihrer 72 in zierlicher Bekleidung zogen hinter dem kleinen Brautpaare und dem gesammten Hofstaate nach der Festungskirche, wo unter Lachen über die Verschämtheit der Zwergenjungfrau, unschicklich an heiliger Stätte, ein Pope die Trauung vollzog. Der Czar selbst hielt den Kranz über das Brautpaar und führte die Gäste

auf Mentschikows Palast in denselben Saal, in welchem vor wenigen Tagen das fürstliche Hochzeitsgepränge stattgefunden hatte. Wer nun bei der folgenden Scene, dem getümmelvollen Brautmahle inmitten des Gemachs, während ringsum an den Wänden der Czar mit dem Herzogspaare von Kurland, den Gesandten, Hofleuten und Offizieren, das Gesicht gegen das Innere gewandt, tafelten, bei dem zwanglosen Jubiliren der winzigen Wesen und dem verkleinerten Maßstabe festlicher Acte, die bei fürstlichen Beilagern üblich waren, an Poesie, an artige Gnomen in Göthe's Hochzeitsliede und manches gemüthliche Volksmärchen denken wollte, und den Einfall des Czaren gar als romantisch lobte, fiel in einen verzeihlichen Irrthum; denn der Reiz der Zwergenhochzeit bestand nicht im zierlichen Miniaturbilde gesellschaftlicher Fröhlichkeit und in der heitern Nachahmung ihrer Formen im Kleinen, sondern die Grimassen, Geberden dieser misgestalteten Unglücklichen, der buckeligen, dünn- und krummbeinigen, dickbäuchigen, großköpfigen und großohrigen; die Fratze des Menschlichen ergötzte den boshaften Czaren neben der schneidenden Ironie. Verlängerte sich doch noch der ungesunde Geschmack Peters diesen widrigen Fiebertraum, indem er Braut und Bräutigam mit in sein Schlafgemach nahm, allwo ihnen das hochzeitliche Lager bereitet war. Hinter der Scene so wüsten Schauspiels starb das todkranke Söhnchen des Wirths.

Menschlichkeit hatte wenigstens das Abbrennen der Zwergkanonen verboten, um nicht den sterbenden Knaben aufzuschrecken.

Wohl mochte das junge Paar sich glücklich fühlen, einem Hofleben, wie Peter um sich verbreitete, zu entkommen. Aber eine Heirath in das Czarenhaus hat selten im vorigen Jahrhundert einem deutschen Prinzen oder einer Prinzessin Glück gebracht; kaum war Herzog Friedrich Wilhelm mit seiner jungen Frau 9 Meilen von Petersburg, als ihn ein hitziges Fieber überfiel und er am 10/21. Januar 1711 zu Kippingshof (Kipene) in Ingermanland verschied. Zu Duderhof sahen die czarischen Verwandten die prachtvoll eingesargte Leiche, welche am 8. März die Fürstengruft in Mitau empfing. Trauernd kehrte die Witwe in das mütterliche Haus nach Ismailow heim und lebte einige Jahre mit ihrer Familie in klösterlicher Eingezogenheit. Nach der Erbfolge mußte Kurland an den alten Ferdinand, den Letztling der Kettler, heimfallen; aber er, in argem Streite mit der Ritterschaft, welche ihm den Gehorsam versagte, lebte im Auslande. Unter dem Vorwande, Anna sei gesegneten Leibes, ward das Herzogthum von neuem durch die Russen besetzt und blieb es auch, ungeachtet die Nichtigkeit jener Aussage sich bald erwies, indem der Czar die Einräumung nicht eher zugeben wollte, bis die Mitgift Anna's herausgegeben und ihr Witthum gesichert

wäre. Ferdinands Einwendungen galten nichts bei den Machthabern. Sein Oberlehnsherr, der König von Polen, konnte und mochte ihm nicht zu einem Rechte verhelfen, welches selbst die Unterthanen bestritten. Gierig haschte der Adel nach neuen Privilegien und verschuldete die Haltungslosigkeit seines Vaterlandes.

Ein neuer Versuch Peters, die Verwandten zu versorgen, rief die Joansche Familie 1716 nach St. Petersburg. Herzog Karl Leopold von Mecklenburg-Schwerin, ein unruhiger, gewaltthätiger Mann, im Streite mit seinen Ständen, im Unfrieden mit dem Reichsoberhaupte und einem weit verzweigten deutschen Fürstenhause, welches seine launenhafte Ehescheidung von der schönen Sophia Hedwig, gebornen Prinzessin von Nassau-Friesland, anfocht, suchte bei dem Czaren, den der nordische Krieg nach Niedersachsen geführt und der durch Ländertausch ein Glied des römischen Reiches werden wollte, Beistand für Ungerechtigkeiten und Schutz gegen die Reichsgesetze. Der Selbstherrscher aller Reußen, ohne Achtung für Rechtsverhältnisse, denen ein Glied des deutschen Reiches unterlag, sagte ihm die Hand seiner ältesten Nichte Katharina, geboren 1691, und ein Heer zu, um die Stände zu bändigen und den Herzog dem Reiche zum Trotz souverain zu machen. In Danzig, wohin der Bedrängte dem Czaren auf seiner großen Reise in den Westen entgegengekommen, ward

das Beilager am 19. April 1716 vollzogen. Wir erfahren nicht, wie es dort zugegangen, können aber aus dem Folgenden den Grad der Vertraulichkeit des Czaren mit seinen Brudertöchtern abnehmen. Peters gewaltsamer Dazwischenkunft gelang es auf kurze Zeit den Willen des trotzigen Mannes zu befriedigen, ohne dadurch auch nur vorübergehend häusliches Glück dem jungen Paare zu sichern; nachdem Katharina Alles erlitten hatte, was die Geduld auch der ärmsten Bürgerfrau erschöpfen würde, mußte sie im Mutterhause Zuflucht suchen. Das Schimpflichste und Empörendste hatte die Herzogin vielleicht gar nicht einmal gefühlt. Peter, von Sinnenlust gestachelt, scheute nicht die Versündigung an seinem eigenen Blute, viel weniger, daß er die ehelichen Rechte eines fürstlichen Gemahls geachtet hätte. Der Kammerherr von Pöllnitz, der keinen Grund haben konnte, dem Herrscher des Nordens einen Flecken mehr anzudichten, erzählt Folgendes (Mémoires pour servir à l'histoire etc. II, p. 65), was wir unübersetzt geben wollen. Bei der Durchreise des Czaren durch Magdeburg 1717 zeigte er, wie viel er im Umgange mit dem von ihm bewunderten Regenten von Frankreich gelernt. M. de Coccéji, frère du chancelier, à la tête de la régence, étant venu saluer le Czar, le trouva appuyé sur deux dames russes, et promenant ses mains sur leur sein; ce qu'il continua de faire

pendant qu'on le haranguoit. Quelque étrange que fût ce procédé ce n'étoit rien au prix de ce qu'il fit le lendemain. La duchesse de Mecklenbourg sa nièce étant venue exprès de Schwerin avec le duc son époux pour le voir et l'accompagner ensuite à Berlin, le Czar courut au devant de la princesse, l'embrassa tendrement et la conduisit dans une chambre où l'ayant couchée sur un canapé, sans fermer la porte et sans considération pour ceux qui étoient demeurés dans l'antichambre, ni même pour le duc de Mecklenbourg, il agit de manière à faire juger que rien n'imposait à ses passions. Je tiens l'un et l'autre fait de deux témoins oculaires, et du feu roi même, à qui ceux qu'il avoit envoyés à la rencontre de leurs majestés czariennes les avoient rapportés. — Kein Wunder, daß nach solchen Vorgängen der gestrafte Gemahl sich um seine Gattin später gar nicht bekümmerte.

Unterdessen war es am Himmel des Romanowschen Hauses immer düsterer geworden, die unglückliche Charlotte Christine Sophie, Prinzessin von Wolfenbüttel, Gemahlin des Czarewitsch Alexei Petrowitsch, bereits erlegen; die Mishelligkeit zwischen Vater und Sohn gewann von Tage zu Tage einen tragischeren Charakter; letzterer war bereits der väterlichen Gewalt entflohen; für eine Gunst des Geschickes durfte die

Witwe von Kurland es demnach halten, am Vorabende der grausenvollsten Familienkatastrophe ihrem Vaterlande zu entkommen. Sie wurde im Herbst 1716 mit einer russischen Oberhofmeisterin, der Gräfin Matweoff, und einem kleinen Gefolge nach Mitau geschickt, um von ihrem Leibgedinge Besitz zu nehmen. Ihre Leutseligkeit, ihre Neigung zur deutschen Sitte wandte ihr bald die Herzen des kurländischen Adels zu, dessen gedrückte Lage sie nach Kräften milderte. Sie richtete einen vergnüglichen, wiewol beschränkten Hofstaat zu Annaburg (Wirtzau) ein, wirthschaftete verständig, und gewann das Ansehen einer regierenden Fürstin. Dem Namen nach blieb Ferdinand Herr des Landes, erließ anmaßende Rescripte von Danzig aus, mußte aber mit Dem zufrieden sein, was russische Großmuth durch den Bevollmächtigten Bestuschew und die Willfährigkeit der habervollen Unterthanen ihm gönnte. Das Anrecht der Republik Polen, die Anfoderungen Friedrich Wilhelm I. und des Czaren, ihre sich durchkreuzenden Pläne, durch eine Vermählung der jungen Witwe den Streit auszugleichen, steigerten die Verwirrung in dem unglücklichen Ländchen, das bei allen Vermittlungsversuchen immer in der Gewalt der Russen und in fast gänzlicher Auflösung bürgerlicher, selbst kirchlicher Verhältnisse blieb. Anna wußte, während die verschiedenen Parteien über ihre Hand verfügten, sich ihr bedrängtes Dasein zu

erheitern und jenen Gleichmuth, welchen die Vorsicht ihrem Hause empfahl, zu behaupten, aus welchem sie doch gewiß durch das entsetzliche Ereigniß, welches das Jahr 1718 über die Romanow verhängte, aufgeschreckt wurde.

Unterdessen Anna sich bis auf kurzen Besuch in Petersburg den Familieninteressen fernhielt, verschwand jede Aussicht für den Joanschen Zweig frühere Rechte wiederzugewinnen. Zwar war der junge Prinz, welchen Katharina ihrem Gemahle geschenkt hatte, auf merkwürdige Weise durch die Hand des Himmels geraubt; aber der Sohn des hingerichteten Alexej lebte noch, und aus der für rechtmäßig erklärten Ehe Peters mit dem Mädchen von Marienburg wuchsen schöne Töchter auf, deren Hand bereits einen jungen deutschen Fürsten zu der mühseligsten Bewerbung lockte, dergleichen die Hofgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts kennt. Der junge Herzog Karl Friedrich von Holstein-Gottorp, Schwestersohn Karls XII., kam im März 1721 nach Rußland, um durch inniges Anschließen an das Czarenhaus sein Erbe, welches die unglückliche Wendung des nordischen Krieges zum Theil in Feindesgewalt gelassen hatte, zu neuer tröstlichen Bedeutung zu erheben und sein Nachfolgerecht in Schweden zu sichern. Der Prinz, überall nach Anhalt auf dem unsicheren Boden sich umblickend, besuchte die Herzogin auf seiner Durchreise nach Peters-

burg in ihrem Witwensitze, und gewann an ihr, wenn auch nicht eine machtvolle Helferin, doch eine Freundin voll herzlichen Wohlwollens. Zu des Prinzen Gefolge eilte aus Paris um dieselbe Zeit, als der Czar die Frauen von Ismailow mit Ausnahme Anna's nach Riga berufen, ein holsteinscher Edelmann, Friedrich Wilhelm von Bergholz, ein heiterer, harmlos nur der nächsten Gegenwart und seiner Höflingspflicht lebender, junger Mann, von dessen Feder wir ein genaues Tagebuch über die Ereignisse des russischen Hofes von 1721 — 25 besitzen. A. F. Büsching verschaffte sich die Handschrift nach dem Tode des hochbejahrten Hofmanns, ließ sie drucken, und aus diesem Wuste von kleinlichen Hofereignissen, welche der jugendliche Verfasser mit oft komischem Ernst behandelt, heben wir diejenigen Züge heraus, welche uns die Stellung und das Stillleben des Joanschen Hauses in Peters letzten Jahren und unter der Regierung Katharinas auf das Ergötzlichste schildern. Neben der Treue der Beobachtung und dem Reichthume gibt diesem Tagebuche noch einen sittlichen Werth die überaus liebenswürdige Anhänglichkeit des Verfassers an den Herzensangelegenheiten und Hoffnungen seines Herrn, den Peters Politik nur an sich fesselte, um das Unterpfand eines vortheilhaften Friedens mit Schweden zu besitzen. In dem Beharren, durch geschmeidiges Eingehen in den Charakter, in die Launen,

in die wilden Sitten des Czaren, eine der Töchter desselben und Katharinas zu erwerben, als sei sie Fatima, des Propheten Liebling, wurde der Freier, in dessen Adern das Blut dänischer Könige, der Wasa, der Wittelsbacher wallete, fünf Jahre auf eine Weise geprüft, in Ungewißheit, ob Anna oder Elisabeth ihm bestimmt sei, daß in bürgerlichen Verhältnissen jeder Jüngling von einigem Selbstgefühl die undankbare Bewerbung im Stich gelassen haben würde. Weil aber nicht zu berechnende Aussicht von Macht, Hoffnung auf die Nachfolge in Schweden und auf Rache an den Vettern auf Dänemarks Thron sich an diese Verbindung knüpfte, hielt unermüdlicher Eifer die Feuerprobe einer fünfjährigen Bewerbung aus und gelangte zum Ziele. Herzoge von Holstein hießen die Selbstherrscher aller Reußen bis auf Paul; aber aus den Umarmungen Karl Friedrichs und der Cesarewna Anna entsproß der thränenwerthe Peter III! — Wir werden noch einmal am Hofe der Kaiserin Anna einen Prinzen des Guelfischen Stammes die Rolle Jakobs um Rahel spielen sehen; doch ist uns aus der Umgebung Anton Ulrichs kein Zeugniß so treuer Anhänglichkeit an der Neigung des Gebieters überkommen, als die Blätter des Kammerjunkers von Bergholz liefern. Mit einer abstracten Verliebtheit betrieben die Räthe und Diener Karl Friedrichs diese Heirathsangelegenheit, als wäre jeder unter ihnen der

Freier. So oft der wandernde Hof mit den „englisch schönen Czaren-Töchtern" zusammentraf, sei es, daß Karl Friedrich bei einer Festlichkeit einige Worte mit ihnen gewechselt, oder war es ihm geglückt, ihnen nach längerem Herumirren auf einer Schlittenfahrt zu begegnen und einen flüchtigen Gruß zu erhaschen, hatte er, fast das Dach eines Nachbarhauses ersteigend, mit verstohlenem Fernblicke die Lustwandelnden in ihrem Garten erreicht, war beim Mahle den kaiserlichen Ältern ein beziehungsvolles Wörtchen entschlüpft, oder gar ein Trinkspruch, etwa „je eher je lieber", gnädig hingenommen worden, nachdem vor Ausbringung desselben der Prinz vorsichtig bei Ostermann oder Jaguschinskij um Rath gefragt und der weinselige Czar Erlaubniß zugenickt hatte: so bemächtigte sich des gesammten holsteinschen Hofes ein lauteres Gefühl der Freude, und der Kammerjunker trug das trostreiche Ereignisse des Tages mit Selbstzufriedenheit in seine geheimen Fasten ein. Das Komische bei der Sache war der lange Zweifel, ob Anna oder Elisabeth dem geduldigen Freier beschieden sei, weil Peter zugleich die Wahl dem Könige von Frankreich offen erhalten wollte.

Nach dem Schlusse des Nystädter Friedens, dessen siebenter Artikel die Hoffnung Karl Friedrichs auf die schwedische Krone grausam täuschte, führte das Friedensfest den neuen Kaiser Petrus Primus nach

Moskau, und ihm folgte der gesammte Hof mit den fremden Ministern und fürstlichen Gästen. Als die pomphafte Feierlichkeit beendet und neue Staatsgrundgesetze gegeben waren, ging Peter und Katharina nach Astrachan in den persischen Krieg; die Cesarewnen dagegen, so hießen die bisherigen Czarewnen, wurden durch Mentschikow, um den Verkehr mit dem Simultanbräutigam zu verhindern, im Juni 1722 nach St. Petersburg geleitet, während dem Herzoge aus politischen Gründen kaum gestattet blieb, der Ältern Rückkehr in Moskau zu erwarten. Hätte doch Katharina die siebenzehnjährige Elisabeth fünf Jahre später so gehütet, als im Sommergarten zu Petersburg Schubin, der dreiste Gardist, die Cesarewna zuerst die Liebe lehrte, wie jetzt die zwölfjährige vor der bescheidenen Werbung eines frommen, gesitteten deutschen Prinzen! Befreit von der drückenden Pflicht unablässiger Werbung erging sich Karl Friedrich mit seinem Gefolge in zwangloser Geselligkeit, und durfte galante Achtung dem Hofe zu Ismailow zuwenden, dessen während der Festlichkeit im Frühling kaum erwähnt wird. Auf dem engen Witwensitze der Proskowja hatte seit dem September auch die älteste Tochter, die Herzogin von Mecklenburg, sich eingefunden und zur Großmutter ihre dreijährige Tochter gebracht, welche zu so bitterm Wechsel des Glücks bestimmt war. Karl Leopold weilte seinem Lande fern in

Danzig und forschte nach dem Steine der Weisen, da der russische Beistand die Reichsgesetze nicht gebeugt hatte und die Directoren des niedersächsischen Kreises die Regierung verwalteten. Im October versammelten sich einige hohe Beamte in Ismailow, um der alten Czaritza ihren Glückwunsch an ihrem Namenstage abzustatten; sie selbst, des Besuchs des Herzogs nicht gewärtig, ließ sich, seit jungen Jahren schon gelähmt, auf ihrem Rollstuhle zu den Gästen fahren und nahm, umgeben von ihren Töchtern, die Enkelin auf ihrem Schoose, die unerwartete Ehre entgegen. Die Herzogin von Mecklenburg äußerte kindische Freude an den Galaaufzügen der Gäste, dergleichen nicht häufig ihrem Hause sich darstellten. Nun begann vertraulicher Verkehr, während welches die Ärmlichkeit der Einrichtung zu Ismailow dem Kammerjunker sich kundthat, zugleich aber die zuvorkommende Güte des Hauses ihn entzückte. Der Weg zu dem Zimmer der Herzogin führte durch das Schlafgemach der kranken jüngern Proskowja, welche, oft kaum kennbar, unangekleidet, die Hand zum Kusse hinstreckte. Überall sah es bei den Damen „sehr schlecht" aus, „Bette an Bette," allerlei „schmuzige Diener und Dienerinnen," eine halbnackt und häßlich wie eine Hexe, belustigten die Prinzessin mit Liedern und Possen, vor denen Proskowja, noch unvermählt, erröthete. War demnach Katharina am mecklenburgischen Hofe eine

anständigere Unterhaltung nicht Bedürfniß geworden, — wir wissen, was sie Schamloses hingenommen, — so hatte sie sich gleichwol in den Kopf gesetzt, eine Komödie aufzuführen, Perücken von den holsteinschen Kavalieren entliehen und sie als die einzigen Fremden zum Zuschauen geladen. Selbst die Czarin ließ sich aus der andächtigen Gesellschaft mehrer Langbärte vom heiligen Synod in den Komödiensaal schieben, und theilte die Lust an der Darstellung, welche ihre Tochter in Person mit Liebhaberei dirigirte. Das Stück war nach deutsch-russischem Geschmacke, die Schauspieler gemeine Russen, armselig gekleidet; die weiblichen Rollen dagegen spielten vornehme Damen, selbst eine Knjäschna Romadanowska, Tochter des Vicecäsar, und mit dem Joanschen Hause nahe verwandt. Als die lange Komödie zu Ende war, ohne sonderliches Vergnügen der deutschen Zuschauer, trank man noch einige tüchtige Gläser Wein im Zimmer der Herzogin und am Bette der Czarin, vor dem die kleine Prinzeß höchst ungenirt sich herumwälzte, und hatte das Glück, beim Abtreten der Czarewna Proskowja im aufgelösten Haare und tiefsten Nachtkleide die Hand zu küssen. Nach diesem Probespiele wagte die Herzogin den Vetter von Holstein selbst einzuladen, welcher auch willfährig mit seinen Cavalieren nach Ismailow hinausfuhr. Unter vielen Entschuldigungen der hocherfreuten Wirthin ließ man sich vor der Bühne nieder; die Dirigentin

war wieder häufig hinter der Scene, wenn das Spiel stecken zu bleiben drohte, erzählte in der Pause, so oft der fallende Vorhang die Gesellschaft im Dunkeln ließ, daß der Kerl, welcher mit wirklichen Prinzessinnen den König darstellte, gestern zweihundert Batoggen bekommen habe, weil er mit dem Komödienzettel in der Stadt herumgebettelt hätte. Dreißig Kopeken waren den Cavalieren wieder aufgedrungen worden; die Übrigen mußten mit entwendeten Taschentüchern und Tabacksdosen die Schaulust bezahlen. — In dieser Weise gestaltete sich, so lange Peter abwesend war, ein sehr ungezwungener, fast formloser Umgang zwischen Karl Friedrich und Ismailow; man verabredete überall Zusammenkünfte, scherzte und trank, und endete jede Lustbarkeit mit einem improvisirten Balle, oft auf engem Raume vor dem Bette der alten Czarin, zu zwei bis drei Paaren, bis die Kunde eintraf: der Kaiser sei Moskau nahe. Mit dieser Zeitung eilte der Kammerjunker spät Nachts nach Ismailow hinaus, mußte sie den Damen im Bette überbringen, und wurde von der Herzogin von Mecklenburg in alle Schlafkammern geführt, „wo die Fräulein wie die armen Leute unter einander lagen"; ein Nachtbesuch, welcher den Boten nicht eben sehr vergnügte, „obgleich er viel bloße Hälser und Brüste zu sehen bekam". Solche unsrer Sitte anstößige Scenen wiederholten sich noch am Neujahrstage 1723, als

Bergholz die fürstlichen Frauen im tiefsten Negligé, die jüngere Proskowja sogar im bloßen Hemde traf.

Das Frühjahr führte nach des Vicekanzler Schaffirow Fall den gesammten Hof nach St. Petersburg zurück, und ein abgemessenes Verhältniß zum Joanschen Hause trat wieder ein. Vergeblich ward der eigensinnige Herzog von Mecklenburg aus Danzig eingeladen; er verschmähte den russischen Beistand. Am 11/24. October 1723 verloren die Czarewnen die treue Mutter, welche sterbend ihre Töchter der Schwägerin empfahl und unter tiefer Trauer der Verwandten im Kloster des heiligen Alexander Newski, nicht in der Festungskirche, beigesetzt wurde. Die treue Gattin hatte befohlen, ihr das Bildniß des gestorbenen Gemahls auf den Mund zu legen; bei der sonstigen Pracht des Begräbnisses hörte man keinen Kanonenschuß, erblickte nirgends die russischen Reichsfahnen, noch sonst ein Zeichen der Czarenwürde der Verstorbenen, wodurch die Entfremdung des Joanschen Zweiges vom Throne bemerklich gemacht wurde. Ob ihre Tochter Proskowja schon damals im Geheim sich mit dem Generalmajor Iwan Mammonow vermählt habe, ist aus den vorliegenden Nachrichten nicht zu ersehen.

Zweites Capitel.

Anna's von Kurland Prüfungen. Graf Moritz von Sachsen. Büren. Erhöhung des Iwanschen Stammes 1723 — 1730.

Unterdeß die Herzogin von Kurland ihr Loos in Mitau mit Ergebung trug und nach eigener Wahl ihr bedrücktes Dasein erheiterte, verhießen die Verhältnisse des Herzogthums, noch verworrener als früher durch des Adels verkehrtes Treiben, keine Lösung, als Einverleibung mit Polen und Zerstückelung, obgleich mehr als einmal die Aussicht auf eine zweite Heirath sich zeigte. Lange vor dem Absterben des letzten Kettler war die Vergebung Kurlands der Gegenstand vielseitiger Unterhandlung, immer in Bezug auf die willenlose Witwe. Herzog Johann Adolf von Sachsen-Weißenfels, dem Adel durch Peter 1718 empfohlen, sah sich durch den Umschlag der russischen Politik in Folge der Conferenzen auf Aland getäuscht; nicht glücklicher war der Markgraf Friedrich Wilhelm von Brandenburg-Schwedt, von Preußen begünstigt, aber von Polen verworfen. Für den Herzog von Holstein Kurland zu erwerben, hinderte Mentschikow, den dieser Fürstenhut schon damals lockte. Als Kaiser Peter die Großen des Reichs zur feierlichen Krönung seiner Gemahlin nach Moskau berief, ward

auch Anna mit der ganzen Verwandtschaft, mit Ausnahme der Kinder Alexej Petrowitschs, eingeladen, um Zeugen einer Handlung zu sein, welche die Hoffnung zur väterlichen Krone immer weiter entfernte. Anna, gehorsam, langte mit einem geringen, aber anständigen Gefolge in Moskau an, und erfreute sich sogleich eines Besuchs des jungen Herzogs von Holstein, der von seinen Hoffnungen auf Schweden nur den eiteln Titel Königliche Hoheit davongetragen und noch immer den Kaisertöchtern fern gehalten wurde. Beide, die bedrängte Witwe und der unmuthige Freier, redeten Tröstliches zu einander und blickten vertrauend auf die Zukunft. Am Krönungstage, 7. Mai 1724, geleitete Karl Friedrich die Herzogin zum Throne; Anna und ihre Schwester schauten incognito von einer Galerie aus dem Prachtzuge im Kreml und durch die Kathedrale zu. Den zwangvollen Aufenthalt am Hofe mußte sie, die sich nach dem freundlichen Annaburg zurücksehnte, bis in den Herbst verlängern; am 11/22. Septb. nahm sie Abschied von Karl Friedrich und eilte heim, mit einem Reisegelde von 3000 Rubeln versehen. Wenig Freude würde es ihrem sanften Sinne bereitet haben, die Schrecken zu beobachten, welche in den letzten Lebensmonaten Peters die Gemüther fesselten; die Hinrichtung des Kammerherrn der Kaiserin, Mons, die Mishandlungen seiner Schwester und anderer Vertrauten Katharina's; Schaudereregnisse,

denen nach vierzehn Tagen, als fände der kranke Kaiser sein Vergnügen, die Seelen über die Tonleiter des Gefühls in jähem Wechsel zu spannen, die Verlobung mit der Cesarewna Anna folgte. Wenige Wochen darauf, am 28sten Januar 1725, starb Peter eines schmerzhaften Todes, und setzte die Geistesgegenwart des Grafen von Bassewitz, Mentschikow's, Jaguschinskij's die gekrönte Katharina auf den Thron der Romanow. Neue härtere Prüfungen bereitete darauf der Ehrgeiz des allgewaltigen Günstlings der Witwe von Kurland, die wir andeuten wollen, nachdem ein Mann in die Erzählung eingeführt ist, der unvermerkt am kurländischen Hofe sich Geltung verschaffte, und, zur höchsten Staffel irdischer Macht aufsteigend, den bedingendsten Einfluß auf Anna's Charakter und ihre Beurtheilung in der Geschichte ausgeübt hat.

Dieser merkwürdige Mann ist Ernst Johann v. Biron. Über seinen Ursprung gibt es so viele Forschungen und Fabeleien, als über die dunkle Herkunft des Mädchens von Marienburg. Neider und Feinde lassen ihn als Weinschenkerknaben seine Jugend in Riga verleben, gleichsam als Seitenstück zum Pastetenverkäufer Alexagha Mentschikow; seine Verehrer dagegen legen ihm adlige Geburt aus dem hie und da in Deutschland ansässigen und mit dem Orden nach Kurland eingewanderten Geschlechte der Büren bei.

Die Wahrheit mag wol in der Mitte liegen und gute bürgerliche Herkunft aus einer Familie Bieren (Biren oder auch Barens), welches Namens es in Mitau und Libau im vorigen Jahrhunderte mehre ehrsame Handwerksleute gab und noch vielleicht gibt, unbezweifelt sein. Ein General Büren bewarb sich schon 1709, wiewol vergeblich, um das kurländische Adelsrecht und war vielleicht ein Vaterbruder des Günstlings. Es ist leicht erklärlich, daß über einen Mann, der sich als Regent des russischen Reiches zu einer fast napoleonischen Höhe, freilich auf verschiedenem Wege, aufschwang und so harten Wechsel des Geschicks erfuhr, die abweichendsten Ansichten und Schilderungen herrschend sind; daher seine Beurtheilung eine wahrhaft schwierige Aufgabe. Kann aus seiner frühern Geschichte Dunkelheit nicht ganz verbannt werden, so ist doch so viel unumstößlich, daß er, geistig und sittlich, zu den seltensten Erscheinungen des Jahrhunderts gehört.

Wir lassen unerörtert, ob schon sein Großvater Stallknecht Jakobs, Herzogs von Kurland, war und als geschmeidiger und treuer Diener ein kleines Gut zum Geschenk erhielt; gewisser ist, daß sein Vater Karl als Leibdiener und Aufseher des Marstalls den jungen einarmigen Prinzen Alexander von Kurland, Obersten eines brandenburgischen Regiments, in den Türkenkrieg begleitete und nach dem Tode seines Herrn

vor Ofen (16. Aug. 1686) dessen Feldequipage nach Mitau zurückbrachte. Durch kluge Wirthschaft mit dem Ersparten und durch Darlehn erwarb er sich ein Pfandrecht auf das Amt Lazskallen und auf das kleine fürstliche Gut Kalnezeem, welches er darauf eigenthümlich als herzoglicher Förster besaß. Karl Bieren starb 1733, geadelt und mit dem Titel eines polnischen Cornets, nachdem er noch die wachsende Größe seines Sohnes erlebt, der ihm dankbar zu Mitau in der heiligen Dreifaltigkeitskirche eine prunkende, von der petersburger Akademie gedruckte, Gedächtnißrede halten ließ. Aus seiner Ehe mit einer, ihrer Herkunft nach unbekannten, Frau, welche 1740 noch gelebt haben soll, wurden ihm drei Söhne und mehre Töchter geboren, für deren Erziehung er nach Maßgabe seines kleinen Vermögens sorgte. Drang und Kraft, sich vorwärts zu helfen, sprach aus Allen. Der Älteste, Karl, wurde früh Soldat und arbeitete sich im russischen und polnischen Heere bis zum Oberstlieutenant empor, als welcher er zu glänzender Laufbahn, ein Gefährte des Glücks seines Bruders, in russische Dienste zurücktrat. Der Jüngste, Gustav, von sanfterem Charakter als Karl, verfolgte denselben Beruf und sah sich in Rußland, nicht ohne Lob, zu den höchsten Kriegswürden erhoben. Ernst Johann selbst, der zweite und merkwürdigste Sohn, geboren am 1/12. Novbr. 1690 und in der lutherischen

Lehre erzogen, mochte nach dem dermaligen Maßstabe des kurländischen Halbadels hinlänglichen Unterricht genossen haben, als ihn sein Vater auf die Universität Königsberg schickte, wo er einige Jahre verweilte, ebenso wenig ein Muster der Sittlichkeit, als er sonderlich viel Büchergelehrsamkeit sammelte. Doch lehrt der Verfolg seines Lebens, daß es nicht so armselig mit seinen Kenntnissen bestellt war, als der alte Feldmarschall Münnich, sein unversöhnlicher Gegner, ihn schildert, indem er sagt: Biron habe gar keine Erziehung gehabt, nur deutsch und kurisch gesprochen, und selbst deutsche Briefe schlecht gelesen, wenn französische oder lateinische Brocken darin vorkamen. Wenn wir anschlagen, was junge Edelleute von deutschen Universitäten zu Anfang des vorigen Jahrhunderts heimbrachten, dürfen wir es auch mit den gelehrten Kenntnissen nicht so genau nehmen, die dem jungen Biron für seinen Zweck ausreichend dünkten. Einnehmend von Gesicht, schön von Gestalt, jedoch mehr gebrungen als schlank, im Umgange mit wilden adligen Landsleuten, erfaßte er früh den Plan, vornehm zu werden, sich geltend zu machen; „il faut se pousser au monde,“ war sein Lieblingswort geworden. Allein die Kärglichkeit des väterlichen Vermögens zwang ihn vor der Zeit die Akademie zu verlassen; wie es heißt, suchte er einige Jahre als Hauslehrer seinen Unterhalt, gab aber dieses demüthige Verhältniß auf, welches sich

nicht mit seinem hochfahrenden Sinne vertrug, und kehrte zum Vater nach Kurland zurück. Sehr unwahrscheinlich erzählt Manstein, er habe sich 1714 nach St. Petersburg gewandt und um eine Kammerjunkerstelle bei der Gemahlin des Czarewitsch beworben, sei aber wegen seiner niedrigen Geburt schimpflich abgewiesen und aus der Hauptstadt entfernt worden. Die frühern Verhältnisse seines Vaters zum Hofe, dessen Rang als Besitzer eines adligen Gütchens, vermittelten dem aufstrebenden Sohne 1718 Zutritt zum Hofe der Herzogin; er machte die Bekanntschaft des Alexei Petrowitsch Bestuschew Riumin, welcher in demselben Jahre zum Oberkammerherrn der Herzogin ernannt war und den fähigen gewandten jungen Mann als Sekretair in den Dienst des Hofes nahm. Als solcher fand Bieren oft Gelegenheit, die Herzogin zu sprechen, und verstand auf sie so günstige Eindrücke hervorzubringen, daß die leutselige Dame, persönlicher Anhänglichkeit bedürftig, ihn in ihre Nähe zog und ihn mit Adelsrang zum Kammerjunker machte; zu so ausgesprochenem Verdrusse seiner hochgebornen Amtsgenossen, daß der Eine, ein Freiherr von Keiserling, seinen Abschied foderte. Wol gleichfalls eine Erfindung seiner Neider ist es, daß Bieren seinen Gönner Bestuschew bei der Gebieterin gestürzt habe; vielmehr ward er, ohne daß wir ein Misverhältniß Anna's und des Oberkammerherrn leugnen wollen,

vom Czaren schon 1720 als Ministerresident nach Kopenhagen abgerufen. Daß Bieren übrigens 1718 in den Dienst der Herzogin getreten, geht aus seiner Äußerung am Sterbebette der Kaiserin hervor. Noch 1718 oder 19 verfiel der Hochstrebende bei einem Haare der strengen preußischen Themis. Seine Fürstin hatte ihn nach Königsberg geschickt, um Putzsachen einzukaufen. In Gesellschaft alter Universitätsfreunde und junger Offiziere seiner frühern Bekanntschaft durchzog er trunkenen Muthes und lärmend die Straßen, und gerieth mit der kneiphöfschen Stadtwache in so ernstliches Gefecht, daß ein Soldat erstochen und mehre verwundet wurden. Man bemächtigte sich der wilden Gesellen und brachte Bieren als den vermeintlichen Todtschläger ins Gefängniß. Da er jedoch voll Geistesgegenwart seinen Degen zeitig bei Seite geworfen hatte und man mit ihm, einem Cavaliere der Herzogin von Kurland, rücksichtsvoller verfuhr, als man unter dem Scepter König Friedrich Wilhelm I. erwartet hätte, kam er noch durch geschickte Vertheidigung seines Anwalts, Namens Berend, glimpflich um eine starke Geldstrafe davon. Sie entrichtete für ihn sein Wirth Lauson, ein Name, der uns an Ort und Stelle unter den Freunden Hamann's, des Magus aus dem Norden, begegnet. Von Manstein wird angedeutetet, schon als Student sei Bieren durch so gefährliche Ereignisse aus Königsberg

vertrieben worden. Allein als unbedeutender studirender Fremdling möchte er weder soviel Schonung noch soviel Credit, als die Straffumme erfoderte, gefunden haben. Darum folgen wir seinem fleißigen Lebensbeschreiber Hempel, welcher nach in Königsberg eingesehenen Acten und sonstiger Erkundigung die burschikose Rauferei in die spätern Jahre versetzt und zugleich berichtet, daß Bieren als russischer Oberkammerherr seine Schuld dem Wirthe und Anwalte redlich abgetragen habe. Dieser arge Jugendstreich brachte ihn nicht um die Gnade seiner Fürstin, in deren persönlicher Geltung er vielmehr, dem kurländischen Adel zum Trotze, von Tag zu Tag stieg, und von ihr regelmäßig auf ihren Reisen nach den russischen Hauptstädten mitgenommen und mit Nutzen in ihren Geschäften gebraucht wurde. Der Adel, neidisch auf den Günstling und eifersüchtig auf seine Rechte, hatte sich geweigert, denselben in das Adelsbuch aufzunehmen; Bieren, von brennendem Ehrgeiz geplagt, log sich unverschämt in das Wappen und die Verwandtschaft des französischen Hauses der Biron, als deren Haupt damals der älteste französische Marschall Armand Charles de Gontault, Duc de Biron, galt. Den „Oberkammerjunker Biron“ finden wir bereits im Gefolge der Herzogin bei Katharina's Krönung; ein gespanntes Verhältniß trat zum kurländischen Adel ein, der es spät bereuen mußte, dem Vertrauten

der Fürstin die Genossenschaft verweigert zu haben, und schon damals bemüht war, feindselige Gesinnung auch auf den russischen Hof zu übertragen. Anna, nicht sowol um ihrem Günstlinge Anhalt zu verschaffen als vielmehr bei ihrem feinen Gefühl für Anstand ihr vertrauliches Verhältniß in den Augen der Welt zu verbergen, suchte ihm unter ihren Hofdamen die geliebteste aus, und vermählte ihn 1723 mit Benigna Gottliebe Trotta, genannt von Treyden, aus einem alten, aber armen mitteldeutschen, nach Kurland hinübergesiedelten Geschlechte; wie Manstein behauptet, gegen den Willen ihrer Familie.

Hier möchte die geeignete Stelle sein, ein bestimmtes Urtheil über die Art und Weise der Verhältnisse Biron's zur Herzogin auszusprechen. Doch wagen wir nach den vor uns liegenden Nachrichten nicht, uns so entschieden für die Reinheit oder das Anstößige des Umgangs zu erklären, als ihr großer rücksichtsloser Zeitgenosse, König Friedrich II., der mit seinem Urtheile fertig ist, indem er sie wollüstig, aber nicht ausschweifend, nennt. Wenn es von rein menschlicher Seite als etwas ganz Natürliches scheint, daß eine lebensfrohe Fürstin, im damaligen Rußlande geboren und erzogen, welche im achtzehnten Jahre ihren Gemahl verliert, in einem vielfach bedrängten Witwenstande mit einem jungen, schönen, kecken Manne ein Band der Zuneigung knüpft, dem das sinnliche Element

unvermerkt sich beizugesellen pflegt; wenn die Vermählung des geheimen Günstlings mit einer vertrauten klugen Hofdame von gelassener Sinnesart, das ununterbrochene Zusammenleben mit dem Paare in demselben Palaste, den Grad der Vertraulichkeit ziemlich unzweifelhaft macht; wenn ferner die Fürstin, die angeblich aus der Ehe ihres Freundes mit der Freundin gebornen Kinder mit einer zärtlichen, an die schwächste Mütterlichkeit erinnernden Liebe umfaßt, und selbst als Kaiserin, jeder standesmäßigen zweiten Ehe abgeneigt, bis an ihr Lebensende in eigenthümlicher Dreiheit nur eine Familie mit jener bildet: so möchte man unbefangen von vorn rein geneigt sein, an eine scandalös verabredete Doppel- oder Scheinehe zu glauben, und wirklich ging ein Gerücht, als gehörten ihr, wenn nicht alle drei von 1724 — 28 gebornen Biron'schen Kinder, mindestens das älteste, Peter, mit der auffallenden Gesichtsähnlichkeit, und die rechtmäßige Ehefrau habe sich schwanger gestellt, während die Herzogin im Geheim gebar. Erwägen wir dagegen das immer ehrfurchtsvolle, ängstlich auf die Erhaltung der Gunst der Gebieterin berechnete, Benehmen des Biron'schen Paares, jene Unsicherheit und nie ruhende Sorge, daß ja nicht ein Vierter sich eindränge, — eine Sorge, welche das oben angedeutete Verhältniß überflüssig gemacht hätte, indem die Furcht vor der Öffentlichkeit die Kaiserin fast zur Sklavin

ihrer Schuld erniedrigt haben würde; überlegen wir die Zeit der Geburt jener Kinder, in welcher Anna den Blicken des russischen Hofes sich nicht entziehen konnte und es ihr nicht an gern gesehenen Freiern fehlte; ferner ihre Abneigung gegen eine von Biron rastlos betriebene Vermählung seines Erben Peter mit der mecklenburgschen Anna, die ja den Pseudobirons die russische Nachfolge sicherte; endlich das gänzliche Schweigen bewährter Geschichte: so müssen wir bewogen werden, Biron's Herrschaft über Anna zwar nicht auf eine rein sittliche, doch wenigstens nicht grobsinnliche Basis des Concubinats zurückzuführen und den Schlüssel der Hingebung Anna's zu den Birons, ihre zärtliche Schwäche gegen die Kinder derselben in einer Wahlverwandtschaft nachweisen, deren allmälige Knüpfung der Fürstin ein Herzensbedürfniß wurde, die, nach so harter Prüfung auf die einsame Höhe der Weltherrschaft gestellt und in Ruheliebe und Erschlaffung unfähig geworden, neue selbständige Familienbande zu schaffen, häusliches Behagen und Erholung da allein fand, wo ihr langbewährte Treue und Anhänglichkeit, vielleicht mit der Erinnerung an eine schöne Verirrung entgegentrat.

Gleich nach der Thronbesteigung Katharina's ward Biron zur Beglückwünschung sowie in den Angelegenheiten seiner Fürstin nach Petersburg geschickt und, einem unverbürgten Gerüchte zufolge, von der

Kaiserin zum Kammerherrn erhoben, unter der Äußerung, „die Herzogin von Holstein habe einen Chambellan, also dürfe ein solcher auch der Herzogin von Kurland nicht fehlen"; Biron blieb wie vor Kammerjunker, bis zum Glückwechsel seiner Gebieterin, vom kurländischen Adel ausgeschlossen, der noch 1727 trotzig die Aufnahme desselben verweigerte.

Das Stillleben auf Annaburg und die Ruhe des Herzogthums, welches, obschon von Russen besetzt und fast ohne öffentliche Autorität, doch nicht von Kriegslärmen widerhallte, wurde 1726 ernstlich bedroht, als die Ritterschaft, in gerechter Furcht, Polen werde nach Aussterben des Kettler'schen Mannsstammes ihr Land in Starosteien zersplittern, Anstalt machte, aus eigner Wahl sich einen Herrn zu geben, welcher in seiner Person die streitenden Interessen auf das Glücklichste zu vereinigen schien. Kurländische Edelleute hatten schon 1725 zu Dresden ihr Augenmerk auf den Sohn des Königs von Polen und der schönen Aurora von Königsmark, den ritterlichen und starken Grafen Moritz von Sachsen, damals in französischem Dienste, gerichtet, und Anna selbst war nicht abgeneigt dem stattlichen Freier mit erlangtem Fürstenhute ihre Hand zu geben, als derselbe, die Genehmigung seines Vaters voraussetzend, in Mitau ihr sich darstellte. Kaum aber war dieser Schritt des Adels eingeleitet, als von allen Seiten sich Beschwerde erhob,

am heftigsten durch den allgewaltigen Günstling Katharina's, Mentschikow, welcher offen Lust zeigte, das schöne Land mit seinen übrigen Besitzthümern zu vereinigen. Sich gegen den Brutalen zu sichern, hatte Anna auf einem Besuche zu Petersburg, Ende Januar 1726, um den Schutz der Kaiserin gebeten und zwar den St. Katharinenorden erhalten, aber die Staatskluge ihren Plänen abgeneigt gefunden, indem diese Kurland keinem Fremdlinge, sondern entweder ihrem Schwiegersohne Karl Friedrich, oder dem Prinzen von Hessen-Homburg, oder endlich dem Günstlinge zudachte. Wie Anna von der Seite wenig Trost sah und Mentschikow nur noch anmaßender über Kurland verfügte, war der Adel, heimlich ermuthigt durch die Herzogin, einig geworden, sich selbst zu helfen. Auf einem rasch berufenen Landtage erwählte er am 27. Juni 1726 den Grafen Moritz, der durch seine ritterliche Erscheinung den zärtlichen Eindruck bei der Herzogin täglich verstärkte und sogleich nach Grodno ging, um den dort versammelten Reichstag für sich zu stimmen. Kaum aber hatte Mentschikow, — um so weniger im Stande, auf gütlichem Wege durchzudringen, da russische Minister, Ostermann, selbst der Gesandte auf dem Wahltage, Wassilij Dolgorukoi, und der russische Beobachter in Mitau, Bestuschew, dem Despoten entgegenarbeiteten, — erfahren, daß der Bastard von Sachsen, aller Drohungen ungeachtet, ihm den Rang

abgelaufen, als er am 8. Juli in Riga anlangte, der Herzogin, die ihm bis dahin entgegengekommen und ihn inständigst bat, sich bei der Kaiserin für die Wahl und ihre Vermählung zu verwenden, die Niedrigkeit der Verbindung mit dem Sohne der Concubine vorwarf, ihr scheinbare Umwandlung des Entschlusses abnöthigte und am 10. Juli in Mitau erschien. Russische Dragoner folgten in der Nacht. Muthvoll vertheidigte der Adel die getroffene Wahl gegen das trotzige Ansinnen Mentschikow's, sie zu Gunsten seiner oder eines russischen Bewerbers umzustoßen, selbst als er dem Marschall, dem Kanzler und mehren Ritterschaftsabgeordneten den Willen seiner Kaiserin durch Dolgorukoi vorlesen ließ und sie im Falle des Widerstandes mit Sibirien bedrohte. Moritz kehrte nichts desto weniger nach Mitau zurück, durch seine Freunde in Frankreich, zumal durch die Schauspielerin Le Couvreur, welche ihren Schmuck versetzte, mit Geld unterstützt, und rüstete sich Nachts mit seinem Häuflein die Russen zu empfangen, in einem Privathause so lange gegen die Übermacht sich vertheidigend, bis Anna bei der Unzulänglichkeit der Mittel ihn durch ihre Leibwache in ihren Palast führen ließ. Wie Peters eiserner Feldherr diese Willensfestigkeit merkte, reiste er am 13. Juli mit den Truppen nach Riga zurück, unter der Drohung, an der Spitze von 20,000 Mann wiederzukommen, falls nicht innerhalb zehn Tagen

der Adel zur neuen Wahl zusammenträte. Doch während seine Entfernung dem scheinbar unentschlossenen Adel gleichsam Zeit lassen sollte, sich auf anständige Weise, nicht der Waffengewalt, zu fügen, entglitt Mentschikow der Fürstenhut; Zeit war gewonnen, in Petersburg alle Hebel gegen den Gehaßten in Bewegung zu setzen. Moritz schrieb, Hilfe und Gerechtigkeit erflehend, an Ostermann; die Republik Polen, obwol mit der Wahl keineswegs einverstanden, beklagte sich bitter über den an polnischen Vasallen verübten Despotismus; Katharina nahm ihr Ansinnen durch Dolgorukoi zurück, und Anna, selbst nach Petersburg eilend, hatte den Muth, alle erlittenen Unbilde zu erzählen. Die Kaiserin durfte nicht ihr Ohr den Beschwerden einer so nahen Verwandtin des Hauses entziehen; eine Commission aus den Gliedern des geheimen Cabinets untersuchte dieselben zur Genugthuung der Herzogin, welche mit frohen Hoffnungen am 22. Septbr. 1726 Petersburg verließ, vom holsteinschen Paare bis Katharinenhof begleitet. Aber die Beharrlichkeit der Wähler schützte den Grafen nicht vor einer andern Gefahr. Des alten Ferdinands Protestation gegen einen Nachfolger bei seinen Lebzeiten würde ihm zwar nicht geschadet haben; doch die Republik Polen, das Wahlrecht der Ritterschaft verwerfend, berief einen Reichstag nach Grodno; das verwegene Kunststück des treuen Anhängers Herrn von

Dieskau, welcher sich im polnischen Szupan, mit geschornem Kopfe, unter die Versammlung schlich, um durch sein „nie poż wolam“ den Reichstag zu zerreißen, verhinderte nicht, daß nicht am 9. Novbr. 1726 ein Beschluß gefaßt wurde, welcher die Wahl vernichtete, die Urkunde zurückfoderte, den Grafen aus der Republik verbannte und die Schuldigen mit Strafe bedrohte. Auch König Friedrich August hatte aus Nachgiebigkeit gegen die polnischen Magnaten die Erhöhung des Sohnes für jetzt aufgegeben, indem er zuvörderst den Hauptplan, die Krone in seinem Hause erblich zu machen, betrieb. Als jenen Drohungen des Reichstages der Nachdruck nicht auf dem Fuße folgte, faßte die Ritterschaft von neuem Muth, ihre Wahl gegen den Oberlehnsherrn, wie gegen Mentschikow, den „Undeutschen und Nichtprotestanten“ zu behaupten. Mentschikow, der in seinem Übermuth selbst den Schwiegersohn der Kaiserin gekränkt hatte, sah sich den Angriffen mächtiger Feinde blosgegeben, wußte aber selbst dann noch an seiner Vertraulichkeit mit der schönen, weiland Gefangenen von Marienburg Halt zu finden, als mit dem folgenden J. 1727 sein geschworner Gegner, der Polizeimeister und Generallieutenant Graf Devier zur weitern Ermittelung seiner Ungesetzlichkeiten nach Mitau gesendet wurde. Devier, portugiesischer Herkunft, in seiner Jugend Kajütenjunge auf einem holländischen

Schiffe und von Peter selbst in den Dienst genommen, hatte, der Gnade seines Gebieters sicher, einst sein Auge zu Mentschikow's Schwester erhoben, sie geschwängert, um den Stolz des Bruders zum Nachgeben zu zwingen. Aber der Emporkömmling hatte den verwegenen Schänder furchtbar mit Batoggen gestraft, worauf jener zu den Füßen des Herrschers seinen blutigen Rücken zeigte und einen Machtspruch erwirkte, demzufolge Mentschikow selbst den neuen Polizeimeister zum Traualtar führen mußte. Daher denn unversöhnlicher Haß zwischen Beiden und schadenfroher Eifer Devier's, dem Schwager Kränkung und Sturz zu bereiten. Doch Mentschikow befestigte sich, als Katharina's Krankheit den Tod drohte, in der Gunst des Nachfolgers, des Knaben Peters, und verdarb, dem kühnsten Ziele seines Ehrgeizes nahe, durch boshafte Einflüsterungen den gefährlichen Polizeimeister.

Weil diese Ereignisse sich rasch auf einander drängten, Katharina 17. Mai 1727 starb, das befreundete holsteinsche Paar Petersburg verließ, fand Anna **nicht nur nicht** Erleichterung in ihren Bedrängnissen, sondern ihr Witwenstand ward noch leidvoller, als Mentschikow sich des willenlosen jungen Kaisers ausschließlich bemächtigte und durch geschärfte Drohungen und bereitstehende Heere den kurländischen Adel einschüchterte. Obenein hatte Moritz sich der letzten

Stütze beraubt, indem der „galante sächsische Herkules“ durch Buhlschaft mit einer Hofdame unter den Augen des wachsamen Biron die zärtliche Neigung der Herzogin verscherzte. Als sie, unzweifelhaften Kaltsinns, Kurland verließ, eine Reichstagscommission zur Untersuchung der angemaßten Wahl in Mitau erschien (Ende August 1727), fügte der Trotzige sich der Übermacht, verweigerte indessen die Auslieferung des Wahldiploms und zog mit seinen getreuen Sachsen auf eine Insel in dem See von Ustmaiten. Dort hinter einer rasch aufgeworfenen Schanze, nach ihm Moritzholm genannt, vertheidigte er sich noch, als russische und polnische Truppen ihn umschlossen. Unter einer Odyssee von Gefahren schlug er, der erste Krieger des Jahrhunderts, sich durch die verfolgenden Polen nach Windau, schiffte sich nach Danzig ein, und eilte nach Frankreich, ohne die Herzogin Anna und Ferdinand, mit denen der Zufall ihn an demselben Orte zusammenführte, zu sehen. Sein gefangener Kammerdiener verbarg so geschickt und standhaft jene kostbare Urkunde, daß der Graf von Sachsen noch nach zehn Jahren sein Anrecht auf Kurland, wiewol vergeblich, damit belegen konnte.

Mit dem Sturze Mentschikow's durch die Dolgorukoi, welcher unter dieser Verwirrung erfolgte, schien ein Glücksschimmer für Joans Haus zu lächeln, indem des jungen Peters Liebe für die niedergehaltenen

Verwandten erwachte, er den Czarewnen den Genuß ihrer Einkünfte zusicherte, so weit nicht die Dolgorukoi sie wieder schmälerten. Anna kehrte mit Biron nach Kurland zurück, dessenwegen man ihr Erhöhung ihrer Apanagen in Petersburg verweigerte, und genoß fürstlichen Ansehens in Mitau, während die Oberräthe das Herzogthum für Ferdinand zu verwalten fortfuhren. Aber der vielversprechende Jüngling Peter, schändlich verwahrlost durch die Dolgorukoi, unterlag schon am 19/30. Jan. 1730, und ein nimmer gehoffter Umschwung des Glücks führte die fürstliche Dulderin auf den mächtigsten Thron der Welt und machte ihren Freund zunächst zum Patron des feindseligen kurischen Adels. Biblisch schön bezeichnet der Erzbischof von Nowgorod am Krönungstage der Kaiserin ihre erfahrnen Trübsale, und preist die unerforschlichen Wege der Allmacht, indem er an ihre frühe Verwaisung, ihr frühes Witwenthum, an alle erschütternden Unfälle des Hauses Romanow, an die Mishandlung durch Mentschikow, „den gottlosen Knecht," erinnernd, sie mit der Prophetin Hanna vergleicht, mit der verwitweten Turteltaube, die nur dürre Zweige zur Ruhestätte fand.

Drittes Capitel.

Anna souveraine Kaiserin. Krönung. Der Reichsvicekanzler Ostermann. 1730.

In den nachfolgenden Schilderungen des Cabinets, Hofs und der Sitten unter der glorreichen Regierung Anna Joanowna's muß beim Leser die Kenntniß der allgemeinen Staatsgeschichte vorausgesetzt werden, da es nicht in der Absicht des Verfassers liegt, eine vollständige Geschichte des russischen Reichs zur gegebenen Zeit zu liefern. Zum Verständniß wird er die großartigen Wirkungen Rußlands nach außen, die abstracten politischen Beziehungen, die Haupt- und Staatsactionen, welche jedes Handbuch bietet, nur andeuten, desto größern Fleiß aber auf die Enthüllung innerer Beweggründe, auf das in allgemeinen Darstellungen zurücktretende Persönliche in der Geschichte, auf die Privatseite des Lebens verwenden. Der Verfasser möchte seine Bilder den Proben verglichen wissen, welche großen Opern oder romantischen Schauspielen voranzugehen pflegen. Wie in diesen der eigentliche Geist des Gesangs und Spiels die Hauptsache ist, und der Prunk der Decorationen, der Aufwand mechanischer Kräfte, das Gewühl der Aufzüge und die sonstige Aushilfe für die Illusion hinzugedacht werden muß; wie ein Baum den Wald,

ein Haus den Markt, drei Statisten ein Volk oder Kriegsheer vorstellen, so sollen auch hier nur einfach und schmucklos die historischen Decorationen der wechselnden Bühne befestigt werden, zwischen und hinter denen ein tausendfaches Leben sich bewegt. Dem Leser, wie er gewünscht wird, mag es leicht werden, nur grau angelegte Umrisse zum vollständigen Bilde auszuführen.

Bekannt ist es, wie mit Kaiser Peter II. die männliche Linie der Romanows ausstarb, das uneinige Geschlecht des Günstlings Dolgorukoi den übereilten Plan aufgab, die verlobte Braut des verstorbenen Herrschers auf den Thron zu heben; wie die einzige Tochter Peters, die unvermählte Elisabeth, willenlos und unthätig, den Augenblick entschlüpfen ließ, sich des väterlichen Throns zu bemächtigen, und wie zu Moskau, echt orientalisch, eine kleine Zahl herrschsüchtiger Großen sich herausnahm, die Ausflüsse der Regierungsgewalt unter sich zu theilen, eine, den Fremden verschlossene Oligarchie zu bilden, indem sie der entfernt lebenden mittlern Tochter Joans, Anna von Kurland, ein machtloses Scepter im Namen des russischen Volkes antrugen. Anna, welcher eine nie geträumte Wendung des Zufalls nach harten Prüfungen die Krone ihres Hauses, wenn auch nicht als unumschränkter Gebieterin, zuwarf, zögerte keinen Augenblick, die von den Abgeordneten in geheimniß-

voller Eile überbrachte Wahlurkunde zu unterzeichnen. Unentschieden bleibe, ob Joans kluge Tochter schon bei der Annahme der Krone sich den geheimen Vorbehalt stellte, die schmählichen Bedingungen zu vernichten, sobald sie auf dem Czarensitze Fuß gefaßt, ob es Paul Jaguschinsky, dem verwegenen staatsklugen Günstlinge Peters I. gelungen, dem drohenden Verbote zum Trotz, der Herzogin eine ermuthigende Botschaft zu kommen zu lassen; oder endlich, ob der ehrgeizige Biron, die Verhältnisse richtig durchschauend, mit der Freundin in der Stille besonnene Maßregeln berieth. Soviel ist gewiß: Anna, die geringgeschätzte, für indolent geachtete Witwe, täuschte die Arglist der Großen und schüttelte in einer klug berechneten Wendung die Fesseln ab, welche jene, weder zum Vortheil des Reiches, noch zum Wohle des Volks, ihr aufgelegt zu haben wähnten. Ungesäumt eilte sie nach Moskau, nahm aber zum Zeichen ihrer Willensfreiheit die Birons in ihrem Gefolge mit, ungeachtet sie den Wahlüberbringern ausdrücklich hatte geloben müssen, den gehaßten Günstling zurückzulassen, und Wassilij Lukitsch Dolgorukoi noch beim Einzuge am 15/26. Febr. frech genug war, sich vorn in den Schlitten der Kaiserin zu setzen, damit sie nicht allein mit der Frau von Biron sprechen könne. Manche Schritte der Kaiserin gegen den Buchstaben des unterzeichneten Wahlvertrages, die Ernennung ihres mütterlichen Oheims Saltykow zum Oberst-

lieutenant der Preobraschenskischen Garde am Tage der Ankunft, ihr herrisches Benehmen gegen die Glieder des hohen Conseils beim Empfange, hätten dieselben auf die Gefahr aufmerksam machen müssen; wären sie einig in ihren Beobachtungen und Maßregeln gewesen; so aber bereitete Kurzsichtigkeit und Zwiespalt nach wenigen Tagen den Sturz ihrer Herrlichkeit, und der $\frac{25.\ \text{Febr.}}{8.\ \text{März}}$ 1730 sah nach stiller Vorbereitung in einer geräuschvollen, aber fürs erste blutlosen Staatskomödie Anna als unumschränkte Selbstherrscherin hervorgehen. Durch ihre eigne Hand zerrissen lag die Vernichtungsurkunde der Souverainetät am Boden; der niedere Adel und das Volk, gewöhnt Leben und Gut der Willkür eines Gebieters Preis zu wissen, jubelte über die Veränderung, welche sie der Gewalt von Mitunterthanen entzog, und nahm mit gläubiger Hoffnung die Versicherung von Milde und Gerechtigkeit hin, welche den beredten Lippen der Selbstherrscherin entfloß. An die Stelle des verwirrt auseinander gegangenen hohen Conseils und des hohen Senats trat als Abdachung des Thrones zum Volke unmittelbar ein dirigirender Senat, wie zur Zeit Peter I. Aber eine Frau, deren geistige Kräfte für die Sorge einer fürstlichen Haushaltung vollkommen ausreichten, bedurfte, ungeachtet ihres wohlwollenden Eifers für das Beste des Staates, dennoch einer persönlichern Vertretung ihres Willens und ihres Rechts, als der

schaffende Peter im Institute des Senates hingestellt hatte, und wie die Bildung eines Cabinets bald nöthig erachtet wurde, mußte es bei der Liebe der Kaiserin zur Ruhe und zum behaglichen Genusse der Herrschaft allmälig dahin sich wenden, daß Anna die Last der Regierung dem geliebten, vielbetrauten und zum fähigen Staatsmanne sich ausbildenden Manne auflegte. Ein seltenes Glück für die Kaiserin, daß eine Reihe der ausgezeichnetsten Männer, des großen Oheims Zöglinge und Erwählte, ihren Thron umstanden, wunderbar, ungeachtet tiefgewurzelter persönlicher Abneigung gegen einander, ungeachtet des dem aufmerksamsten Blicke zerrinnenden Kabalengewebes, das vollendetste Ganze bildeten; und getrieben durch den würdigen Ehrgeiz, groß durch die Größe des Staates zu werden, der Herrschaft einer Frau Haltung und Glanz verliehen, die einer Zenobia, Elisabeth von England, Maria Theresia, Katharina II. so weit nachstand. Hinter der Kaiserin erstieg raschen Schrittes Biron die höchsten Staffeln der Macht und Ehre. Kurz nach der Annahme der Souverainetät ward der Kammerjunker am 6/17. März Kammerherr, und erhielt das rothe Band; aber die Nothwendigkeit, den Thron zu sichern, keineswegs Unenthaltsamkeit im Gebrauch seiner Gewalt, trieb ihn, gleich darauf das gesammte Geschlecht der Dolgorukoi, die so gefährlich Peter II. umringt hatten, bis auf den alten

Feldmarschall Wassilij Wlodomirowitsch und seinen Bruder, den geheimen Rath, fürs Erste aus der Nähe des Hofes zu entfernen. War es doch Wassilij Lukitsch gewesen, welcher am entschiedensten der Geltung des kurländischen Kammerjunkers sich widersetzt und im blinden Übermuth die Vorzimmer der Kaiserin selbst ihren nächsten Verwandten verschlossen hatte. Iwan Dolgorukoi, der letzte Günstling Peters, Aufseher des kaiserlichen Schatzes, hatte eigenwillig mit dem Kostbarsten geschaltet, den goldenen Säbel des Czaren Alexej Michajlowitsch einem Musikus geschenkt und Anna's persönliche Abneigung in dem Grade erregt, daß sie für ihre Gärten die seltenen Gewächse verschmähte, welche in Iwans Lustschloß bei Ismailow gefunden wurden. Großmüthig dagegen entließ sie ohne Beschimpfung die vortreffliche Jekaterina Dolgorukaja, die, eine andere Neigung im Herzen, sich als Opfer dem Ehrgeize ihrer Familie geboten und bei dem plötzlichen Falle allein das Loos der Ihrigen beklagte. Eine Kundmachung vom $^3/_{14}$. April deckte der Welt die am Knaben Peter begangenen Frevel und die herrschsüchtigen Umtriebe eines Geschlechtes auf, welches, von Rurik stammend, an Adel und Reichthümern mit den Romanows wetteiferte, und verbannte dasselbe in entfernte Statthalterschaften oder auf entlegene Güter. Auch die Golitzun verloren seit jener Zeit an ihrer Bedeutung.

Als Anna auf diese Weise sich vor Anfechtung der Großen sichergestellt, beeilte sie sich durch den Empfang der Krone an heiliger Stätte ihre Gewalt im Glauben des Volkes zu befestigen. Am 28. April / 9. Mai 1730 ward in der Kathedrale des Kremls diese den Russen hochwichtige Feier mit einer Pracht vollzogen, welche uralte Gebräuche der moskovitischen Czaren mit deutschmittelalterlichen Formen und modernen Ceremonien auf barocke Weise vermischte. Biron, zum russischen Grafen und Oberkammerherrn an Stelle des verbannten Iwan Dolgorukoi ernannt, nahm am Krönungstage überall eine bedeutende Stelle ein. Er trug den hintersten Saum der Schleppe der Kaiserin, welche entblößten Haupts mit fliegendem Haar durch die gedrängten Hallen schritt. Sieben Kammerherren und der Oberhofmeister hatten an der Last der goldstückenen Robe zu tragen. Biron erleichterte der Erschöpften die Ceremonie, indem er die massive Czarenkrone nahe dem gedrückten Kopfe hielt. Mit dem Freimuthe eines Propheten von Israel redete der Metropolitan von Rußland zur „Porphyrogenneta," und nach der Salbung umringten Joans geprüfte Töchter, die Herzogin von Mecklenburg, die Czarewna Proskowja, ihre gekrönte Schwester, welche auf dem uralten Czarenstuhle saß, und küßten unter strömenden Thränen der durch Gottes wunderbare Gerichte Erhobenen Mund und Hand. Segnend und Glück

wünschend trat auch hinzu Eudokja Lapuchin, einst Peters I. Jugendgemahlin. Vor der Zeit eine Greisin geworden durch den bittersten Wechsel des Geschickes, welchen die menschliche Brust erfahren kann; früh verstoßen, gemishandelt, kinderlos durch das graunvolle Ende Alexej Petrowitschs; dann dem Leben aus düstern Klostermauern wiedergegeben beim Regierungsantritte des weichmüthigen Enkels, hatte sie diesen, den Trost ihres Grams, ihr Blut hinsterben sehen und im Gebet für das Heil seiner Seele der angebotenen Herrschaft entsagt; jetzt war sie ohne Genugthuung Zeuge der Erhöhung des Joanschen Zweiges. Elisabeth Petrowna blieb der Feierlichkeit fern, sie war krank.

Wie bei der Kaiserkrönung zu Frankfurt fehlte nicht der gebratene Ochse; ein Regen von neugeprägtem Gold und Silber ergoß sich über das Volk, und Brunnen sprudelten rothen und weißen Wein im Hofe des Kremls. Abends ragte über dem erleuchteten Moskau mit Flammen umgeben der riesige Iwan Welikoi, und vor andern Palästen prangte die Wohnung des kaiserlichen Gesandten, Grafen Wratislaw, und des spanischen Gesandten mit strahlenden Bildern aller Tugenden, in deren biblischen Inschriften sich die Gelehrsamkeit der Poeten einander überbot. „Inveni drachmam, quam perdideram“ ging sinnvoll aus dem Portrait der Kaiserin hervor. Acht Tage dauerten

die glanzvollsten Hofhaltungen, zu deren aufgethürmten Kredenztischen, persischen Tapeten und deutscher Gala die alten, zum Theil schmuzigen Hallen der Czarenburg seltsam abstachen, die Bälle und die Aufzüge fremder Gesandten. Der Oberkammerherr, welcher klüglich für jetzt das große blaue Band des St. Andreasordens verbeten hatte, war immer der Herrscherin am nächsten. Persische Seiltänzer zeigten auf hochgespanntem Seile im Kreml ihre halsbrechende Kunst, während Biron mit einer „Menuet" den Ball eröffnete, den die alten Feldmarschälle, sogar der Großkanzler Graf Golowkin in „dicken schwarzen Stifeletten" mit polnischen Sprüngen beschlossen. Dazwischen wurde auch wol kniend von allen anwesenden Herren und Damen Ihrer Majestät Gesundheit aus mächtigen Deckelgläsern getrunken, obwol die Kaiserin entschiedenen Widerwillen gegen Trunkene an den Tag legte. Standeserhöhungen und verliehene Gnaden und Orden in verschwenderischer Fülle verkündeten, daß die Herrscherin Freunde begehre und verdiene.

Die wichtige, auf die Krönung folgende Zusammensetzung des Cabinets führt uns wieder zu biographischer Schilderung, nachdem fürs erste die geschichtlichen Decorationen bezeichnet sind.

Heinrich Johann Friedrich Ostermann, der Sohn eines evangelischen Predigers, Johann Konrad, zu Bochum in der Grafschaft Mark, genoß einen

gründlichen Schulunterricht und bezog in den letzten Jahren des 17ten Jahrhunderts die Universität Jena, wahrscheinlich um Theologie zu studiren. Eine rasche Jugendthat schleuderte ihn aus ruhiger Bahn in ein bewegtes Leben hinaus und entwickelte in ihren Folgen die staunenswürdige Geistesfähigkeit, die ihn zu den ersten Staatsmännern der neuern Zeit erhob. Er gerieth nämlich beim Trunke mit rauflustigen Mitbrüdern in Händel, erstach seinen Gegner und entzog sich der Verhaftung nur durch eilige Flucht, die ihn zuerst nach Holland führte, dem offenen Hafen für Alle, die, mit der Ordnung in der Heimat zerfallen, das Weite suchten. Es wird erzählt, daß hinter dem jugendlichen Todschläger ein strenges Gericht ergangen sei, dessen Vernichtung er, selbst da er schon in Rußland hohe Ehren erreicht, wiewol vergeblich, zu erwirken versucht habe, und daß er spät noch in heiterer Gesellschaft von trübem Ernst angewandelt wurde, wenn er des vergossenen Blutes gedachte. Einige Jahre mochte er sich in verschiedenen Verhältnissen in Holland umhergetrieben haben, als er von Cornelius Cruys aus Stawanger, dem Viceadmiral, welchen der Czar zur Werbung fähiger Leute ins Ausland geschickt hatte, zu Anfang des Jahrs 1704 in Amsterdam zuerst als Untersteuermann, dann als Privatschreiber und Hofmeister in Dienst genommen wurde. Wir besitzen einen Brief des dankbaren Vaters an den

hohen Gönner, aus welchem hervorgeht, daß auch sein ältester Sohn, Johann Christoph Dietrich, durch „sonderliche Geleitung Gottes“ an den czarischen Hof gekommen sei. Wie schon erzählt, war er der Lehrer der Töchter Joans, wurde später in verschiedenen Staatsämtern, auch als Gesandter Karl Leopolds von Mecklenburg, gebraucht, hat sich aber zu keiner geschichtlichen Bedeutung emporgeschwungen. In Petersburg hielt sich der jüngere Ostermann treu zur lutherischen Gemeinde St. Petri, und trat nicht zur griechischen Kirche über, wie hier und da behauptet wird; nach russischem Gebrauche wurde er aber Andrej Iwanowitsch genannt, weil man mit dem ersten Namen das unrussische Heinrich wiedergibt. Rußland mit schnellem Verständnisse der Verhältnisse als zweite Heimat erfassend, als die Bühne zur Bethätigung seiner Kräfte, lernte er in unbegreiflich kurzer Zeit die Landessprache und bahnte sich dadurch den Weg zu seiner Größe. Dem Czaren wurde er durch einen mündlichen Bericht oder durch eine Depesche, welche Ostermann auf dem Admiralschiffe in Ermangelung eines Andern in russischer Sprache anfertigte, zuerst bekannt und von dem Scharfsichtigen, der das für ihn Brauchbare in jeder Hülle herauszufinden wußte, sogleich in die Kanzlei genommen. Treue und die an den Tag gelegte Befähigung für Staatsgeschäfte beförderten ihn rasch über den Haufen gewöhnlicher

Abenteurer; der Czar versicherte dem Residenten Weber in späterer Zeit, Ostermann sei in seiner Pflicht nie gestrauchelt, und wenn er ihm aufgebe, in deutscher, lateinischer oder französischer Sprache einen diplomatischen Aufsatz anzufertigen, habe er in dem vorgelegten russischen Concepte nie eine Abweichung oder schiefe Auffassung seiner Meinung gefunden. Den ersten geschichtlich wichtigen Dienst leistete Ostermann, als der Czar 1711 am Pruth dem Ende seiner großartigen Laufbahn nahe war. Im Verein mit der klugen Katharina und dem Vicekanzler Schaffirow, unter welchem er arbeitete, gelang es ihm, den Großwessir zum Frieden zu bereden, welcher Peter und sein Heer, also Rußland rettete. Von Jahr zu Jahr ward Ostermann's diplomatischer Wirkungskreis umfassender, schien sein Glück gegründeter. Peter vermählte ihn mit einer reichen russischen Dame eines mit den Romanows verwandten Adels, deren Ahnherr Streschnew (Stroganow) dem Czaren Iwan Wasiljewitsch zur Eroberung Sibiriens so wichtige Dienste geleistet. Manstein nennt die Dame Ostermann „une très méchante femme“, Spätere dagegen eine der würdigsten Frauen des russischen Hofes. Wenigstens ist zu ihrer Ehre gewiß, daß sie den unglücklichen Greis treu in die sibirische Verbannung geleitete. Die aus dieser Ehe gebornen Kinder, zu deren Geschlecht der tapfere Tolstoi Ostermann von Kulm gehört, wurden

in der griechischen Kirche erzogen. — Vom Jahre 1711 — 1741 ist es nicht möglich die Geschichte Ostermann's von einer Geschichte der russischen Diplomatik zu trennen. Wie der bekannte rothe Faden läuft seine Wirksamkeit durch alle Verwicklungen und Knoten des politischen und Hoflebens Rußlands; er hat seinen bedingenden Antheil an allem Großen und Würdigen, an allem Eigenthümlichen und dem Fremden Nachgebildeten, aber auch an vielem Bösen und Verwerflichen, was die große Moral des Staates rechtfertigte. Unter sechs Regierungen hinter einander (Peter I., Katharina II., Peter II. Anna, dem Regenten Biron und der Regentin Anna) erhielt Ostermann sich in steigender Geltung, blieb das Orakel, auf dessen kategorische Entscheidung sie gläubig in allen staatsrechtlichen Zweifeln zurückkamen, bis die verächtliche Elisabeth den hochverdienten Greis durch Henkers Hände mit dem Höchsten, was dem damaligen Rußland zum unvergänglichen Schmucke gereichte, ins Elend stieß. Man könnte Ostermann den Talleyrand Rußlands nennen, wenn wir allein auf die nie überbotene Kenntniß der europäischen Höfe, der Stärke und Schwäche ihrer Regierungen, ihrer Verhältnisse unter einander, die Beurtheilung aller Kronenträger und Staatslenker sehen; auf seinen durchdringenden, ihm nie versagenden Blick in die verwickeltste Lage der Dinge, auf sein tiefes Studium der

menschlichen Natur, auf seine unermüdete Thätigkeit, die nur das Erreichbare erfaßte und darum immer mit Erfolg gekrönt wurde; endlich auf die Fähigkeit, nicht wechselnden Regierungssystemen, sondern der wechselnden Persönlichkeit des Herrschers sich anzuschmiegen; wobei denn freilich sein unleugbares Verdienst ihm die Machthaber als seiner bedürftig zuführte. Aber neben diesen Gaben des Verstandes und den Früchten der Erfahrung war noch eine sittliche Grundlage in ihm, deren das französische Gegenbild gänzlich ermangelte. Jene unerschütterliche deutsche Anhänglichkeit an die Person des Herrschers, die ihm mit der Idee des Staates zusammenwuchs; jene Unbestechlichkeit und Uneigennützigkeit in der Verwendung des anvertrauten Gutes; jene Treue an den Interessen, an dem Ruhme seiner erwählten Heimat, Interessen, welche das stolze Bewußtsein seiner Thaten fast zu persönlichen identificirte. Wir wollen es ihm nicht vorwerfen, daß er seine Bedeutung fühlte; er war gegen jeden andern Staatsmann der Überlegenere und bei dem Ehrgeize, welchen Rußland in jedem fähigen Fremdlinge anfachte, ist es erklärlich, daß Ostermann keinen Andern über sich, neben sich dulden konnte, er nur subalterner Beihilfe bedurfte. In Folge der Äußerung dieses Selbstgefühls stand er immer in gespanntem Verhältnisse mit Ministern, die Vorliebe oder Vertrauen der

Herrscher ihm an die Seite gestellt hatte, und welche die entscheidende Stimme ihm streitig machten. Die Verhältnisse eines hohen Staatsbeamten gestatten wol nirgends ein rückhaltloses Aussprechen, jene Durchsichtigkeit der Gesinnung, wie sie in einfachen Lebensgebieten wohlthut. Am allerwenigsten fanden diese Tugenden ihre Anwendung in dem Walten eines russischen Ministers, der auf dem schlüpfrigsten Boden, als Fremdling von Einfluß, Haß und lauernden Neid in seinem Gefolge sah und, allgebietenden Günstlingen gegenüber, oft von Wünschen angegangen, deren Erfüllung die höchsten Dinge gefährdete, Wort und That in der peinlichsten Hut halten mußte. Diese traurige Nothwendigkeit verdunkelte den sittlichen Schimmer, der sonst die Natur Ostermann's umkleidete, machte ihn mistrauisch und zweideutig, bot ihm zur Selbsterhaltung die Waffen der Intrigue, die gegen ihn geschwungen wurden, und hüllte seine Reden auch bei einfachen Gegenständen in so gekünstelte und vieldeutige Formen, daß Wenige sich rühmen durften, seine wahre Meinung erfaßt zu haben. Zumal wußte er im Gespräch mit fremden Ministern diese sonderbare Dialektik anzuwenden, daß sie nach zweistündiger Unterhaltung oft so klug sein Cabinet verließen, als sie es betreten. Darum denn das weltkundige Urtheil über Ostermann's Vielzüngigkeit und Falschheit, und seine unerreichbare Gabe der Verstellung. Wie er

einerseits seine Leidenschaften in klugem Zaume hielt, stand andererseits beliebig jeder Ausdruck tieferer Empfindung ihm zu Gebote; von improvisirten Thränen floß sein Auge leicht über, das er überhaupt nicht auf das Gesicht des Redenden heftete, aus Furcht, die Allgewalt der Wahrheit werde ihn wider Willen verrathen. Der Augapfel verlor sich häufig hinter die obern Augenlider, sodaß man nur das Weiße erblickte, was Unkundigen als Zeichen tiefen Nachdenkens galt. Aber auch noch andere theatralische Kunststücke machten unserm Staatsmanne die Schwierigkeit der Verhältnisse unerläßlich; sollte im höchsten Rathe irgend ein besonders kitzlicher Gegenstand behandelt werden, wo die amtlich gefoderte einfache Meinung leicht Gefahr brachte, so rief Ostermann, wie Talleyrand in ähnlichen Fällen, eine verstellte Krankheit zu Hilfe, ein Mittel, das er jedoch nicht durch zu häufige Anwendung abnützte. Am lustigsten war die Weise, wie er das Ansinnen Mentschikow's, ihm im J. 1726 durch sein persönliches Auftreten in Mitau den Herzogshut zu verschaffen, täuschte, ohne es geradehin mit dem Günstlinge Katharina's zu verderben. Ostermann hatte seine Vermittlung zusagen müssen; um sich der Verlegenheit zu entziehen, wider seine bessere Einsicht dem Unersättlichen zu so bedeutendem Machtgewinn zu verhelfen, rieb er sich das Gesicht mit Quitten und gab sich das Aussehen eines Gelbsüchtigen. — Die

Lebensweise dieses merkwürdigen Mannes war ebenso eigenthümlich als sein sonstiges Wesen. Nicht groß, aber stattlich und wohlbeleibt, hatte er sich den Tafelfreuden und dem Trunke, als Zögling und Vertrauter Peter's, nicht fern halten können; wir finden ihn behaglich bei allen tollen Lustbarkeiten und Gelagen; es versteht sich aber, daß das wohlgeordnete und festgeraffte Segelwerk seiner Seele der Gewalt des Weines nicht zum Spiele wurde. Im Häuslichen behagte ihm eine cynische Unreinlichkeit, die wir bei vielen ausgezeichneten Denkern charakteristisch finden. Seine schlecht meublirten Zimmer — er wohnte aber in Petersburg da, wo jetzt das Senatsgebäude prangt — seine bettelhaft gekleidete Dienerschaft war vielleicht eine Maske; er gefiel sich täglich aus Silber zu speisen, aber das kostbare Geräth glich schmuzigem Blei; seine Kost war ohne Aufwand, bis auf die Tage festlicher Bewirthung. Über das Maß des Leidlichen hinaus vernachlässigte er seine Kleidung, zumal in spätern Jahren, als er eine dauernde Krankheit für nothwendig hielt und deshalb nur zu Tischzeit Bette und Cabinet verließ. Nicht räthselhaft ist in einer Natur, der äußerlich eine den groben Sinnen anstößige Unsauberkeit zusagt, der Contrast eines feinen Sinnes für geistige Genüsse, für Bücher und Umgang mit Gelehrten. Ostermann war ein Kenner und Beförderer der Wissenschaften, schützte die neue Akademie

in Petersburg, die Universität Dorpat, und manches aufstrebende Talent im In= und Auslande verehrte in ihm einen fürstlichen Mäcen.

Um nun noch einige Hauptmomente aus seinem Leben bis zu dem Punkte anzuführen, wo er ein Mittelgetriebe gegenwärtiger Darstellung ward, deuten wir an, daß er sich in dem entsetzlichen Rechtshandel, den Czarewitsch betreffend, sehr behutsam benommen haben muß, weil ihm unter Peter II. kein Nachtheil erwuchs; wir vermissen seine Namensunterschrift unter dem Urtheile; daß er, der vertrauteste Mitwisser der Schlangenpolitik Peter's zur Zeit der Conferenzen auf den Alandsinseln, auch in Nystädt in scheinbar untergeordneter Rolle das wichtige Friedenswerk durch Klugheit und haushälterisch angewandte Bestechung zum ruhmvollen Ende brachte, aber einen Todfeind an Paul Jaguschinskij gewann; daß der dankbare Kaiser nach dem Schlusse des Friedens ihn zum Geheimenrathe und zum russischen Barone erhob und mit Gütern beschenkte, und daß ihm Schuld gegeben wird, während des persischen Feldzuges am Falle Schaffirow's gearbeitet zu haben, dessen Stelle er, wiewol ohne den Titel, darauf ausfüllte. Sterbend rühmte Peter den von ihm selbst erzogenen Minister, welcher vor allen andern den Nutzen des Reiches kenne; Katharina I. ernannte ihn zum Reichsvicekanzler 15/26. Decembr. 1725, und wenngleich neben Mentschikow

sein Stand die ängstlichste Behutsamkeit empfahl, er sogar Mishandlung in Worten erdulden mußte, büßte er doch nichts von seinem Ansehn ein, erhielt sogar 1727 den St. Andreasorden, ohne den Alexander Newski getragen zu haben. Man erzählt, die stolze Seele des Reichsvicekanzlers, nach der höchsten Auszeichnung trachtend oder keine begehrend, habe das rothe Band nie annehmen wollen und, einen natürlichen Abscheu gegen die Farbe vorschützend, die gnädige Kaiserin genöthigt, seiner Grille nachzugeben und ihm das blaue Band, ohne das vorhergegangene rothe, zu ertheilen. Katharina, deren Testament Ostermann zu seinem späten Unheil mitunterschrieb, machte ihn auf dem Sterbebette zum Oberhofmeister des unmündigen Peter II., sowie zum Mitgliede des hohen Conseils während der Minderjährigkeit. Ostermann nahm sich mit väterlicher Liebe des kaiserlichen Knaben an und entwarf einen Studienplan, dessen Trefflichkeit, ohne pedantische Viellehrerei, den glänzendsten Beweis von seiner Würdigung der Regentenpflichten und seiner Werthschätzung der Wissenschaften gibt. Wer kann in der Wärme, mit welcher der Oberhofmeister seinem Zöglinge „als Erquickung eines edeln Gemüthes" die Erkenntniß der Natur und ihrer Geheimnisse empfahl, den religiös gebildeten und dennoch mit der geistigen Entwicklung des Jahrhunderts, selbst innerhalb des Czarenreichs fortgeschrittenen, Mann

verkennen. Aber Mentschikow's Herrschaft über den Knaben und, nach dem Falle desselben, Iwan Dolgorukoi's abstumpfender Geist wie Leib zerrüttender Umgang ließ die Frucht einer so preiswürdig angelegten Erziehung nicht zur Reife kommen. Der Oberhofmeister sah seinen Zögling nur des Morgens beim Lever und Abends nach der Rückkehr von der erschöpfenden Jagd; Münnich versichert, daß Ostermann ihm eines Tages mit Thränen in den Augen geklagt habe: „man verfährt mit dem jungen Monarchen so, als wolle man ihm das Leben kürzen". Nur zu bald traf die trübe Prophezeiung ein; am anberaumten Vermählungstage mit der hochherzigen Jekaterina Dolgorukaja erlag der kaum zur Ehe tüchtige Jüngling in den Armen seines treuen Lehrers, welcher sich von Stund an aus dem kaiserlichen Palaste in seine Wohnung bringen ließ, von dem Ereigniß im Innersten erschüttert. Eine Krankheit empfahl ihm auch jetzt sein guter Genius, der ihm die Gesinnungen des hohen Conseils und eine stürmische Zukunft weissagte. Noch in der Todesnacht Peters hatten jene Gewaltplane einer engherzigen Aristokratie begonnen, welche dem Wachsthume des russischen Reiches die sprossende Krone ausbrechen und das Werk des großen Peter für immer vernichten mußten. Ostermann haßte und fürchtete das altmoskowitische Wesen in seiner trägen Zerfallenheit und Anfeindung des Fremden; er

glühte für die Schöpfung seines Meisters, die ihn emportrug und die nur Bestand haben konnte, wenn Ein souverainer Wille, umgeben von treuen Berathern, die spröden Kräfte zusammenhielt. Mit Bekümmerniß hatte er den Rückschritt des Staates in der kurzen Regierung Peter II. erkannt, die Folgen der Versetzung des Hofes nach Moskau; den gesteigerten Bojareneinfluß, eine Reaction gegen das neue Princip, die bereits die Vernachlässigung des Heeres und der Flotte zu erkennen gab. Obenein war seine persönliche Existenz mehr denn je bedroht. Haß gegen die Fremden, die Werkzeuge des großen Czaren, um Rußland aus dem Schlafe aufzurütteln, charakterisirte jene Oligarchen, zumal die Dolgorukoi, welche schon über die Verabschiedung der unverheiratheten Ausländer sich beriethen. War doch dem alten Feldmarschall Wassilij Wladomirowitsch bei der Frage, ob die neue Kaiserin in dem Kreml oder in der deutschen Slobode wohnen sollte? die wilde Äußerung entfallen: was soll sie bei den Unchristen, den Deutschen machen! Sie soll im Schlosse wohnen, wo ihre Vorfahren gewohnt haben. So wich denn Ostermann in wirklicher oder verstellter Krankheit klüglich der Zumuthung aus, entweder gegen seine Überzeugung einer verderblichen Neuerung beizustimmen, oder durch Widerspruch den Haß der Machthaber zu reizen. Auf ihr Andringen, Theil zu nehmen an allen vorläufigen Maßregeln zur Einführung

der „republikanischen" Regierungsweise, entschuldigte er sich wiederholt mit seiner Krankheit, und daß sie als russische Magnaten besser wüßten das Wohl ihres Landes zu berathen, als er, ein Fremdling, und beharrte ungeachtet ihrer Drohungen bei seiner Weigerung. Befand er sich doch am $^{14}/_{25}$. Februar, am Tage vor dem Einzuge Anna's, so unwohl, daß er das heilige Abendmahl nahm und Anordnungen für seinen Todesfall traf! Anna begann gleich nach ihrer Ankunft den Boden zu erforschen und erkannte im Reichsvicekanzler das fähigste Werkzeug, die unumschränkte Herrschaft herzustellen. Der Todkranke war bereit zur Leitung der Intrigue; Herr von Korf, der spätere Minister in Kopenhagen, überbrachte im Geheim die Winke Ostermann's dem Kammerjunker Biron. Ein Unterbeamter der Reichskanzlei vermittelte das Einverständniß mit dem Großkanzler Golowkin, welcher nur durch Abfall von der Oligarchie das Leben seines Schwiegersohnes Jaguschinskij retten konnte; so kam es denn, eben da Wassilij Lukitsch mit der Verbannung beider Kanzler umging, zu dem Ereignisse des $\frac{\text{25. Februar}}{\text{8. März}}$, dessen glücklicher Ausgang Ostermann für immer im Vertrauen Anna's befestigte. Plötzlich war nun die Krankheit gewichen; die Augen, über deren Blödigkeit er seit einiger Zeit geklagt, sahen heller als je, und er konnte alle Geschäfte seiner Würde übernehmen. Auch Ostermann betrieb den

Sturz der Dolgorukoi als nothwendig; am Krönungsfeste bot zum Danke die Kaiserin ihm die russische Grafenwürde, gegen die er sich fußfällig sträubte, aus Furcht vor steigender Misgunst der Russen. Er mußte aber diese früher abgelehnte Auszeichnung jetzt annehmen, da Anna seine Weigerung als Erklärung betrachtete, ihren Dienst zu verlassen, sonst jedoch ihm ihrer Huld in einem Handschreiben versicherte.

Viertes Capitel.

Münnich der Baumeister. Jaguschinskij. Cabinet. Abgewiesene Freier. Nachfolgeangelegenheit. Elisabeth Petrowna. Löwenwolde. 1730. 1731.

Haben wir in unserm Landsmann, dem westfälischen Predigersohne, den leitenden Verstand und das diplomatische Auge der neuen Regierung kennen gelernt, welchen der keck aufstrebende kurländische Kammerjunker den Impuls des Vollanspruchs gab, so müssen wir jetzt die schneidende Wehr und Waffe des russischen Riesen, die gewitternde Streitbarkeit, die Pallas, deren Haupt die ungeheuersten Plane der Größe Rußlands und eigenwilliger Macht

zeitigte, in dem gewaltigen Niedersachsen, dem adlig gebornen Münnich darstellen. Sind danach einige kräftige Nebenfiguren, der lithauische Küstersohn Jaguschinskij, die feinsinnigen gesitteten Liefländer Löwenwolde in raschen Umrissen gezeichnet, so mag das Gemälde der Herrschaft Anna's gleichmäßiger sich aufrollen.

Burchard Christoph von Münnich, geboren am 9ten Mai 1683 auf dem Rittergute Neu-Huntorf im Oldenburgischen, als Sohn eines verabschiedeten dänischen Oberstlieutenants, späteren Deichgräfen der Grafschaft Oldenburg und Delmenhorst, ward durch den einsichtsvollen Vater besser erzogen, als gemeinhin die damaligen Junker, und eignete sich bei hervorragenden Verstandesgaben früh die bedeutsame Neigung seines Vaters zum Wasser- und Deichbau an. Diese jugendliche Beschäftigung, gestützt auf gründliche Kenntnisse der Mathematik, stellte ihm das Bild eines großartig ringenden Lebens früh vor die Seele und ward ihm die Übungsschule geistiger Kräfte, deren Anwendung analoge Gebiete der höchsten Stellung im Staate foderten. Der höhnenden Gewalt des Elements gegenübergestellt, mit Geschick, Willenskraft, Ausdauer und List sie bändigend und dienstbar machend, der zürnenden unzerreißbare Dämme aufthürmend und den gehorsamen Strom zum Nutzen der menschlichen Gesellschaft in ein friedliches Bette

einzwängend, was lernte der Jüngling in diesem kühnen Treiben Anderes, als auch den Menschen und die bürgerlichen Verhältnisse im Großen zu übersehen, die störrigste Kraft sich zur Hand zu ziehen, das Wilde zu überlisten, kurz die Freude am Herrschen und am Schaffen? Und die Lust, welche die brausende Nordsee, die schwellenden Wasser der Weser in ihm entzündeten, hat Münnich genossen und gebüßt. Auf würdigerer Höhe stand kein Diener vor ihm und nach ihm in Rußland; ein von ihm gebildetes, Tod verachtendes Heer trieb sein Geist gegen die Osmanen und zeichnete den Russen ihre Siegeslaufbahn vor. Mehr als Ein Regent zitterte in seinem Palaste, unter seinen Leibwachen, vor dem Gewaltigen. Aber auf dem Gipfel seiner Macht mußte er erkennen, daß der Mensch seiner Herrschaft über die Naturkraft sicherer ist als über das menschliche Gemüth. Ein tückisches, seichtes Wildwasser unterwühlte in einer Nacht eine unbewahrte Stelle, riß das stolze Werk drei und zwanzigjähriger Mühen jählings ein, daß es, versandet und in faulenden Moor umgewandelt, dem Betrachter das demüthigende Bekenntniß der Hinfälligkeit menschlicher Größe abnöthigt. Denken wir an Münnich bis zum Jahre 1741 und an den aus Pelim zurückgerufenen Greis nach Peter III. Ende bis zum J. 1766.

Die Kenntniß des Jünglings erweiterte im mili-

tärischen Wissen, zumal in der Kriegsbaukunst, eine Reise nach Frankreich im J. 1696 und rüstete ihn auch für die höhere Gesellschaft durch die Erlernung der damaligen Hofsprache aus. Nahe daran war Frankreich sich den Fähigen zu gewinnen; schon befand er sich in Strasburg, um als Ingenieur unter Villeroi zu dienen, als die Bestimmung der elsasischen Division gegen Kaiser und Reich beim Ausbruch des spanischen Erbfolgekrieges ihn zurückschreckte, er unter vaterländische Fahnen eilte, um gleich als Hauptmann im Reichscontingent des Landgrafen von Hessen=Darmstadt seine kriegerische Laufbahn in der Belagerung von Landau zu beginnen. Zum Major im hessenkasselschen Dienste befördert und jung mit einem Fräulein von Witzleben vermählt, führten die größten Feldherren des Jahrhunderts, Eugen von Savoyen und Marlborough, ihn auf die größere Kriegsbühne in Italien und den Niederlanden. So stritt Münnich in allen heißen Tagen mit, errang bei Malplaquet die Würde des Oberstlieutenants, gerieth aber 1712 bei Denain, durch einen Stich in den Unterleib niedergeworfen, in französische Gefangenschaft. Zu Cambrai, wohin man ihn geführt, genoß er einige Monate hindurch den Umgang Fenelon's, in einer Weise, daß er ihm wol noch 50 Jahre Stoff zur gemüthlichsten Rückerinnerung gewährte, sah darauf nach seiner Auswechselung das Ende des Krieges als Regimentsführer,

und bethätigte nach dem Frieden sein Talent als Baumeister, indem er 1715 die Stadt Karlshaven und den Kanal von Gravenstein anlegte. Aber die engen Verhältnisse des hessischen Staates konnten einem solchen Geiste nicht dauernde Beschäftigung gewähren; er trat als Obrist in das Heer August II. Königs von Polen (1716), gewann durch mannichfache Verdienste das Vertrauen desselben, richtete schaffend das regelmäßige polnische Kriegsvolk auf deutschen Fuß ein und ward erster Befehlshaber der Krongarde. Doch der Feldmarschall und Minister-Graf Flemming, dessen Neid und Herrschgier schon mehren bedeutenden Männern den Dienst im sächsischen Heere verleidet hatte, veranlaßte zugleich mit einer Reihe von Privathändeln, mit geistlichen und weltlichen Dignitäten unsern unruhigen Helden seinen überaus einträglichen Posten aufzugeben. Den Entschluß, dem ritterlichen Karl XII. Arm und Kopf zu leihen, vereitelte der unerwartete Tod des Königs; ein blutiger Zweikampf mit einem Obersten Bonnfus, „Chef der französischen Bande in der Krongarde," steigerte das Zerwürfniß mit dem polnisch-sächsischen Dienstverhältnisse. Wir besitzen einen charakteristischen Brief, in welchem der ehrerbietige Sohn seinem Vater über den Handel berichtet, ohne sich über dessen Ursache deutlich auszusprechen. Er erzählt nur, „mit göttlicher Hülfe habe er sich aus allen Verdrießlichkeiten geholfen und

40,000 Thaler Schulden mit drei polnischen Groschen bezahlt, indem er seinem Gegner eine Pistolenkugel unter den rechten Arm geschossen, daß dessen Leben noch ungewiß sei." Der Zweikampf habe vier Meilen von Warschau, außerhalb der Gerichtsbarkeit des Kronmarschalls, der die Leute „gern einen Kopf kürzer mache," stattgefunden; in der größten Heimlichkeit, nur in Gegenwart von Secundanten; man habe sich zu Fuß geschlagen; ein geladenes Pistol in der Hand, eins am Gürtel, sowie einen guten Degen zur Seite; mit der Berechtigung, nach Gutdünken zu Angriff und Vertheidigung von den Waffen Gebrauch zu machen. Er sei der Erste auf dem Platze gewesen und habe die Steine auf der Bahn seines Gegners zur Seite geworfen. Wie derselbe sich ihm auf 30 Schritte genaht, habe er ihn angeredet: „Monsieur, voilà l'occasion pour faire voir, que nous sommes des braves gens et des gens d'honneur!" darauf sei man bis auf zwölf Schritte auf einander zugegangen; er habe den Finger gerückt „und Gott den Gegner schleunig zu Boden gestreckt." Weil dem Könige und den Ministern kund sei, daß man ihn zum Duell gezwungen, sei er der allerhöchsten Gnade gewiß; sowie auch alle ehrlichen Leute ihn in seinem Zufluchtsorte bei den heiligen Kreuzbrüdern besuchten und er täglich seine liebe Familie sehe. Er danke dem Allmächtigen für die Geduld, die er seit achtzehn Monaten be-

wiesen, für die Standhaftigkeit im Zweikampf und für seine Generosität nach gehabter Avantage."

Wie auch Anlaß und nächste Folge des Handels gewesen sein mag, er trieb ihn in russische Dienste. Wir finden Münnich bald darauf in Unterhandlungen mit dem russischen Gesandten Dolgorukoi, welcher ihn als Generalingenieur und Generallieutenant 1720 die Dienste des Czaren antrug. Ohne durch ein ausgefertigtes Patent der Zusage sich zu versichern, nahm Münnich unter dem Vorwande, seinen alten Vater zu besuchen, Urlaub vom Könige und reisete über Riga in der Stille nach Petersburg. Der Czar empfing ihn zwar sehr gnädig (Febr. 1721), weigerte sich aber ihm die versprochene Würde zu geben, weil Münnich, obschon 37 Jahr alt, dennoch ein so jugendlich-frisches und modisch galantes Ansehn hatte, daß der Herrscher durch die Erhebung des Ankömmlings altgediente Kämpen des schwedischen Krieges zu beleidigen fürchtete. Schien seine Stellung Anfangs nicht befriedigend, so wußte er doch als Ingenieur im Vertrauen des prüfenden Czaren bald zu fußen, der ihm seine Bauten, Werfte, Häfen und Festungen zeigte, und die überlegene Kenntniß des Fremden an neuersonnenen Befestigungsplanen erkannte. Münnich, den Czaren darauf nach Riga begleitend, empfahl sich bei einer dort gehaltenen Musterung des liefländischen Heeres, welches Finland mit einem Angriff bedrohen

sollte, durch reifes Urtheil auch in militairischen Dingen. Aber eine Krankheit Peter's verschob die Entscheidung dessen, in welcher Würde er Münnich anstellen wolle, bis ein zufälliges Ereigniß, freilich nicht ohne seine That, die Erfüllung seines Wunsches herbeiführte. Münnich hatte einen Riß der Festung Riga und auch ein Bild des künstlich durchbrochenen St. Petersthurmes gezeichnet, als ein Blitzstrahl gegen Ende des Maimonats zündete und denselben in Trümmer legte. Der Stadtrath konnte dem Czaren, welcher die Zierde Rigas herzustellen gedachte, keine Zeichnung vorweisen; Jaguschinskij hatte den Riß auf Münnich's Tische bemerkt, ihn sogleich diensteifrig dem Czaren überbracht, der, erfreut über die Umsicht und Thätigkeit des Fremden, das Patent als Generallieutenant sogleich ausfertigen ließ, jedoch unter der sonderbaren Klausel für den Erhobenen, innerhalb eines Jahres noch keinen Gebrauch davon zu machen, indem es auf den $\frac{\text{22. Mai}}{\text{2. Jun.}}$ 1722 datirt war.

Der Tod seines Vaters und die Erbschaftsangelegenheit rief gleich darauf den apokryphischen Generallieutenant nach Deutschland, von wo er nach einem großmüthigen Vergleich mit dem ältern Bruder im Herbste nach Rußland zurückreisete. Schmeicheln mußte seinem Ehrgeiz die Äußerung Friedrich Wilhelm I. in Berlin, warum er in des Czaren Dienste gegangen sei? auch Er würde für ihn Platz gefunden haben.

Des Heimgekehrten erste öffentliche Arbeiten, geringere Kanal- und Strombauten an der Newa, bereiteten ihn zu dem riesigen Unternehmen vor, welches ihm bald nach der Rückkehr des Czaren aus dem persischen Kriege übertragen wurde. Höchst unzufrieden über die Verwaltung und den ärgerlichen Zwiespalt im Senate hatte der Czar bereits strenge Gerechtigkeit gehandhabt, als er, ebensowenig befriedigt mit den Fortschritten seines Lieblingsplans, des Kanals von Ladoga, welcher Petersburg zum Stapelplatz aller russischen Erzeugnisse erheben und als Schlagader des ungeheuern Handels dienen sollte, auf den Rath des Feldzeugmeisters Bruce unsern Münnich zur Berichterstattung nach Ladoga schickte. Münnich's Scharfblick erkannte die begangenen Fehler und er hatte den Muth, sie rücksichtslos aufzudecken, ungeachtet der General Pisarew, mit der Leitung betraut, unter Mentschikow's Schutze stand. Der Senat mochte und konnte den Streit nicht entscheiden, und der kühne Münnich würde seine überlegene, trotzige Einsicht schwer gebüßt haben, da Mentschikow und sein Schützling ihn als unfähig und gewissenlos anfeindeten, hätte der Kaiser, zur hohen Genugthuung des Gekränkten, sich nicht entschlossen, selbst das angefangene Werk zu prüfen. Die Zuversicht auf Peter's hellen Verstand, sowie auf seine eigne Untrüglichkeit erntete ihm den glänzendsten Triumph. Peter verwarf auf der beschwer-

lichen Untersuchungsreise, Herbst 1723, von deren Beendigung man den Herrscher durch vorgeschützte Sorge für seine Gesundheit abhalten wollte, zürnend das Pfuscherwerk Pisarew's und übertrug Münnich die oberste Aufsicht. Die rasche Förderung des Unternehmens, freilich mit einem Aufwande von Kräften, den Rußland allein entschuldigen kann, erheiterte den kränklichen Monarchen vielfach in seinen letzten Jahren, was er dem Betrauten in günstigen Handschreiben zu erkennen gab. Kurz vor seinem Ende, da er schon das tödtliche Übel spürte, kam er von Staraja Russa über den Kanal nach Petersburg zurück, und sagte zur Kaiserin: „Meines Münnich's Arbeiten haben mich gesund gemacht; ich gedenke mich eines Tages mit ihm in Petersburg einzuschiffen und in Golownin's Garten in Moskau ans Land zu steigen." Tags darauf führte er den Generallieutenant in den Senat und sprach zur Versammlung: „Ich habe den Mann gefunden, welcher den Ladogakanal bald beendigen wird; niemals habe ich einen Fremden in meinem Dienste gehabt, der große Werke so entwerfen und ausführen kann als er, und ihr sollt Alles thun, was er verlangen wird." Worauf denn beim Auseinandergehen des Senats der Oberprocureur zu Münnich sagte: „Mein Herr General, wir hängen jetzt von Euerm Befehle ab." 25,000 Mann des Heeres wurden sogleich zum Kanalbau bestimmt; aber der kurz darauf

erfolgte Tod Peter's und Mentschikow's Feindschaft verhinderten die Beendigung. Münnich's Muth beugte sich nicht den Tücken des Günstlings; auf seine im September 1725 vorgebrachte Klage, daß Mentschikow ihm die arbeitenden Soldaten ohne Ursach genommen habe, ließ Katharina die Sache untersuchen, und befahl sie wie früher seiner Verfügung zu stellen. Das Verdienst des rastlos Schaffenden ward mit dem rothen Bande belohnt und auch unter Peter II. seine Thätigkeit durch den Bau ganz ausgefüllt, nur daß er, Sommer 1727, in Peterhof eine kleine Festung zum Vergnügen und Unterricht des jungen Herrschers aufführte, wofür ihm dieser mit ansehnlichen Gnadengeschenken lohnte. In dasselbe Jahr fällt seine Erhebung zum General en Chef, sowie zum Gouverneur von Petersburg; Graf des russischen Reiches ward er im Febr. 1728, in welchem er sich, nach dem Tode der ersten Gattin, mit einer Witwe des Grafen Saltykow, einer gebornen Malzan, vermählte, der treusten Gefährtin in Glück und Elend. Die Krönungsreise Peter's nach Moskau und, in Folge des dortigen Hoflagers, eine merkliche Verstärkung des altrussischen Princips, die Bildung des hohen Conseils von acht Personen, scheint Münnich's wie Ostermann's Ansehn beim jungen Kaiser etwas verdunkelt zu haben. Münnich blieb in Petersburg und feierte die Krönung durch glänzende Feste; Peter war nicht zugegen, als am

12. Juni 1728 der Ladogakanal der Schifffahrt eröffnet wurde.

Bis zum Tode Peter II. reicht Münnich's erstes Stadium, die Epoche des Baumeisters, die Vorübung seiner Kräfte, im Kampf mit der Natur und in gesellschaftlichen Lagen, die nur Kenntniß, Ausdauer und geradsinnigen Muth erfoderten. Um innere Verwaltung, um Staatsgeschäfte im engern Sinne sich zu kümmern, hatte er bisher weniger Gelegenheit als Lust gehabt, indem Ostermann ihn eifersüchtig bewachte, gleichwol zu seinen Gunsten eine Ukase auswirkte, welche das Werk des Kanalbauers von jeder Rechenschaft freisprach. Mit der Regierung Anna's regte der Ehrgeiz Münnich's, gestärkt durch den Einfluß und die Beobachtung der russischen Verfassung, mächtig die Fittiche; erwachte in dem 47jährigen Manne, den eine hohe, Ehrfurcht gebietende Gestalt, eine kräftige, durch keine Anstrengung zu überwältigende Natur wie zum Herrscher bestimmte, der stolze Beruf, über Mittelmäßigkeit und Dünkel, über fremdes Verdienst hinweg, die Bahn zu einem umfassenderen Wirkungskreise, als der des Ingenieurgenerals war, zu brechen. Es beginnt das zweite Stadium, welches uns den Baumeister als die Seele des russischen Kriegsstaates, als den verwegensten, glücklichsten Feldherrn, zugleich mit dem unverhohlenen Streben zeigt, nach allen Richtungen des öffentlichen Lebens zu ge-

bieten. Sein drittes Stadium, die Herrschaft, Übergipfelung und die Buße, reicht über das Gebiet gegenwärtiger Schilderung hinaus, welche keine Charakteristik der gesammten Geistesentwicklung Münnich's geben kann, da sie, nicht ans Ende gestellt, die Beobachtungen verschiedener Lebensepochen nicht zusammen summirt, sondern einen Werdenden unter dem Drange und der Lockung der Umstände sich gestalten läßt. Darum fallen denn auch jetzt keine finstern Schlagschatten auf die hellen, offenen Züge; der Fluch der Größe wird die Flecken eiskalter Selbstsucht, der Arglist, undurchdringlicher Verstellung, schonungsloser Härte, finster brütender Rachgier über sein Antlitz verbreiten, daß wir an seine leuchtenden Thaten werden denken müssen, um nicht im Unwillen uns von ihm abzuwenden.

Wie Anna den Thron bestieg und die Regierung, als im Geiste Peter I., durch Hervorhebung der Fremden ankündigte, ward auch Münnich alsbald ihr näher geführt. Auffallend ist es, daß wir den General en Chef, der jetzt nur noch wenig Vordermänner hatte, durchaus beim Krönungsfeste vermissen, bei welchem seine Ranggenossen ausgezeichnete Functionen übten. Er muß demnach wol im April noch in Petersburg verweilt haben.

In der Nähe des Thrones, gegenseitigen Vorschub fodernd und leistend, begegneten sich die ausgezeichnetesten

Männer, Alle Ausländer, denen die kluge Anna, wollte sie herrschen, die Last des Regimentes austheilen mußte. Fürs Erste fand unter ihnen vertrauliche Aussprache statt, um sich gegen lästige Eindringlinge zu verwahren. Der Günstling der Kaiserin, Biron, mehr auf die Pflichten des Hofmanns und gesellschaftliche Obliegenheiten vorbereitet, als auf die Lenkung einer so schwer zusammengesetzten Staatsmaschine, entsagte für jetzt mit angebornem Takt der Theilnahme an den Geschäften und schien in den ersten zwei Jahren sich in nichts Ernstliches mischen zu wollen; mit offenem, gesundem Sinne beobachtete er aber den Gang der Dinge und gewann in Kurzem so viel Einsicht in Rußlands Staatsgetriebe, daß sie ihn zu ausschließlicher Leitung berechtigte. Münnich erzählt von sich mit der ihm eignen Selbstliebe, Ostermann, vertraut mit dem Bedürfnisse des Staates unter einer Frau, habe ihn gebeten, der Kaiserin die Bildung eines Cabinets vorzuschlagen, welches als Vermittlung des kaiserlichen Willens sich mit den höchsten Angelegenheiten befasse, die Befehle der Herrscherin dem Senat und den sonstigen Reichscollegien zufertige, zugleich aber Niemand zu empfehlen, als den Großkanzler, Grafen Golowkin, ihn, den Vicekanzler, und den Knjäs Alexej Michajlowitsch Czerkaskoi, welche am 8. März sich mit dem Fürsten Trubetzkoi an die Spitze der Adelsdeputation gestellt. Anna billigte den Plan, in welchem der

Russe nur als Russe aufgenommen schien, verlangte aber die Theilnahme Münnich's an den Berathungen, die jener noch ablehnte, in der Gewißheit, daß man in allen den Kriegsstaat angehenden Dingen sich seiner Beihülfe nicht würde entschlagen können. So trat noch zu Moskau jenes Cabinet ins Leben, welches bald unter Biron's bedingendem Einflusse Rußland bis 1741 beherrschte und den dirigirenden Senat in solche Unthätigkeit versetzte, daß die alten Glieder desselben, aus Misbehagen, unter mancherlei Vorwänden den Versammlungen sich ganz entzogen. Paul Jaguschinskij, der Sohn eines lutherischen Küsters zu Moskau, lithauerscher Herkunft, erst als Dentschick Peter's Liebling, dann Generallieutenant und gebieterischer Oberprocureur des Senates — eine der kräftigsten und freimüthigsten Naturen, der es oft gewagt hatte, selbst dem Czaren rücksichtslos die Wahrheit vorzuhalten — sah sich in der Erwartung hoher Geltung bei der Kaiserin bitter getäuscht. Zwar hatte sie, dankbar nach der Erlangung der Souverainetät, aus dem Kerker der Magnaten ihn befreit, aber im Rathe der Vertrauten, zwischen Biron, den beiden Löwenwolde (dem Oberhofmarschall und dem Generaladjutant, spätern Oberhofstallmeister) und Münnich ward beschlossen, den gewaltthätigen Mann zu entfernen, da seine Anstellung mit der Wirksamkeit des unentbehrlichen Vicekanzlers unvereinbar war. Beide

haßten sich unversöhnlich seit dem nystädter Friedenswerke. Ostermann's Vollmacht lautete dahin, auf den Besitz von Wiborg zu bestehen, ohne jedoch die Unterhandlung darüber zum Bruch kommen zu lassen. Er konnte mit Gewißheit des Erfolges hartnäckig diesen Punkt festhalten, da seine klug gespendeten Ducaten ihn der Nachgiebigkeit der schwedischen Minister versicherten. Aber besorgend, der Czar, ungeduldig den Krieg zu beendigen, werde, da die Abtretung fast schon unterzeichnet war, durch die Sendung des ehrsüchtigen Jaguschinskij das schon Gewonnene aufgeben, hatte Ostermann mit Schuwalow, dem Befehlshaber Wiborgs, seinem Freunde, verabredet, im Falle Jaguschinskij auf seiner Reise die Feste berühre, ihn durch Trinkgelage aufzuhalten. Was der Schlaue geahnet, traf ein; Peter, beunruhigt durch die Aussicht auf einen Krieg mit den Persern und das verkündete Erscheinen einer englischen Flotte, schickte Jaguschinskij mit dem nachgebenden Ultimatum nach Nystädt; Schuwalow, eingedenk des Auftrages, ließ den Trunkenbold in zweitägigen Gelagen nicht nüchtern werden, während Ostermann, von der bevorstehenden Ankunft desselben durch einen Eilboten benachrichtigt, die Schweden durch Androhung des Bruchs der Conferenzen so in Schrecken setzte, daß sie Wiborg abtraten und den Frieden unterzeichneten, ehe Jaguschinskij anlangte. Diese Tücke, welche ihm die

Ehre, das Werk zu beenden, raubte, verzieh Jaguschinskij dem Vicekanzler niemals, und hätte beider Männer Kränklichkeit sie nicht verhindert, sich mit dem Glase in der Hand gegenüberzusehen, so würde es auch nach Jahren zu thätlichen Mishelligkeiten gekommen sein, dergleichen unter Peter I. nicht selten zwischen grauköpfigen Ministern, Admiralen und Fürsten, jedoch ohne weitere Folgen vorfielen. Ausreichende Gründe, die Feindseligen nicht im Cabinet zu vereinigen und den besonnenen und arbeitsthätigeren Predigersohn dem auffahrenden Küstersohne vorzuziehen. Doch im Oct. 1730 gelang es dem Letztern seine Stelle als Oberprocureur des Senates wiederzuerhalten, indem er dem einflußreichen Generaladjutanten Löwenwolde die Aussicht eröffnete, die Bestätigung der liefländischen Adelsrechte zu erwirken, wenn er ihm die gedachte Stelle verschaffe. Löwenwolde setzte die Ernennung bei der Kaiserin durch, und gewann bei seinen Adelsgenossen die erwünschten Vortheile; aber Jaguschinskij, unter Peter gewöhnt im Senate zu herrschen, benahm sich in seinem Amte so anmaßend, daß es nicht an heftigen Rügen des Cabinets fehlen konnte. Wähnend, Biron habe dazu beigetragen, vergaß der unbeugsame, freimüthige Mann sich so weit, daß er den Oberkammerherrn nicht allein überall verunglimpfte, sondern sogar im eignen Hause desselben nach einem starken Trunke ihn Betrüger schalt, den Degen

zog, und man die Erhitzten nur mit Mühe trennen konnte. Jeder Andere würde nach solcher That das Äußerste zu befürchten gehabt haben; Anna begnügte sich, wie Katharina in ähnlichem Falle, dem Hochverdienten sein Vergehn vorzuwerfen und ihn, zur Genugthuung Biron's, auf einige Zeit als Minister nach Berlin zu schicken. Als solchen finden wir ihn auf der Liste derjenigen, welche im Winter 1733 im berliner „Fürstenhause" jene wohlfeilen Assembleen geben mußten, die der strenge Haushalter Friedrich Wilhelm angeordnet hatte. —

So konnte denn im tiefen Frieden mit den Nachbarmächten das wohlbestellte Staatswesen einen gemessenen würdigen Gang verfolgen, noch ohne ärgerlichen Zwiespalt unter den obersten Lenkern, da man klüglich durch Beschäftigung auch den nie ruhenden Grafen Münnich aus der Nähe des Hofes zu entfernen gewußt hatte. Als Feldzeugmeister und, ohne den Titel, Vorsitzer des Kriegscollegiums, ging Münnich nach Petersburg, dem Mittelpunkte des Militairstaates, und beschwichtigte seinen rastlosen Geist mit Planen für die Umbildung des russischen Heeres in allen seinen Theilen. Preußens Vorbild im Auge, schuf Münnich um jene Zeit das adlige Cadettencorps als Bildungsschule einheimischer Offiziere, wozu Friedrich Wilhelm willfährig die nöthigen Exercitienmeister sandte, errichtete die ersten russischen Kürassierregimenter und erwarb sich durch eine große Zahl anderer

Schöpfungen oder Verbesserungen ein unter den spätern Nachkommen unvergeßliches Verdienst. Anna schenkte diesen Bestrebungen ungetheilten Beifall, hatte auch schon früher die gefährliche adlige Leibwache umgebildet, und als Gegengewicht gegen das drohende Ansehn der alten Garderegimenter ein drittes unter der Führung ausländischer Offiziere gestiftet, welches, seinen Namen vom Schlosse Ismailow entlehnend, bedeutungsvoll an ein nahes Interesse zum Joan'schen Zweige erinnerte.

Eine der ersten Sorgen des Cabinets ging auf die Sicherstellung der Dynastie durch die Vermählung der kaiserlichen Nichte mit einem auswärtigen Prinzen, weil die Kaiserin, schön und lebensfroh, auf dem mächtigsten Throne der Welt, zwar fürstliche Bewerber aus der Nähe und Ferne lockte, aber, durch vertrauten Umgang mit Biron für neue bedenkliche Ehebande entschädigt, entschiedene Abneigung gegen eine zweite Heirath an den Tag legte. Zunächst erwachte im Grafen Moritz von Sachsen, den Leichtsinn vor einigen Jahren um die Hand der Herzogin betrogen, die Hoffnung auf die Kaiserin, und er glaubte des Erfolgs gewiß zu sein, wenn es ihm gelänge, in der Eigenschaft als Gesandter nach Moskau zu kommen. Aber dem polnischen Minister gab auf seine Unterhandlungen Ostermann zu verstehen, seine Bemühungen einzustellen, weil die mit des Grafen Reise nach

der Hauptstadt verbundenen Gerüchte wider die Würde der Kaiserin liefen. Zudringlicher, als der galante Sachse, war der Infant Dom Manuel von Portugal, welcher, unterstützt vom wiener Hofe, schon August 1730 in der Residenz sich darstellte. Biron ward bang beim Anblick des wohlempfohlnen Freiers, wußte ihm aber so deutliche Insinuationen zu machen, daß derselbe plötzlich von seiner Hoffnung auf Anna abstand, und um nicht umsonst gekommen zu sein, seine Aufmerksamkeit auf die junge Prinzessin von Mecklenburg, ihres zarten Alters ungeachtet, richtete. Biron, der solche häusliche Dinge bereits in sein ausschließliches Ressort gezogen hatte, verwarf aus leicht erklärlichen Gründen auch diese Bewerbung, und es kostete dem Grafen Wratislaw viel Mühe, den Infanten nach der Abschiedsaudienz zur Abreise zu vermögen, da dieser noch immer sich schmeichelte, bei längerem Verweilen zärtliche Eindrücke auf die Damen hervorzubringen. Reichlich beschenkt — mit dem Degen Peters II., statt des mit dem goldenen Vließe unvereinbaren Andreasordens, — mit einem kostbaren Zobelpelz, den er lieber einem Andern zu verdienen gegeben hätte, — dem fatalen Oberkammerherrn selbst einen Brillantring verehrend, machte er sich endlich unter stattlichem Gefolge am 19/30. August auf den Weg, wandte aber so widerstrebend der glänzenden Aussicht den Rücken, daß er sich auf mehre

Monate in Riga festsetzte, die Begleitung, die ihn höflich hinausweisen sollte, nicht entließ, immer noch einer zum Ziele führenden Verwendung des wiener Hofes gewärtig. Aber Biron hütete die Herzensregungen seiner Gebieterin, schreckte den Grafen Wratislaw durch gesuchten Kaltsinn, und so mußte denn der standhafte Prinz Rußlands Grenze meiden, das jedoch nach zwei Jahren ihn für vereitelte Bewerbung mit der Krone Polens entschädigen zu wollen schien. Die Czarewna Proskowja hatte die Aufmerksamkeit des Portugiesen nicht erregt, da sie in diesen Tagen in geheimer Witwentrauer den Tod Iwan Mammonow's beklagte (st. 4. Juni), eines in Kriegs- und Friedensgeschäften erfahrenen Mannes, den Peter I. bis zu höhern Würden gehoben. Die früher schon zerrüttete Gesundheit von Joan's Tochter ward durch diesen schmerzlichen Verlust, den auch Anna durch ein prächtiges Leichenbegängniß ehrte, so angegriffen, daß sie schon im Herbste des folgenden Jahres starb. Mit Anna war nur noch die einsame Herzogin von Mecklenburg übrig, deren zunehmende Beleibtheit in Folge ihrer schlaffen Lebensweise kein hohes Alter versprach, und um so ernstlicher durfte daher die Bestimmung über die Nachfolge das sorgliche Cabinet beschäftigen. Auf mehrfaches Ansinnen Ostermann's und des Generaladjutanten trug Anna ihnen die Berathung auf, und sie legten ihr noch 1730 einen Plan vor, im

Sinne Peters I. über den Thron zu verfügen und denjenigen unter den Prinzen aus der zu schließenden Ehe der Nichte von Mecklenburg zu berufen, der ihr am besten gefiele; zunächst aber einen Vertrauten an die deutschen Höfe zu senden, um einen würdigen Gemahl für die Prinzessin zu suchen. Anna nahm diesen ernst gemeinten Vorschlag anfangs mit Gleichgültigkeit auf, und erwiderte den dringenden Ministern, „ihre Nichte sei noch zu jung, um an eine Heirath zu denken". Unruhiger war die besorgte Mutter, die Herzogin von Mecklenburg, die man oft mit Thränen ihre kaiserliche Schwester beschwören sah, ihre Tochter an den Hof zu nehmen und sie in dem griechischen Bekenntniß erziehen zu lassen. Gemahnt von dem kaiserlichen Beichtvater, dem Archimandriten von Troizka, gab Anna endlich darin nach, daß sie ihre Nichte adoptirte, welche später der protestantischen Kirche entsagte und statt ihrer frühern Namen Anna genannt wurde. Als nach der Bildung des geheimen Cabinets auch der erste Prälat des Reiches, der Erzbischof von Nowgorod, die Nothwendigkeit der Nachfolge predigte, ließ Anna sich die unbehaglich an das Ende ihrer Herrlichkeit erinnernde Maßregel gefallen und unterzeichnete die gewöhnliche Eidesformel, welche sehr geheimnißvoll im verschlossenen Palaste des Erzbischofs in vielen Tausend Exemplaren gedruckt wurde. In den letzten Tagen des Jahres berief man alle

weltlichen und geistlichen Großen an den Hof, in ihrer Mitte erklärte die Kaiserin, daß sie für gut befunden habe, ihnen die Eidesformel zur Beschwörung vorzulegen und wies die Versammlung an, in der Kathedrale herkömmliche Folge zu leisten. Man gehorchte, während Tag und Nacht die Regimenter unter den Waffen standen, Kanonen aufgeführt waren, um eine Meuterei rasch zu unterdrücken. Trübe Ahnung gebot der Kaiserin durch so trügerische Fessel die Gewissen ihrer Unterthanen zu binden; für das Glück ihres Hauses flößte Elisabeth Petrowna und die Partei der Altrussen ihr gerechte Besorgnisse ein, zumal Peter's Tochter, in ihrem Privatleben beunruhigt, Unmuth nicht verhehlen konnte. Noch bis zu Anna's Thronbesteigung hatte Schubin's des Sergeanten brutale Herrschaft gedauert, und die nachsichtige Kaiserin würde die unter so ungleichen Verhältnissen geknüpften Bande noch länger haben bestehen lassen, wären sie nicht durch scandalöse Scenen zur Öffentlichkeit gebracht worden. Da gebot Schicklichkeit ihr Einschreiten; Schubin wurde unvorbereitet nach Sibirien geschickt und schmachtete vergessen in einem unterirdischen Kerker bis auf die Umwälzung des Jahres 1741. Elisabeth, außer Stande ihrem sinnlichen Hange zu entsagen, wählte an Schubin's Stelle einen Vertrauten, den unser Bericht nur mit G. bezeichnet, und zog bei einer Entfernung desselben den Bruder des Oberkammerherrn

Gustav in ihren Zauberkreis, was Biron im Interesse der Familie zu billigen schien. Als jedoch im Decbr. 1730 G. heimkehrte und Zugang zur früheren Gönnerin zu finden wußte, erregte er die Eifersucht des gegenwärtig berechtigten Liebhabers; der ärgerliche Handel kam vor die Kaiserin, welche dem jungen Biron befahl, der Cesarewna nicht länger aufzuwarten, und dieser andeuten ließ, man würde sie in ein Kloster sperren, wenn ihr nicht gefiele, ihr Privatleben zu ändern. Unmuthig entzog sich Anna der Geburtstagsfeier Elisabeth's am 18. Decbr. 1730, und hätte ein Jahr später zur Sicherung ihres Geschlechtes den klugen Vorsatz ausgeführt, sie zur Nonne zu machen, wäre nicht der Oberkammerherr, wie durch einen guten Stern gewarnt, der Schutzredner der Ungebesserten geworden, die, aller politischen Heirathsplane ungeachtet, unvermählt geblieben, von allen Rechten das Recht ihrer Person am hartnäckigsten vertheidigte.

Sobald das russische Volk die religiöse Verpflichtung auf sich genommen, bearbeiteten Ostermann und Löwenwolde durch den Erzbischof die Kaiserin unablässig, den zweiten nöthigen Schritt einzuleiten und den Freiwerber für Anna von Mecklenburg an die deutschen Höfe zu senden. Zögernd gab sie nach, gewiß gegen Biron's Einflüsterungen, den seine Hoffnung höher trug, und ließ durch den Oberhofmarschall, den ältern Grafen Löwenwolde, welchen Schönheit,

feine Sitte, Milde und vollendete Hofbildung ohne pochenden Ehrgeiz zur Zierde jedes fürstlichen Haushalts gemacht haben würde, bei Ostermann anfragen, wen er zur Übernahme eines so delicaten und wichtigen Geschäftes geeignet hielte? Der Vicekanzler schlug den Generaladjutanten, und als den zweiten, im Fall der Verwerfung, seinen Bruder, den mecklenburgschen Gesandten vor. Anna gab dem Erstern den Auftrag, die deutschen Höfe zu bereisen, sich aber in keine Verbindlichkeit einzulassen, und, sobald als möglich zurückkehrend, ihrer Kritik die Resultate seiner Prinzenschau vorzulegen. Aber so vorsichtig das Cabinet in seiner Wahl zu Werke gegangen war, das Staatsgeheimniß kam bald zur Kenntniß des wiener Hofes, wohin den Abgeordneten die Musterung zuerst geführt hatte. Bei seiner Rückkehr entwarf Löwenwolde ein Bild aller von ihm beobachteten Fürstensöhne, und empfahl vor Andern den Markgrafen Karl von Brandenburg, Enkel des großen Kurfürsten, und den Prinzen Anton Ulrich von Braunschweig-Lüneburg-Bevern, Bruder der eben verlobten Kronprinzessin Elisabeth Christina von Preußen und Neffen der Gemahlin Kaiser Karl VI. Anna entschied sich für den Markgrafen, und bereits waren Unterhandlungen eingeleitet, welche der Kronprinz, aus Abneigung gegen die braunschweigische Prinzessin, gern auf sich gelenkt hätte und bereits mit Grumbkow darüber

correspondirte (Friedrich dachte aber nicht an die russische Krone, nur an die Mitgift von 3 Millionen), als die Intriguen des Feldzeugmeisters Grafen von Seckendorf, kaiserlichen Gesandten in Berlin, der in so naher Verbindung Rußlands mit Preußen Gefahr für das alternde Haus Habsburg witterte, das Heirathsgeschäft rückgängig machten. Indem nun die Politik des wiener Hofes die Aufmerksamkeit gewandt auf den Prinzen Anton Ulrich zurückzuführen wußte, beschloß die Kaiserin, diesen vorläufig kommen zu lassen, der zu seiner Zeit mit unfürstlicher Geduld die beklagenswertheste Freierrolle spielen und einen verhängnißollen Ehebund knüpfen wird.

In dem Grade war Anna, nach dem Rechte des Besitzes, bedacht, die Ansprüche des Peter'schen Zweiges in Vergessenheit zu bringen, daß sie im Hofkalender auf das J. 1731 den dort aufgenommenen Geburtstag des jungen Peter's von Holstein, Neffen der Elisabeth, mit ungnädiger Hand ausstrich und die bereits verbreiteten Exemplare wieder herbeizuschaffen befahl. Anderseits wollte sie ihre Erhebung als auf Erbrecht beruhend angesehen wissen, und feierte daher ihren Regierungsantritt nicht am $\frac{\text{25. Febr.}}{\text{8. März}}$, sondern am $^{20}/_{31}$. Jan. gleich nach dem Tode des Vorgängers.

Fünftes Capitel.

Hof nach St. Petersburg. Willkür. Äußere Politik. Wachsthum Biron's und seiner Familie. Feindschaft mit Münnich. Ungünstiges Bewerben des Prinzen von Braunschweig. Polnischer Wahlkrieg. Graf Lynar in Petersburg. — 1735.

Bisher hatte kein anderer Act der Verfolgung als die nothwendige Entfernung der Dolgorukoi die Herrschaft einer von Günstlingen umstellten Frau kund gethan. War das Schicksal einiger Glieder jener fürstlichen Familien doch sogar gemildert und der Feldmarschall an der Stelle des verdienten, im Ärger über eine Verleumdung gestorbenen Golitzün Präsident des Kriegsraths geworden. Aber am Ende des Jahres 1731 begann derselbe hochangesehene Russe den Reigen der Verbannten und Mishandelten, welcher, ohne Anna's persönlichen Despotismus, die Gefängnisse und Sibirien bevölkerte, mit jedem Jahre einen blutigern Charakter annahm und zunächst beurkundete, daß nicht eine über kleinliche Leidenschaften erhabene sittliche Einheit den Thron einnähme, sondern daß eine Mehrheit reizbarer, bürgerlich rachsüchtiger Persönlichkeiten des Blitzes einer schwachen Majestät

zu Privatfehden sich bediente. Ein tieferer Grund jener Verfolgungen wird später sich darthun. Wassilij Wlodomirowitsch ward mit seiner Frau und einigen Offizieren und Beamten unehrerbietiger Äußerungen über die Kaiserin, den Favoriten und anderer gefährlichen Anschläge beschuldigt, sie sämmtlich zum Tode verurtheilt. Anna milderte die Strafe in ewiges Gefängniß, erließ aber einen Cabinetsbefehl, welcher, als Zeichen der Schwäche, die Beförderung eines Dolgorukoi im Heere verbot, und schickte den Marschall nach Schlüsselburg, die andern zu verschiedenen Strafen nach Sibirien.

Einer drohenderen Wendung ging die Regierung entgegen, als Anna zu Anfang des Jahres 1732 Moskau verließ und ihren Sitz am 15. Jan. nach Petersburg verlegte. Münnich mißt sich das Verdienst bei, die Kaiserin zu einem Entschlusse vermocht zu haben, welcher den Ehrgeizigen dem Getriebe der Staatsgeschäfte, sein Kriegerleben dem Wendepunkte näher brachte. Gesteht er zwar selbst seine mangelhaften Kenntnisse in Angelegenheit des Auswärtigen und der Verwaltung, und sicherte sein Amt als Vorsitzer des Kriegscollegiums ihm die ehrenvollste Thätigkeit, so lockte ihn doch die Aussicht, in wichtigen Fällen zum Cabinet gerufen zu werden. Anna, dankbar für die Mühen des Mannes, der ihrem Throne Zuwachs von Glanz und Macht verhieß, für Verbesserungen

im Kriegsstaate, denen selbst Eugen von Savoyen die rühmlichste Anerkennung nicht vorenthielt, erhob Münnich am Ende des J. 1732 zum Generalfeldmarschall, zu einer Zeit, wo sein herrisches Benehmen und sein Einfluß ihm schon eine große Zahl Neider erregt und das gute Einverständniß mit Biron bedenklich gestört hatte. Münnich trug die Schuld, daß gleich nach der Ankunft der Kaiserin in Petersburg der Admiral Sivers, aus Peter's Schule, in Ungnade fiel. Der Seemann hatte in den stürmischen Märztagen 1730 gezögert, der Flotte den Treueid für die Souverainin abzufodern; Münnich, besser unterrichtet von den Hergängen in Moskau, war ihm in Bereitwilligkeit für die neue Herrscherin zuvorgekommen, und beförderte jetzt den Sturz des sonst untadeligen Dieners. Auch den Vicepräsidenten des Handelscollegiums, Heinrich Fick, welcher Peter I. als Spion in Schweden gedient und der von „republikanischen" Grundsätzen eingenommen, den beschränkenden Wahlvertrag für Anna entworfen hatte, traf erst jetzt ohne weitere Untersuchung die Verbannung, wahrscheinlich weil seine dreisten Reden über die Gebieterin und ihren Günstling die früher übersehene Straffälligkeit ins Gedächtniß rief. Auch Rumänzow, jener tüchtige General, welcher im Türkenkriege sich Lorberen gewann, verscherzte die Gunst der Kaiserin, indem er die ihm angetragene Verwaltung der Finanzen ablehnte; er ward auf seine

Güter nach Kasan entfernt. So trat die Willkür eines byzantinischen Hofes immer greller ans Licht, in Strafen, die mit Blitzesschnelle erfolgten, in unmotivirten Gnadenverleihungen, zu denen wir jedoch nicht den Rückruf der unglücklichen Familie Mentschikow rechnen wollen. — Die auswärtige Politik des Cabinets behauptete noch immer den Schein einer friedlichen. Der Vertrag zu Rädsche $\frac{21.\ \text{Jan.}}{1.\ \text{Febr.}}$ 1732 gab dem Schach von Persien die von Peter eroberten und kostbar zu erhaltenden Provinzen zum Theil zurück; auch die Mishelligkeit mit Dänemark, noch aus dem nordischen Kriege stammend, wurde am 26. Mai desselben Jahres durch ein Bündniß ausgeglichen, welches erklärlicher Weise den Eidam Peter des Großen, Karl Friedrich von Holstein, des russischen Beistandes beraubte. So gewann durch Ostermann's erhaltende Weisheit und Münnich's schaffenden Geist der Staat an innerer Haltung, und hielt die Kraft bereit, seinem politischen Willen unwiderstehlichen Nachdruck zu verleihen. Erdrückende Nachbarschaft empfand zunächst Kurland, welches das Cabinet schon als Eigenthum betrachtete, und Polen, über welches man, im Falle des Todes August II., einig mit Karl VI. und Friedrich Wilhelm I., zu Gunsten des portugiesischen Infanten zu verfügen gedachte; so lautete wenigstens der Vertrag, welchen der Oberstallmeister Löwenwolde am 13. Decbr. 1732 in Berlin abschloß.

Als die Einverleibung des Herzogthums in das Gebiet der Republik von neuem angeregt wurde, thaten Rußlands Gesandte zu Mitau und Warschau die ernsthaftesten Gegenvorstellungen, rückten russische Regimenter an die polnische Grenze und wurde wider Völkerrecht ein Abgeordneter des Adels, Fink von Finkenstein, der ohne Anna's Billigung nach Warschau gesendet werden sollte, unter starker Bedeckung über Riga nach Petersburg abgeführt. — Während der Kammerjunker dem Staatsruder immer näher trat, ward ihm auch schon im Auslande überraschendes Ansehn zu Theil. Zu dem großen blauen Bande mit dem polnischen Orden des weißen Adlers geschmückt, von Karl VI. zum deutschen Reichsgrafen erhoben, durch die verschwenderische Gnade seiner Freundin mit Reichthümern überschüttet, schien der ehemals so verachtete Kammerjunker auch dem stolzen kurischen Adel würdig genug, in ihre Genossenschaft aufgenommen zu werden. Den Groll des Gewaltigen zu versöhnen, beschloß die Ritterschaft in einem Landtagsabschiede vom Septbr. 1730 der jetzt florirenden „Bührenschen" Familie, welcher wegen ihrer Verdienste schon König Wladislaw empfohlen, das Indigenat zu ertheilen. Eine Nachricht sagt, Biron habe, als man ihm den Beschluß in einer goldenen Kapsel überreichte, sich verwundert, wie man ihm ein Recht ertheilen könne, das er bereits von Geburt besitze? Doch scheint er,

höhere Absichten im Auge, wenigstens jetzt nicht den frühern Übermuth der Ritterschaft gerügt zu haben, in deren Mitte er durch ansehnlichen Güterkauf sich ansässig machte. Geheimen Verdruß erregte ihm dagegen ein Brief des Chefs der Biron in Frankreich, welcher sich nach der Art erkundigte, wie er die Ehre habe, mit ihm verwandt zu sein. Der Pseudobiron, den Spott erkennend, antwortete lieber gar nicht; doch fiel der Ehrgeiz des Oberkammerherrn dem alten humoristischen Franzosen nicht unangenehm, der ja am Hofe des Philosophe bienfaisant einst laut lachte, als man die Unverschämtheit eines kleinen Apothekers, der sich gleichfalls seinen Namen beigelegt, straffällig fand. „Ist es nicht artig", sagte er in der muntersten Laune, „daß ein nordischer Fürst und ein lothringischer Quacksalber sich Beide in meinen Namen verliebt haben? Ich glaube, daß sie keinen bessern finden konnten, und das macht mir Ehre." —

Unser Biron, um wie eine Polypenpflanze die Person der Kaiserin, den Hof und Staat zu umstricken, hatte auch dafür Sorge getragen, seine Verwandten in bedeutende Stellungen einzudrängen und neue verwandtschaftliche Verbindungen zu schließen. Sein Bruder Karl, jener Trinker und narbenbedeckte Raufbold, stieg zur Würde eines General en Chef. Der jüngere Bruder, Gustav, ein rechtschaffener Mann, aber ohne hervorstechende Fähigkeiten, trat gleich als

Major in die neugebildete Garde von Ismailow, und ward darauf durch Anna zu Pfingsten 1732 mit Mentschikow's ältester Tochter Maria Alexandrewna, weiland Peter II. Braut, vermählt. Ein Vetter, Magnus von Biron, und ein Herr von Treyden standen gleichfalls schon in russischem Dienste. Einen andern tüchtigen Berather und Vertheidiger seiner Interessen führte noch 1732 Zufall nach Rußland und Wahl in seine Verwandtschaft. Ludolf August v. Bismark, aus einem angesehenen brandenburgischen Geschlechte, hatte vor einigen Jahren im Jähzorne zu Magdeburg seinen Aufwärter erstochen, nach Verbergung der Leiche das Weite gesucht, und war nur durch die Fürsprache des alten Feldmarschalls von Natzmer wieder in den Dienst des strengen königlichen Richters aufgenommen worden. Jetzt bei der Erledigung verschiedener Regimenter übergangen, verließ er Preußen und kam, wie unzählige militairische Abenteurer, nach Rußland. Durch Gewandtheit und soldatische Tüchtigkeit empfohlen, ward er in den Kreis Biron's, der ja auf schlüpfriger Bahn entschlossener Freunde bedurfte, gezogen und als Generalmajor mit dessen Schwägerin, einem Hoffräulein von Treyden, zu Pfingsten 1733 in Anwesenheit des kaiserlichen Hofes vermählt. Bismark leistete dem Schwager durch das Talent, zu versöhnen, wichtige Dienste und blieb bis zum Falle der Familie auf das Treuste ergeben.

So stand das Haus des Oberkammerherrn schon in den ersten Jahren zu Petersburg geschmückt mit *Allem* da, was Glanz verbreitet und Macht gewährt. Er selbst, zu fürstlicher Repräsentation von Natur erschaffen, prunkte in allerlei Liebhabereien, die seine Person noch adliger machten. Er gewann Pferde lieb, legte mit großem Aufwande Gestüte an, zu welchen er edle Thiere in Spanien, England, Neapel, Deutschland, ja in Persien und Arabien aufkaufte, erlernte in Petersburg die vollkommensten Reiterkünste, und tummelte fast täglich in der Manege seine stattlichen Rosse, oft unter den Augen der Kaiserin, welche in der Reitbahn die ausgefertigten Cabinetsbefehle zu unterzeichnen pflegte. Dessen ungeachtet konnte sein geselliges Talent, seine Unterhaltung nirgends aufrichtige Bewunderung gewinnen als bei der Herrin. Sagte doch häufig der boshafte Gesandte des wiener Hofes, Graf Ostein, „wenn Biron von *Pferden* oder zu *Pferden* spräche, rede er als *Mensch*; spräche er aber von *Menschen* oder zu *Menschen*, so rede er wie ein *Pferd*". Lächerliche Urtheile und Gerüchte anderer Art erzählte man in der Gesellschaft, daß er z. B. ganze Friedensdocumente in der Zerstreuung zerkäute und verschluckte und Ostermann sich dadurch veranlaßt gesehen hätte, nur Abschriften wichtiger Papiere im geheimen Rathe vorzulegen; doch ließ man ihm die Gerechtigkeit, einen

Digitized by Google

Fremden, welcher ihm die Kunst, Namensunterschriften auf das Ähnlichste nachzumalen, anbot, mit Wache über die Grenze geschickt zu haben. Eine so wenig motivirte, von vorn herein abgünstige, Gesinnung mußte einen verschlimmernden Eindruck auf den Mächtigen hervorbringen und ihn allmälig dazu treiben, despotisch seine Gewalt anzuwenden. Der erste Gegner, mit welchem es zu unausweichlichem Kampfe kam, war der Feldmarschall; in beider Männer Brust ward zeitig ein Groll entzündet, welcher, Jahre lang versteckt, dennoch die Gravöde sibirischer Verbannung und den Sturz Beider überdauerte.

Im Sept. 1732 hatte die Kaiserin mit ihrem Hofe das beendigte Werk Münnich's, den Ladogakanal, besucht, ihn in 24 Fahrzeugen, welche das künstlich angestaute Wasser trug, zur großen Genugthuung des stolzen Meisters beschifft. Kaum war sie von dieser Lustpartie, in deren Mitte sich der Feldmarschall als Held des Tages bewegte, nach Petersburg zurückgekehrt, als die erste Mishelligkeit zwischen Münnich und Biron ausbrach. Münnich hatte nämlich gleich nach der Ankunft des Hofes von Moskau sich dem Günstlinge so nothwendig zu machen gewußt, daß dieser Nichts unternahm ohne des Feldmarschalls Billigung. Galt doch dem brennend Ehrgeizigen Biron's Vertrauen nur als Weg zum Cabinet, wohin Kriegsangelegenheiten ihn allein rufen sollten.

Graf Ostermann, durch den verwegenen Eindringling auf einem Gebiete beunruhigt, welches er ausschließlich als sein betrachtete, suchte alsbald dem Oberkammerherrn Argwohn gegen den Feldmarschall einzuflößen, „dessen Absicht keine geringere sei, als das vollere Vertrauen der Kaiserin zu gewinnen; hätte er sich einmal festgesetzt, so würde er alle Nebenbuhler zu verdrängen und wahrscheinlich den Oberkammerherrn selbst zuerst zu stürzen suchen." Biron's Günstling, der Oberstallmeister Löwenwölde, unterstützte die Vorstellungen des schlauen Vicekanzlers als Feind Münnich's, und Beide setzten den Favoriten, der nie wie Mentschikow seines Verhältnisses zur Kaiserin mit Ruhe sich freuen konnte, in so peinliche Zweifel, daß er, um nicht plötzlich zu brechen, den Marschall zunächst mit lauernden Beobachtern umgab. Wenige Tage nach der Heimkehr vom Ladoga, wo Anna's Blicke besonders huldvoll auf dem Verdienten geruht hatten, erfuhr Biron widerliche Äußerungen desselben, und erkannte die Gefahr, welche Münnich's freier Zutritt zur Kaiserin unausbleiblich nach sich ziehen würde. Zitterte er doch nicht allein vor dem überlegenen Geiste des Feldmarschalls, sondern selbst für seine persönliche Geltung als älterer Liebling. So war denn keine Zeit zu verlieren, und der erste Schritt durch die Kenntniß der russischen Hofsitte geboten. Es galt, den Nebenbuhler aus der örtlichen Nähe

des Palastes zu verdrängen. Biron überredete die Kaiserin, das Haus, welches Münnich als Gouverneur der Hauptstadt inne hatte, dem seinigen und kaiserlichem Aufenthalte nahe, der jüngern Prinzessin von Mecklenburg einzuräumen und jenen jenseits der Newa, nach Wassilij Ostrow zu verweisen. Plötzlich erhielt Münnich Befehl, auszuziehen, und gewann vom Oberkammerherrn, der gern plötzlich allen persönlichen Verkehr des Marschalls mit dem Hofe abgeschnitten hätte, nicht einmal den Verzug weniger Tage, um mit Bequemlichkeit sein Hauswesen über den Strom zu führen. Wenn man weiß, daß im altrussischen Weiberregimente die Nähe der Wohnung am Palaste das Maß des kaiserlichen Vertrauens ist, und daß, wer bei der Kaiserin wohnt, als der Glücklichste gilt, so ermessen wir, wie viel Boden Münnich verloren hatte, als er über die Newa verbannt wurde. Er suchte auf alle Weise wiedereinzulenken; aber Biron schien gänzlich verändert, und wenn es auch gemeinschaftlichen Freunden gelang, sie einander wieder zu nähern, war die Versöhnung doch nur eine äußerliche, und seitdem betrachteten sich die Männer, — Ostermann noch im Interesse Biron's, — mit argwöhnischem Auge. Der Oberkammerherr weigerte sich nach diesem Vorfalle fast unartig das Geburtsfest des Feldmarschalls, zu welchem er nebst allen Vornehmen geladen war, mit seiner Gegenwart zu beehren. Gleich

darauf vereitelte Bismark's Vermählung einen sehnlichen Wunsch Münnich's, welcher seinem Sohne diese Partie zugedacht hatte, und eine am Ende des Jahres 1733 niedergesetzte Commission sprach so feindliche Gesinnung über die Civilverwaltung des Gouverneurs der Hauptstadt aus, daß dieser, des Anstifters Absicht erkennend, für rathsam hielt als krank einige Wochen das Haus zu hüten. Doch eröffneten die um diese Zeit ernstlicher werdenden polnischen Unruhen dem Feldherrn wieder den Zutritt zum Cabinet, und gaben dann dem keineswegs beruhigten Günstlinge Gelegenheit, den Gefürchteten weiter als über die Newa zu entfernen.

Im Verlauf so drohender Zwistigkeiten der ersten Männer des Reiches war auf die Einladung der Kaiserin Prinz Anton Ulrich von Braunschweig nach Petersburg gekommen (Febr. 1733), wie alle Welt vermuthete, das glänzendste Loos zu theilen. Aber der fürstliche Jüngling, klein von Gestalt und bei unbezweifeltem Muthe schüchtern und ängstlich in gesellschaftlichen Verhältnissen, war nicht geeignet, durch sein erstes Auftreten am Hofe dauernd günstige Eindrücke hervorzubringen. Er misfiel bald entschieden der Kaiserin und eben so der kleinen launenvollen Prinzessin, die, muthmaßlich die Erbin des russischen Thrones, schon früh lernte, ihren Eigensinn in ernstlichen Dingen geltend zu machen. Ihr Übertritt zur

griechischen Kirche hatte ihr die Liebe der Nation, die nach kaum 8 Jahren so gleichgültig sie ihrem Geschicke preisgab, zugewandt, und vor andern schwelgte ihre Mutter in einer Zukunft von grenzenloser Herrlichkeit. Mit herzlicher Liebe empfing sie den auserkornen Schwiegersohn, und hätte gewiß durch ihr natürliches Wohlwollen die Geduldprobe des beklagenswerthen Jünglings um Vieles gemildert, wäre sie nicht schon Juni desselben Jahres durch den Tod entrissen worden. Biron, dessen noch verhüllte Plane eine so zeitige Versorgung des Thrones durchkreuzte, zeigte sich nicht wenig thätig, die üble Gesinnung der Kaiserin in Betreff des geworbenen Prinzen zu verstärken. Man tadelte den schlechten Geschmack Löwenwolde's; da aber der Fehler, einmal begangen, ohne bedenkliche Folgen nicht gut gemacht werden konnte, gab man dem Getäuschten ein Kürassierregiment, entschädigte ihn für seine Reise und setzte zu seinem Unterhalte einige Tausend Rubel aus. So begann denn unter nicht zu entwirrenden Kabalen, unter Demüthigung und Spott, die fast siebenjährige Freierrolle des Guelfensprößlings, der ohne einen zuverlässigen Halt auf so perfidem Boden, sich unverdrossen bei Hofe einstellte, aber für alle linkisch ängstlichen Bestrebungen nur Kälte und höhnische Bemerkungen, für den Ausdruck zärtlichen Gefühls nur Zeichen des Überdrusses und der Geringschätzung davontrug. Die unentschlossene Kaiserin, durch Biron's

Einflüsterung und geheime Pläne irre gemacht, die Abneigung der jungen Anna, dazu der inzwischen eingetretene Tod seines Fürsprechers, des Oberstallmeisters, brachte sein Recht fast in Vergessenheit; das Geschick hätte ihm und seinem Hause das Leidvollste erspart, hätte nicht der Drang der Staatsinteressen ihn dieser Vergessenheit entzogen. —

Bis in die Mitte des J. 1733 hatte Europa, so entsetzlich heimgesucht durch den gleichzeitigen nordischen und spanischen Erbfolgekrieg, eine ziemlich allgemeine Ruhe genossen, als der Tod August II., Königs von Polen, auf einmal die politischen Leidenschaften fast aller Großmächte entzündete und die Reihe von Kriegen begann, welche 30 Jahre hindurch, mit geringer Unterbrechung, die blühendsten Länder unsers Weltheils zerrissen. Rußlands erster nachdrücklicher Ausschritt, fremde Verhältnisse nach seinem Willen zu gestalten, fremden Streit zu schlichten! Die adlige Republik Polen, deren Auflösung den Nachbarn schon damals eine leichte Aufgabe schien, hatte nach der unheilvollen Herrschaft des fremden Königs einmüthig beschlossen, einen Piasten oder eingebornen Edelmann zu wählen. Rußland und Östreich billigten den einer kräftigen Nation würdigen Entschluß, vergaßen die Verpflichtung des Löwenwoldischen Vertrags, bis auf den ehrlichen Friedrich Wilhelm, bestanden aber auf die Ausschließung des

Stanislav Lesczinski, Schwiegervaters Ludwig XV., der schon einmal kurze Zeit über sein zerrüttetes Vaterland geherrscht hatte. Doch der Kurfürst von Sachsen gewann durch Beitritt zur pragmatischen Sanction den Kaiser Karl VI., und erwirkte sich die Unterstützung Rußlands, dessen Heere sich an Polens Grenze sammelten, um den Fremdling auf den Thron zu heben. Der polnische Adel, in seinem Selbstgefühle verletzt und vertrauend den versprochenen Beistand Frankreichs, wählte auf dem Felde zu Kola am 12. Sept. 1733 den Stanislav, der sich auf geheimen Wegen in Warschau bereits eingefunden, zum zweiten Male zum Könige. Zu spät, die Wahl zu hindern, rückte der Feldzeugmeister Graf Lascy an der Spitze von 20,000 Russen gegen Warschau, und begegnete erst am 30. Sept. bei Praga einem Haufen bestochener, unzufriedener oder sächsisch gesinnter Edelleute, die, während der proclamirte Stanislav nach Danzig ging, um mit jener Stadt der Möglichkeit ausländischer Hilfe sich zu versichern, am 5. Oct. den Kurfürsten von Sachsen unter russischen Bajonetten zum Herrscher ausriefen. Der Übermacht räumte Lesczinski's Partei die Hauptstadt und zerstreute sich zum nationalen Aufstande in die Provinzen. Bald waren 50,000 Russen im Lande, das Feuer zu dämpfen; aber die Einmüthigkeit der Nation für Stanislav gebot von dem zersplitternden Kampfe ab-

zulassen und zuvörderst in Danzig das Haupt der Partei zu erdrücken. Lascy erschien Febr. 1734 mit 12,000 Mann im Gebiet der reichen Handelsstadt, deren wackere Bürger es wagten, den königlichen Schützling hinter ihren Mauern zu schirmen. Gegen so festen Willen und die dort vereinigten und kluggeleiteten Streitkräfte vermochte Lascy's kleines Heer nichts auszurichten; der Märzmonat begann ohne einen Erfolg der Belagerer. Da erschien zur Übernahme des Oberbefehls am 9. März der Feldmarschall Münnich. Biron, voll unruhigen Argwohns, glaubte sich des Nebenbuhlers nicht besser entledigen zu können, als indem er ihm mit dem Geheiß, nachdrücklich zu verfahren, aber ohne nachdrückliche Mittel, den polnischen Krieg auftragen ließ. Aber Münnich, jetzt Ritter des St. Andreasordens, vereitelte ruhmvoll das arglistige Ansinnen des Oberkammerherrn. Eilig zog er mehre Regimenter zusammen und schickte 7/18. März ein Manifest voll unerhörter, so unchristlicher Drohungen an die standhafte Bürgerschaft, daß ganz Europa Misbilligung äußerte und eine Sprache der Art nur dem Feldherrn eines ungebildeten Volkes zu Gute hielt. In der That verhöhnte Münnich, ein Russe geworden, milde Völkerrechtlichkeit des Jahrhunderts. Aber seine Streitkräfte reichten wol hin, polnische Entsatzversuche blutig heimzuweisen, nicht im unvorbereiteten Anlauf eine Festung ersten Ranges

zu zwingen. Es fehlte an Belagerungsgeschütz und Friedrich Wilhelm I., Neutralität behauptend, weigerte sich beharrlich, den Durchzug des russischen Geschützes durch sein Gebiet zu gestatten, wenn nicht den Bundesgenossen der Polen Gleiches erlaubt wäre. Münnich verwarf trotzig die Vermittlungsversuche des Königs, verschmähte es, in Person, wie Seckendorf rieth, vier riesige Rekruten nach Potsdam zu führen, benutzte aber endlich die zugestandene Neutralität, auf Postwagen vier Mörser durch preußisches Gebiet vor Danzig schaffen zu lassen. Die Verstimmung und die Drohungen des preußischen Herrschers, den er sonst sich geneigt wußte, verachtend, trieb Münnich in der Nacht des 9. Mai zum Sturm auf den Hagelsberg, der aber nach der rasendsten Aufopferung gänzlich mislang. Im Stillen triumphirten seine Gegner über den Verlust und glaubten seinen Stolz gebrochen. Als aber die französische, prahlerisch verkündete, Flotte mit einigen Tausend Mann auf der Rhede erschien, vernahm man aus seinem Munde den entsetzlichen Ausruf: „Gott sei gelobt, es fehlt in Rußland an Händen für die Bergwerke!“ Wir erkennen an dieser brutalen Äußerung, die gleichwol bei den Russen ihren Zweck, Vertrauen zu wecken, nicht verfehlte, wie weit bereits Münnich's Gemüth und deutsche Sinnesart in Rußland sich selbst verlernt hatten. Die nächsten Tage bewiesen, daß er kein leerer Prahler

sei; verstärkt durch ein sächsisches Hülfsheer nöthigte er die Franzosen gleich nach ihrer Landung und des Helden Plelo Fall die Waffen zu strecken und sich kriegsgefangen zu geben. Bei der Ankunft der russischen Flotte mit Belagerungsgeschütz fiel Weichselmünde und erbot sich die Bürgerschaft zu capituliren, während Stanislav, gerührt durch den Edelmuth der Danziger, um ihre Leiden zu enden, als Bauer verkleidet floh und nach tausend Gefahren, die der liebenswürdige Abenteurer so unnachahmlich selbst geschildert hat, sich in das Gebiet des wohlwollenden Friedrich Wilhelm I. nach Marienwerder rettete. Münnich wüthete, als ihm die köstlichste Beute entgangen war und begann das Bombardement von neuem, ließ aber dann Menschlichkeit vorwalten und gestattete den polnischen Herren, bis auf den Primas, Erzbischof von Gnesen, den französischen Gesandten und dem Grafen Poniatowski, ihre Freiheit. Danzig sollte mit 2 Millionen Thalern die Kühnheit büßen, den Waffen der Selbstherrscherin aller Reußen aus Unterthanenpflicht getrotzt und den geächteten König geschützt zu haben. Doch erließ Anna, als der Rath eine flehentliche Gesandtschaft nach Petersburg schickte und Weihrauch mit vollen Händen streute, die eine Hälfte; von der andern bekam Biron aber 180,000 Thaler und erkaufte dafür die Standesherrschaft Wartenberg in Schlesien. —

Als Münnich auf diese Weise, freilich mit schonungs-

loser Preisgebung des Heeres, seinen Willen erreicht hatte, er dem dankbaren Könige August in Oliva die Gefangenen vorgeführt, unterwarf allmälig das in Polen zurückgebliebene russische Heer einem aufgedrungenen Herrscher den störrigen Adel. Wäre es in Petersburg Ernst gewesen, den vertriebenen Stanislav aus seinem Schutzort Königsberg mit offener Gewalt fortzuführen, wie Anna durch Münnich in den stärksten Ausdrücken drohen ließ, so würde sie keinen rücksichtsloseren Vollbringer solcher Gewaltthätigkeit gefunden haben als den Feldmarschall. Ungeachtet Münnich in seinem Thun durch das Geheiß der Gebieterin entschuldigt wurde, konnte es doch nicht fehlen, daß die Freunde und Parteigänger des „Philosophe bienfaisant" in Schriften seinen Charakter auf das heftigste angriffen; Verunglimpfungen, zum Theil der königlichen Feder selbst, die ihm noch im Greisenalter die Glut des Zornes durch die Adern jagten.

Unterdessen Frankreich seinen Schützling und den Vater seiner Königin der russischen Gewalt preisgab, hatte es klüglich durch einen Angriff auf die Rheinlande und Italien den deutschen Kaiser seine Einmischung in die polnischen Händel büßen lassen. Anna, wiederholt um Hülfe angegangen, befahl dem Grafen Lascy 12,000 Mann an den Rhein gegen die Franzosen zu führen. Aus den Winterquartieren an der schlesischen Grenze rückten im Frühjahre 1735 die

Russen durch Böhmen und die Oberpfalz an den Rhein, und zum ersten Male erblickte das südliche Deutschland ein Heer der gefürchteten Moskowiten, deren bewundernswürdige Mannszucht und Ordnung, ein Werk des Feldmarschalls, verkündeten, wie mächtig in europäischer Sittigung der nordische Nachbar seit Peter's Zügen vorgeschritten war. In ihren Feldherren, dem unter den Waffen ergrauten schweigsamen Lascy und dem milden, über die Sitte seines Standes gebildeten Jakob Keith, welchen die kirchlich-politischen Wirren seines Vaterlandes 1729 in russische Dienste getrieben, lebte aber ein solches Bewußtsein der Würde ihres Staates, daß der letztgenannte Schotte bei einer Musterung vor einem östreichischen General nicht Anstand nahm, von einem Erzherzoge von Östreich zu sprechen, als im hochfahrenden Tone der andere seiner Gebieterin den Kaisertitel versagte und sie Czarin nannte. Dieses Selbstgefühl verdroß den habsburgischen Stolz dermaßen, daß es nicht selten zu Mishelligkeiten zwischen den russischen Heerführern, zumal Keith, und den kaiserlichen, kam, während die alten russischen und deutschen Soldaten sich wunderten, wie Eugen und Lascy, ihre greisen, wortkargen Feldherren, sich einander zu Schwätzern gemacht hatten. Groß war die Befriedigung des russischen Cabinets, als das Erscheinen des Hülfscorps am Rhein (Juni 1735) die wiener Präliminarien alsbald nach sich zog.

Deutschland, die Kosten der streitigen Königswahl in Polen bezahlend, büßte nichtsdestoweniger die Vormauer gegen Frankreich, Lothringen, ein.

Münnich's rasche, schonungslose Kriegsart, zumal der misglückte Sturm auf den Hagelsberg, hatte den lauernden Feinden manche Gelegenheit geboten, ihn bei der Kaiserin zu verleumden. Vergaß sich doch ihr Neid auf den Erfolg des Feldmarschalls so weit, daß sie im ernstlichsten Drange der Umstände den Ungehorsam seiner Unterbefehlshaber in Schutz nahmen. General Louberas hatte sich geweigert, auf Münnich's Gebot seine Regimenter aus Warschau nach Danzig zu führen, war darauf verhaftet und entsetzt worden, entging aber durch die Fürsprache des Oberstallmeisters jeder Strafe eines zweimaligen Ungehorsams. Die Erscheinung des siegreichen Helden in Petersburg zerstreute jedoch leicht die Nebel der Verleumdung; er wurde 1735 wieder nach Warschau geschickt, unterdrückte die letzte nachhaltige Widerspenstigkeit und eilte, nachdem er Rußlands zerstörenden Einfluß auf Polen dauernd befestigt hatte, mit dem weißen Adlerorden geschmückt, am Ende des Jahres auf den großartigsten Schauplatz seines Kriegerlebens.

Während so machtvoll Rußland seine Dazwischenkunft dem bewegten Europa aufnöthigte, verrieth die Einheit seines politischen Willens dem Auslande nicht, daß die persönliche Zusammensetzung des Cabinets

Wechsel und Zerwürfniß erfahren. Der Tod des Großkanzlers Grafen Golowkin (Jan. 1734), in den Arbeiten des Cabinets durch Selbständigkeit wenig bemerkt, hatte die dritte Ministerstelle erledigt. Anna's wachsende Liebe zur Ruhe und zum bequemen Genusse, ihr unerschütterliches Vertrauen auf die Einsicht des Günstlings, machte es diesem von Tag zu Tag leichter, das Heft der Regierung an sich zu nehmen. Daß die Herrschaft so bestellt sei, war keinem fremden Hofe ein Geheimniß. Äußerte doch in seinem Verdrusse über Rußland und Münnich Friedrich Wilhelm I. selbst bei offener Tafel: Rußland werde durch eine Frau und einen Favoriten regiert; jene sei durch Complimente, dieser durch Geld zu gewinnen. Letzteres ist nun freilich in Beziehung auf den berliner Hof eine Unwahrheit, indem der kluge Biron, statt Geschenke von Preußen zu empfangen, durch Suhm dem kärglich gehaltenen Kronprinzen bedeutende Summen vorstreckte, als nirgends für die zerrütteten Finanzen eine Aushülfe sich darbot.

Des Oberkammerherrn umsichgreifende Herrschsucht mochte Ostermann längere Zeit getragen haben; während des polnischen Krieges war das Verhältniß beider Männer ein so gespanntes, daß Biron, um jenen niederzuhalten, sich mit dem früher so feindseligen Jaguschinskij versöhnte und ihn statt Golowkin's ins Cabinet nahm. So vereinigte dasselbe zwar die zwie-

spältigsten Elemente, aber die patriotische Gesinnung beider Minister — Czerkaskoi war auf Ostermann's Seite — verstand sich über den Nutzen des Staates. Ostermann, etwa im Laufe des J. 1735 vom auffahrenden Oberkammerherrn empfindlich in seiner Ehre gekränkt, hielt es für rathsam, persönlicher Mishandlung auszuweichen. Die zunehmende Schwäche seiner Gesundheit, zumal gichtische Lähmung in beiden Beinen, liehen ihm den Vorwand, von den mündlichen Berathungen des Cabinets fern zu bleiben. Über fünf Jahre hütete er das Haus, suchte, des Hoflebens überdrüssig, den Kreis seiner Thätigkeit immer mehr auf seine nächsten Pflichten zu verengen, wurde jedoch bei jedem wichtigen Staatsgeschäfte um seine, gemeinhin den Ausschlag gebende, Meinung befragt. In Person seine Würden am Hofe bekleidend finden wir ihn noch bei der Abschiedsaudienz der Danziger am 16/27. Mai 1735, die er auf ihre kläglichen Gehorsamserbietungen des allerhöchsten Wohlwollens versicherte. Der Senat war gänzlich außer Mitwirkung, fast außer Thätigkeit. In die Versammlung kamen nur 5 bis 6 Personen, unter ihm Wassilij Nowosilzow und Semen Sukin, welcher wegen erwiesener Untreue Untersuchung fürchtete. Der Feldmarschall Trubetzkoi zeigte sich nur, wenn seine persönlichen Angelegenheiten verhandelt wurden. So fand schon 1734 der Verfasser der „Moskowitischen Briefe"

das erlauchte Collegium, den zerbrochenen Schaffirow an seiner Spitze, umschwärmt von müßigen Schreibern.

Viele unbedeutende Leute mochten in diesen Jahren mit der höchsten Ungnade gestraft sein; einen politischen Charakter trug nur der Proceß des Knjäs Alexander Czerkaskoi, wirklichen Staatsraths und Gouverneurs von Smolensk, welcher Nov. 1734 in die „dschiganischen Winterwohnungen" auf Lebenszeit „ins Elend" geschickt wurde, weil er angeblich im Namen des smolenskischen Adels aufrühreischen Briefwechsel mit fremden Mächten, wol mit dem stammverwandten Polen, geführt und in unanständigen Reden gegen die Kaiserin sich vergangen. Von selbst versteht es sich, daß keine kleine Zahl anderer Personen, zumal die Hausgenossenschaft, den Unglücklichen begleiten mußte.

Die Bewerbungen des jungen Prinzen von Braunschweig gewährten noch kaum etwas Anderes, als Verdruß und Kränkungen. Als der Prinz seinem Vater sein Leid klagte und dieser Misvergnügen über die, seinem Sohne beigegebenen Cavaliere, unter denen Biron's Schwager, der Kammerjunker von Treyden, der angesehnste war, in einem Briefe an Bismark zu erkennen gab, wurde das Übel noch ärger. Um bei der jungen Anna das mögliche Aufkeimen einer Neigung für Anton Ulrich zu verhindern, mußte die

Kaiserin ihr untersagen, viel mit dem fürstlichen Jünglinge zu reden. Da Biron immer fürchtete, ginge die Heirath dennoch in Erfüllung, das Herzogthum Kurland, das Ziel seines stillen Bestrebens, zu verlieren, so war er bedacht, eine ungeregelte Liebe im Herzen der jetzt 17jährigen Prinzessin aufwuchern zu lassen. Leider hatte schon die Erziehung der jungen Anna am Weiberhofe zu Ismailow, zumal die sittliche Indolenz der eigenen Mutter, den Grund zu einem müßigen, tändelnden, Ernst und Würde vernachlässigenden Wesen gelegt, und die Zärtlichkeit der Kaiserin für die Nichte, welche sie in ihrem Palaste auf großem Fuße eingerichtet, das schlaffe moralische Gefühl, das den Hof umwehte, in der Empfänglichen bereits Gelüste erregt, denen sie sich, als dereinstige Selbstherrscherin aller Reußen, rückhaltslos hingeben zu können glaubte. Obenein war die Wahl ihrer Großgouvernante, Madame de Aderkaß, keine vorsichtige zu nennen. So fand Biron's Arglist einen vorbereiteten Boden, als er den sächsisch-polnischen Gesandten, den verführerisch schönen Grafen Moritz Karl zu Lynar, Bruder des später bekannten frommen dänischen Ministers Rochus Friedrich, ermuthigte, der Prinzessin zärtliche Aufmerksamkeit zu widmen. Die pflichtvergessene Aufseherin begünstigte eine Annäherung, welche für die Ehre und das Herrscherglück der joan'schen Familie so unheilvoll ausschlug.

Aber der Grund unzweideutiger Kälte Anna's gegen den armen Braunschweig entging nicht dem kaiserlichen Minister Ostein. Im Interesse seines Hofes entdeckte er die Intriguen der Kaiserin, welche im Juli 1735 die Dame Aderkaß ohne Abschied nach Kronstadt und aus dem Reiche schickte, einen Kammerjunker Brilkin, welcher gleichfalls um den Liebeshandel wußte, in ein Regiment nach Kasan versetzte, und in guter Weise den Grafen Lynar, der seine Augen so hoch zu heben wagte, aus Petersburg entfernte. Der Oberkammerherr wußte sich gegen üble Folgen zu sichern und hatte wenigstens den Triumph, den Bräutigam an seinen Wünschen fast verzagen zu sehen.

Sechstes Capitel.

Krieg mit der Pforte. Münnich's Größe als Feldherr. Biron wird Herzog von Kurland. Frieden von Belgrad. 1739.

So war die Stellung des Cabinets, so die Beschaffenheit des Hofes, der neue König von Polen auf seinem Throne befestigt, das zweideutige Schweden durch ein Bündniß an Rußland gebunden, der Schach von Persien in seinem Kriege gegen die Pforte

ermuthigt, als die Staatslenker sich gedrungen glaubten, einen lang vorbereiteten Entschluß, welcher ein Bedürfniß des russischen Selbstgefühls geworden, auszuführen. Peter der Große hatte die Rache für den Schimpf am Pruth verschieben müssen, der Großstallmeister Löwenwolde, bei dem Regierungsantritte Anna's auf die mächtigen Kriegsrüstungen des Vorgängers am Don und Dniepr hindeutend, die Kaiserin für ein so glorreiches Unternehmen zu erwärmen gesucht; aber die polnischen Unruhen waren hindernd dazwischengetreten. Jetzt nun, da der französische Gesandte heimlich die Pforte zum Bruche mit Rußland drängte, der abenteuerliche Renegat Graf Bonneval mit den Gefährten an einer Umgestaltung des türkischen Heerwesens arbeitete, die zu spät nach fast einem Jahrhunderte dem Großherrn als letzte Bürgschaft seiner Erhaltung nöthig schien, nahm Rußland die räuberischen Einfälle der krimmschen Tataren, Vasallen der Pforte, zum Vorwand, die Waffen zu ergreifen. Ostermann war nicht für einen Krieg, welcher, keinen thatsächlichen Vortheil verheißend, dem Staate ungeheure Summen an Geld und Menschen kosten mußte; er rieth vielmehr das Heer allein zur Bestrafung der krimmschen Tataren zu verwenden und das Einverständniß mit der Pforte zu erhalten; auch Münnich zeigte sich Anfangs einem doppelten Kampfe abgeneigt, zumal der wiener Frieden noch nicht zum

Schlusse gekommen; indessen der große weltgeschichtliche Beruf Rußlands riß alle Bedenklichkeiten, welche der Augenblick rechtfertigte, mit sich fort, und nach dem ungeschickten Beginne der Operationen in der Ukraine und der Krimm (Herbst 1735) unterzeichnete Anna mit zitternder Hand die Erklärung des Krieges, welcher in Strömen vergossenen Blutes das Selbstgefühl des russischen Soldaten erwachsen ließ, Münnich's Namen zur Bewunderung der gebildeten Welt, zum Grauen der Moslemin erhob, den Mann selbst mit dem maßlosesten Stolze erfüllte. Wir deuten, wie billig, auch hier nur den allgemeinen Gang an und heben nur solche Züge heraus, welche den sittlichen Gehalt der Zeit charakterisiren und das angelegte Bild der Personen vervollständigen.

Vom königlichen Hoflager zu Warschau im Herbst 1735 nach der Ukraine berufen, benutzte Münnich die Winterszeit zu zweckmäßigen Vorkehrungen gegen die Türken und Tataren, leitete im Frühjahre in Person die Belagerung Asows ein und rückte im Mai mit dem Hauptheere in die Krimm, während Kalmücken, die unterworfenen Kosaken und asiatische Horden den Krieg an allen Grenzen der türkischen Vasallenstaaten eröffneten. Er durchbrach die Linie von Perekop, ohne einen Feind zu finden, nahm Coslow und Bakschi Sarai, und kehrte, alles Wohnliche verwüstend, durch die Sommerglut, durch Krankheit

und Mangel im unwirthlichen Lande genöthigt, in die Ukraine zurück, unterdeß Feldmarschall Lascy, aus Deutschland heimgekehrt, Asow vollends bezwang. Münnich's Name hallte im Auslande wieder, in Rußland selbst klagte man ihn des Heerverderbs an, weil der Zug, aller angewandten Sorgfalt ungeachtet, 30,000 Mann gekostet habe. Dennoch blickte Münnich mit Stolz auf seine That, kümmerte sich nicht um Unzufriedenheit, strafte unnachsichtlich und brachte die hämischen Gegner zum Schweigen, an der Spitze derselben den Prinzen von Hessen-Homburg, der 1723 mit seinem Bruder unter den deutschen Fürsten geworben, bis zum Generalfeldzeugmeister gestiegen, aber wegen Untüchtigkeit, Ränke und Ungehorsam bei allen Gutdenkenden verächtlich geworden war. Nicht einverstanden mit dem kühnen Fortrücken des Feldmarschalls in die Krimm, unterstützte er murrende Soldaten, mit Verlästerung des Oberfeldherrn, und wagte einer meuterischen Partei den Vorschlag zu machen, im Falle Münnich noch weiter vordränge, ihn zu verhaften, abzusetzen und dem Ältesten unter ihnen das Commando zu geben. Aber Furcht vor der durchgreifenden Strenge Münnich's hielt sie im Zaum; der Prinz mußte sich begnügen, durch einen heimlichen Brief an den Oberkammerherrn seine Klagen bei Hofe anzubringen. Biron sandte, um das Feuer anzuschüren, den Brief an Münnich und so entzündete sich ein tödt-

licher, dem Heere verderblicher Haß zwischen dem Feldmarschall und dem Prinzen, den nur seine fürstliche Abkunft schützte. Dennoch faßten die Feinde am Hofe die Klagen auf; ein Kriegsgericht, zu dessen Vorsitze der zwar rechtliche, aber gleichfalls mit Münnich zerfallene Lascy bestimmt war, sollte sein Betragen untersuchen; da eilte dieser aus dem Winterquartiere nach Petersburg, beschämte durch seine Rechtfertigung die Gegner, deren entschlossenster, der Oberhofstallmeister, am Ende des vorigen Jahres gestorben war. Reich beschenkt von der Kaiserin, welche seine Beredtsamkeit leicht zur Fortsetzung des kostbaren Krieges vermochte, ging er wieder nach Kiew, um mit dem Frühjahre 1737 den Kampf nachdrücklicher zu beginnen.

Für den mörderischen, aber noch ruhmvolleren Feldzug hatte Münnich sich wohlwollender, erfahrner Streitgenossen, Jakob Keith's, Löwendal's, Rumänzow's und auch des jungen Prinzen von Braunschweig zu erfreuen, der als Erbtheil seines Hauses überraschende Beweise kriegerischen Muthes ablegte. Hämisch durch Biron bei der Kaiserin verleumdet, als habe er nicht Lust, seinem Regiment in den Krieg zu folgen, erbat sich Anton Ulrich ungeduldig die Erlaubniß, als Freiwilliger zum Heere gehen zu dürfen. Als Anna sie willig ertheilte, setzte sich Biron wieder dagegen, ließ ihn aber dann mit Empfehlungsbriefen an Münnich

in das gefahrvolle Unternehmen ziehen, hoffend, daß unbesonnener Muth dem Jünglinge vielleicht den Tod brächte.

Mit 70,000 Mann ging Münnich im Mai über den Dniepr, im Juni über den Bog und erreichte, in ungeheuern Vierecken marschirend, die Tausende von Wagen und Kameelen in der Mitte, am 10. Juli die starke Festung Otschakow. Es galt dies Mal den Türken, deren Heer um Bender sich sammelte, wie im vorigen Jahre den Tataren. Trubetzkoi blieb aus mit der Flotte, welche Lebensmittel und schweres Geschütz den Dniepr hinunterführen sollte; zu säumen war unmöglich, abzuziehen fügte Schimpf zum Schaden. Darum trieb Münnich zum unverzögerten Angriff, ließ in der Nacht vom 12/13. Juni fast aus dem Steggreif stürmen. Schon waren viele todestrotzige Männer gefallen; schon blutete Keith, ohne Widerrede die schonungslosesten Befehle Münnich's erfüllend, Löwendal; der Feldmarschall selbst mit einem Blicke die Folgen ermessend, die für ihn an einem Hofe, wie Petersburg, Niederlage und Rückzug haben mußten, ließ den Degen sinken, gab Alles verloren. Ihn ermunterte Anton Ulrich zur Standhaftigkeit; da unterstützte das Glück den unüberlegten Muth; ein Feuer erfaßte gegen 9 Uhr Morgens das große Pulvermagazin, welches 6000 Türken unter den Trümmern begrub, und die weiße Fahne erschien auf

den erschütterten Bastionen, die Tags vorher noch 20,000 Moslemin vertheidigten. Münnich, wohlwissend, wie das blinde Vertrauen, durch ungezählte Opfer Alles zu überwinden, ihn dem Verderben nahe gebracht, zollte dem edeln Keith Dank, den dieser zurückwies, lobte die Tapferkeit des unerschrocknen jungen Guelfen in einem Brief an dessen Mutter, gab den Befehl der rasch aus ihren Trümmern hergestellten Feste dem Generalmajor von Stoffeln, und zog dann wieder nach der Ukraine zurück, wohin auch mit dem andern Heere Graf Lascy aus der furchtbar verwüsteten Halbinsel sich heimgewandt. Dem rechten Manne war das kaum haltbare Otschakow anvertraut worden; im Spätherbst schlug Stoffeln den heftigen Anfall der Türken mit Strömen von Blut zurück.

Inzwischen hatte das alternde Haus Habsburg, ermuntert durch den Erfolg der Russen und den mit Katharina I. geschlossenen Bündnissen gemäß, gleichfalls die Waffen ergriffen und — ohne fähige Generale (Eugen war Jahres zuvor gestorben), — ohne geordnete Finanzen, — den Krieg an der ungarischen Grenze mit geringem Glücke bereits begonnen, während man noch auf dem Congresse zu Nemirow am Bog um den Frieden unterhandelte. In Petersburg, wohin Münnich aus Poltawa, seinem Hauptquartiere, geeilt war, bemühte sich der östreichische Gesandte, von der Kaiserin ein russisches Heer zur Unterstützung

eines Angriffes an der Donau zu erwirken. Aber Münnich, voll Groll gegen den Hochmuth des wiener Hofes, vereitelte dieses Ansinnen durch triftige Gründe und kümmerte sich wenig um die Erbitterung von Bundesgenossen, denen er seine Geringschätzung unverdeckt zu erkennen gab.

Wie Münnich durch das Glück gewaltiger Kriegsführung sich fürs erste nur ideale Güter des Ruhmes errungen, hatte der Oberkammerherr auf leichterem Wege einen Fürstenhut gewonnen und sein Haus für immer erhöht. Der alte Ferdinand Kettler, der, Erben zu erzielen, noch einmal im 75sten Jahre sich vermählt hatte, starb am 4. Mai 1737 und ließ ein Wahlrecht eintreten, welchem russische Drohungen und König August III. Dank bisher Gültigkeit erhalten. Da schon beide polnische Könige, des Oberkammerherrn Einfluß sich zu sichern, ihm in der Stille mehrmals das Lehen im Falle der Erledigung angetragen, auch bereits durch ungeheure Summen die einflußreichsten Stimmen erkauft waren, konnte Biron jetzt leicht über andere Bewerber siegen. Ungesäumt rückte Bismark, Befehlshaber von Riga, in das Herzogthum ein, um erfoderlichen Falls die Empfehlung der Kaiserin für Biron, welche der Kammerjunker von Butlar überbrachte, zu unterstützen. Die willenlose Ritterschaft hatte nichts Eiligeres zu thun, als auf den 25. Juni eine „brüderliche Conferenz"

nach Mitau auszuschreiben, welche schon folgenden Tags in der Hauptkirche, die mit mehren Schwadronen Reiter umstellt war, nach Anrufung des heiligen Geistes, den Grafen Johann Ernst von Biron einmüthig zum Herzog von Kurland und Semgallen erwählte. Kirchliche Feier und festliche Schmausereien beschlossen einen Tag, an welchem der eitle Adel mit seinem ertrotzten Rechte sich brüstete; ein Selbstgefühl, das lächerlich genug mit der Sprache contrastirte, in welcher die Wahlurkunde verfaßt war. Der Hof- und Jagdjunker von Hahn überbrachte dieselbe nach Petersburg; der neue Herzog zögerte nicht, das „Pactum bilaterale" zu unterzeichnen; das königliche Genehmigungsdiplom erfolgte im Juli von Fraustadt aus, sowie später die feierliche Belehnung.

So hatte denn der Emporkömmling, in die Reihe Land besitzender Fürsten aufgenommen, ein lohnendes Ziel erreicht, welches sein maßloser Ehrgeiz jedoch nur als Stufe betrachtete zu noch höherem Aufschwunge. Aber die Herrschsucht findet zunächst ihre Strafe in der Entartung des Gemüthes, in den unsittlichen Mitteln, zu welchen sie gedrungen wird, um Gewonnenes zu schützen, noch Unerreichtes zu erobern. Viel edles Blut mußte noch fließen, zahlloses Elend über Tausende verbreitet werden, ehe der, unvermerkt sich selbst Entfremdete einen Moment der Befriedigung genoß. Zunächst büßte der

kurländische Adel seinen Aristokratismus, der jedes Gemeinsinns ermangelte. Biron, Gebieter Derjenigen geworden, die ihn früher verschmäht hatten, rächte jetzt das Erfahrne und herrschte, unbekümmert um den gegenseitigen Vertrag, mit eisernem Scepter über die verwöhnten kleinen Despoten. Rücksichtslos vermehrte der Gewinnsüchtige seine Einkünfte; Niemand durfte ein freies Wort wagen, ohne daß Verbannung nach Sibirien auf dem Fuße folgte. Wer in Verdacht kühner Äußerungen gerieth, sah sich plötzlich mitten in seiner Häuslichkeit von verkappten Dienern des Tyrannen ergriffen und in die entlegensten Provinzen des russischen Reiches geführt. So stand ein Herr von Sacken eines Abends vor seinem Landhause, als Unbekannte ihn packten, in einen verdeckten Wagen warfen und ihn fast zwei Jahre, ohne daß er das Gesicht seiner Führer erkennen konnte, von Provinz zu Provinz schleppten. In einer Nacht spannt man die Pferde ab, läßt den Gefangenen in seinem Wagen liegen. Dieser, glaubend, man werde die endlose Wanderung bald wiederbeginnen, erwartet geduldig den Morgen. Als seine Führer nicht erscheinen, schärft er das Gehör und vernimmt kurische Sprache um seinen Käfig; er eröffnet denselben und sieht sich vor der Thür seines Landhauses. Auf die Klagen spielte der Herzog die Komödie ungeirrt weiter, wies den Herrn von Sacken an den kaiserlichen Hof,

von wo er den beruhigenden Bescheid erhielt, man würde mit der äußersten Strenge verfahren, wenn er im Stande sei, den Urheber der seltsamen Entführung zu entdecken.

Die herzogliche Würde umkleidete Biron's amtliche Stellung zum russischen Hofe mit fast selbständigem Glanze und steigerte sein Ansehn bei den auswärtigen Mächten. Die französischen Birons beglückwünschten den Vetter; Kaiser Karl VI. begrüßte den Fürsten mit „Durchlaucht". Großartiger wurde der Prunk seines Haushalts, seine Frau, unklug die frühere Bescheidenheit ablegend, betrug sich als regierende Fürstin, ertheilte Audienz auf einem thronartigen Sessel, streckte beide Hände zum Kusse aus, versicherte die geschmeidigen Höflinge ihrer „hohen Gewogenheit". Aber ungeachtet der unermeßlichen Reichthümer, welche aus vielen Quellen dem Günstlingspaare zuflossen, der strahlenden Brillanten, mit denen sie, wie keine Königin, bedeckt war, erwies sie gegen ihre Dienerschaft eine Kargheit, welche an die eng wirthschaftlichen Verhältnisse einer kurischen Landedelfrau zurückerinnerte. Biron's Söhne, mit einer zärtlichen Aufmerksamkeit der Kaiserin erzogen, welche der Misdeutung fähig war, wurden jetzt fast als Prinzen vom Geblüt betrachtet und berechtigten den Vater zu einer Zukunft, welche durch keinen andern weltlichen Glanz überboten werden sollte. Sein Erbprinz Peter,

schon als Knabe mit dem Titel des russischen Oberjägermeisters geschmückt, erhielt ein Kürassierregiment und mit seinem Bruder Karl 1738, durch eine ausdrückliche königliche Sendung, den weißen Adlerorden. Zu Peter's Belehrung und Belustigung wurde, wie einst für den jungen Kaiser, eine kleine Festung aufgeführt und im August d. J. von dem kleinen Feldherrn nach zweitägiger Miniaturbelagerung erstürmt, unter den Augen der Kaiserin, aus denen fast mütterliche Freude über den Muth und die Geschicklichkeit Peter's von Kurland glänzte. Zu welchen Hoffnungen Biron seine Kinder erzog, wird noch näher erörtert werden; im Übrigen war er klug genug, als Herzog seine Oberkammerherrnwürde nicht aufzugeben, welche ihn zur unmittelbaren Nähe um die Person der Kaiserin befugte.

Der dritte Feldzug gegen die Türken 1738, zu welchem das Heer aus weitläuftigen Winterquartieren zusammenrückte, führte durch steppenartige Öde erst zu Anfang August die geschwächten Scharen an den Dniester gegen den Feind, der jenseits mit 60,000 Mann verschanzt lag. Ihn anzugreifen, schien auch Münnich unmöglich, und da Mangel in dem mit unerläßlichem Trosse beladenen Heere sich meldete, verschob er das Unternehmen auf Bender und Chotzim und führte, zum Theil über polnisches Gebiet, die durch Krankheit und Anfall neckender Tataren

verminderten Truppen im September wieder gegen die Ukraine. Auch Lascy's Feldzug in die Krimm hatte keine dauernde Frucht gewonnen, das Endziel, die Festung Kaffa, nicht erreicht. Kaum waren die Ermüdeten dem Bog nahe, als ein Befehl des Hofes einlief, „Münnich solle über den Dniestr zurück, auf Bender oder Chotzim". Wiederum hatten die Klagen des wiener Cabinets über Münnich's unthätigen Eigensinn in Petersburg Gehör gefunden und die heimischen Gegner zu so bestimmten Foderungen veranlaßt. Der Feldmarschall fragte um die Meinung seiner Generale, und beschwichtigte die Kaiserin durch das einstimmige Urtheil derselben, „auch mit Aufopferung des ganzen Heeres sei die Ausführung des Befehls unmöglich". In verstärkter Erbitterung über die, Unbilliges verlangenden, Bundesgenossen, eilte Münnich nach Petersburg, und vereitelte durch gründliche Darlegung der Verhältnisse, der Biron wie Anna zugänglich war, den Wunsch der Östreicher, mit einem starken russischen Hülfsheere in Ungarn die kaiserlichen Streitkräfte zu vermehren.

Rußlands kolossaler Wille, die im Drange der Umstände aufgegebenen Vortheile wiederzuerobern, setzte den Feldmarschall, der wol noch viele Jahre einen solchen Krieg aushielt, im Frühjahre 1739 in den Stand, sein Heer, dies Mal ganz über polnisches Gebiet, an den Dniester zu führen. Die

Türken durch Hin- und Hermärsche täuschend, überbrückte er plötzlich den Strom, und stand mit weniger geschwächten Scharen am Anfang des Augusts 1739 jenseits. Der Seraskier Veli Pascha versäumte unverzeihlich die Pässe von Prekop zu besetzen, und bezog nach mehren kleinen Gefechten mit 90,000 Mann unfern den Russen bei dem Dorfe Stawutschane ein von Natur und Kunst gleich stark befestigtes Lager. Nur ein glänzender Sieg konnte die Russen, die so weit sich vorgewagt, vom Verderben retten; eine Niederlage hätte den Staat auf die Anfänge seines Strebens, wie Petern am Pruth, zurückgedrängt. Münnich befahl am 28. August die Bestürmung des türkischen Lagers und sah nach verständiger Vertheilung seiner entflammten Soldaten am Spätnachmittage den Feind in wildester Verwirrung die durchbrochenen Schanzen verlassen. Die Einnahme von Chotzim, zwei Tage nach der Schlacht, war eine unerwartete Zugabe des Sieges. Den Fliehenden folgten die Russen, ihrer Unwiderstehlichkeit sicher, über den Pruth; Jassy öffnete seine Thore und die Bojaren der Moldau kamen ihnen unterwürfig entgegen. Schon streiften Münnich's leichte Reiter bis Braila an der Donau, schon gedachte er Bender zu nehmen und träumte im folgenden Jahre die russischen Feldzeichen auf Stambuls Mauern aufzupflanzen, als der schmachvolle, zu Belgrad von Neuperg unterzeichnete

Friede ihm in der Siegeslaufbahn inne zu halten gebot. Münnich tobte und entschüttete sich seines leidenschaftlichen Unmuths in einem Antwortschreiben an Lobkowitz vom 25. Sept. 1739, sowie er 14 Tage früher in überschwenglichem Selbstgefühl seine Thaten dem neidvollen Herzoge von Kurland gemeldet hatte. In der Gewißheit, daß der Friede Rußlands unmittelbar erfolgen werde, ließ er, unlustig, in der Moldau die Winterquartiere beziehen.

Beim Beginnen des Feldzuges 1738 hatte man ihm zwei Vollmachten zur Abschließung des Friedens ertheilt, deren Urkunden, auf großem Pergament mit goldenen Buchstaben geschrieben, er unter dem Köstlichsten bewahrte. Aber Anna, durch Biron vermocht, dessen selbstsüchtige Plane ein Krieg und ein siegreicher Feldherr, wie Münnich, gefährdeten, nahm wider alle gesunden Vorstellungen Ostermann's Frankreichs Vermittlung an und übertrug dem französischen Gesandten in Konstantinopel, Villeneuve, mit Zuziehung des russischen Kanzleirathes Cagnoni, das Geschäft zu beendigen. Der Franzose, einen Frieden schließend, welcher Frankreich mehr nützte als eine gewonnene Schlacht, bedurfte nicht von Biron, der Münnich entwaffnen mußte, durch die brillantenen höchsten russischen Ordenszeichen bestochen zu werden; er drängte Neuperg zur Aufgebung Belgrads, das eben von den Türken belagert wurde. Der österreichische Feldherr,

obenein im Geheim instruirt vom Gemahle Maria Theresia's, Franz von Lothringen, welcher die nahe Erbschaft des Hauses Habsburg mehr als kluger Haushalter, denn als heroischer Eidam eines Kaisers betrachtete, beschleunigte die Sache, verzichtete, eines machtvollen Fürsprechers sicher, auf die Vormauer der Christenheit und unterzeichnete 7/18. Sept., mitten im Laufe der russischen Siege, den unwürdigen Frieden. Der russische Bevollmächtigte, im Interesse Biron's, fügte sich, und so wurden fast alle, mit Aufopferung von 100,000 Russen gewonnenen Vortheile hingegeben. Münnich räumte, gegen Östreich unauslöschlichen Groll im Herzen, der noch im Greisenalter tobend ausbrach, Jassy, Chotzim und alles mit russischen Leichen gedüngte eroberte Land, und zog nach der Ukraine zurück. Wie Ostermann, der jedoch selbst den Friedensentwurf angefertigt, geweissagt hatte, war der reale Gewinn des mörderischen Krieges außer Verhältniß mit den Kosten; aber der moralische ließ sich nicht hoch genug anschlagen: „daß Rußlands Volk die gefürchteten Osmanen verachten gelernt". Das Bewußtsein, die Russen, seit Jahrhunderten von Tataren und Türken wie zahme Heerden gescheucht, an felsenfestes Siegsvertrauen gewöhnt zu haben, kam im vollsten Maße über Münnich, war der Lohn, in welchem er schwelgte, fast bis zur Verrücktheit. Er erröthete nicht, zu gestehen, daß der Soldat

ihn stolp rossiskija Imperija, Säule des russischen Reiches, oder Sokol, Falken, nannte; bescheidenem Verdienste entfremdet, rühmte er sich der Äußerung Karl's VI.: „er würde, einen Feldmarschall Münnich an der Spitze seines Heeres, den Krieg fortgesetzt haben"; des Geständnisses der Türken „würde ihnen ein Seraskier wie Münnich zu Theil, so möchten sie ihm die Hälfte des osmanischen Reiches abtreten". So hoch, fast in wahnsinniger Selbstbewunderung, schlug der russische Feldherr ein Verdienst an, das seine Gegner im Auslande herabwürdigten, indem sie sagten: nur gegen einen so unwissenden Feind wie die Türken, nur bei dem stupiden Todesmuth und der knechtischen Subordination eines russischen Heeres, dessen Führer schweigend berechtigt sei, das Soldatenkapital wie einen andern Vorrath zu verzehren, der ihm auf ein Jahr zugemessen sei, nur bei so staunenswerthen, blinden Glückszufällen habe Münnich Ehre erringen können. Abgesehen vom Glücke, auf dessen Gunst ja noch jeder große Krieger, wie auf Pflichtgabe des Geschicks gerechnet hat, und welches wir deshalb ihm nicht vorwerfen wollen, würde sein bildsamer, durch die sittliche Umgebung bedingter Geist, gegen einen andern Feind, einer strengern Rechenschaft für vergossenes Blut unterliegend, gewiß auch unter diesen Umständen ihn groß als Feldherr gezeigt haben, und wir schlagen es ihm als geistige That

an, daß er so war, wie er war, weil er so sein mußte.

Hatten Östreichs Ministerium, Ostermann's Staatshaushaltkunst oder Biron's persönliche Besorgnisse ihm auf halber Bahn Stillstand geboten, und war er des größeren Ruhmes verlustig gegangen, so sah er durch den Frieden auch die Hoffnung auf äußeren würdigen Lohn schwinden. Wie der Oberkammerherr hatte Münnich geglaubt, einen Fürstenhut ansprechen zu können, und bei dem Eintritt in die Moldau, nach der Flucht des Hospodaren, daher gefodert, daß ihn die Kaiserin zum Hospodaren mache. Dieses Fürstenthum würde ihm wol zugefallen sein, hätte Rußland nach dem Frieden seine Eroberung behalten dürfen. Genöthigt nach der Ukraine heimzukehren, wo er, von Länderbesitz träumend, nur Gutsherr war, verlangte Münnich von der Kaiserin den Titel eines Herzogs der Ukraine und ließ durch Biron sein seltsames Gesuch einreichen. Anna, mit dem hochfahrenden Sinne ihres Feldherrn vertraut, antwortete ohne Verwunderung: „Herr von Münnich ist noch sehr bescheiden, ich glaubte, er würde von mir den Titel eines Großfürsten von Moskau fodern". Damit war die Sache abgethan; Münnich, den Gedanken der Erhöhung auf das Gebiet des Hoflebens verschiebend, kam am Vorabende des glanzvollen Friedensfestes in der Hauptstadt an ($^{13}/_{24}$. Febr. 1740).

Siebentes Capitel.

Vermählung Anna's von Mecklenburg. Sinclair's Ermordung. Hinrichtung der Dolgorukoi. Fall Wolinskij's. Bestuschew Cabinetsminister. 1739 — 1740.

Hier war während des Feldzugs eine Veränderung eingetreten, welche den Günstling von einer byzantinischen Verschwägerung mit dem Herrscherhause abdrängte und ihn auf blutige Mittel hinwies, sich jetzt zu behaupten und in scheinbar gesetzlicher Weise seine Macht über den Tod der Kaiserin hinauszuerstrecken. Der Charakter der Favoritenherrschaft mußte ein fluchwürdiger werden.

Das heldenmüthige Betragen des Prinzen von Braunschweig, bezeugt vom Oberfeldherrn und dem gesammten Heere, hatte ihn dem Ziele seiner Bewerbung um Nichts näher gebracht. Der Kaltsinn der kaiserlichen Familie dauerte fort, zumal der kranke Ostermann vom Hofe zurückgetreten war. Schon reifte in Biron's ehrgeiziger Seele der Gedanke, die Erbin des russischen Weltreiches mit seinem Erbprinzen Peter zu vermählen, um auf diese Weise sein Geschlecht auf einen kaiserlichen Thron zu erheben. Wie kluge Jäger ein doppeltes Garn aufstellen, um, wenn

das Wild das eine durchbrochen hat, es im zweiten gewiß zu fangen, dachte Biron seine Tochter mit dem Enkel Peter des Großen, dem holstein'schen Prinzen, zu verbinden, damit, fiele Joan's Zweig, mit der Petrowna sein Blut die Krone theile. Aber der Hof zu Wien hatte die Angelegenheit Anton Ulrich's nicht aus dem Auge verloren, und die römische Kaiserin ließ nicht ab, durch den Grafen Ostein und den Residenten von Hohenholzer in Biron zu dringen, die Heirath zu befördern. War doch Habsburgs Stolz in der gegenwärtigen Krisis so herablassend geworden, daß sie dem Peter von Kurland eine von ihren Nichten, eine Prinzessin von Wolfenbüttel, mit einer Mitgift von 100,000 Thalern anbot. Biron dankte in geschmeidigen Worten für so hohe Gnade und schützte die Jugend seines Sohnes vor; ein Jahr darauf war er jedoch frech genug, seine Tochter Hedwig Elisabeth einem apanagirten Prinzen von Sachsen-Meiningen abzuschlagen, ungeachtet das Haupt des sächsischen Hauses, der König von Polen, die Anträge des Vetters unterstützte. Dennoch gewann im Sommer 1739 die durch schändliche Ränke verzögerte Verbindung Anna's mit dem Guelfen eine günstige Wendung. Für das Wohl desselben glühte in uneigennütziger Absicht ein Mann, den unser Berichterstatter nur mit D. bezeichnet. Früher Erzieher der Biron'schen Kinder, dann in Staatsgeschäften gebraucht, verabredete

er mit seinem Vetter, welcher zu Anfang des Jahres 1739 nach Petersburg kam, gesprächsweise dem Herzoge von Kurland, wenn er sich nach der Geltung Rußlands bei den Nachbaren erkundigen sollte, zu äußern: „zwar bewundere man die gegenwärtige Haltung des Reiches, aber der misliche Umstand, daß die Thronfolge nicht festgestellt sei und der Tod der Kaiserin innere Unruhen drohe, erfülle die fremden Höfe mit Mistrauen. Man glaube, daß des Herzogs geheime Absicht die Vermählung der Prinzessin hintertreibe." Biron, beunruhigt durch diese Mittheilung, beschloß die Verbindung seines Sohnes mit Anna zu beschleunigen, heuchelte aber Wohlwollen für den Braunschweiger, und versprach im Namen der Kaiserin zu Gunsten bei der launenvollen Prinzessin zu arbeiten. Kurz darauf versicherte er den Herrn von D., „die junge Anna habe ihn mit Thränen gebeten, wie ein Vater sich ihrer anzunehmen und sie nicht zu der widerwärtigen Heirath zu zwingen; zugleich habe sie zärtliche Gesinnung zu seinem Erbprinzen blicken lassen." D., die Plane Biron's durchschauend, äußerte seinen Zweifel über die letztere Angabe, zumal er mit Bestimmtheit wußte, daß die Kaiserin, bei aller mütterlichen Neigung für Peter, einer Verbindung desselben mit ihrer Nichte entschieden abhold war. Um die Sache auf die Spitze zu setzen, verlangte er die Prinzessin gradezu über diese delicate Angelegenheit befragt

zu wissen, und Biron, gedrängt, sandte seinen Peter zur jungen Anna mit der Bitte, „ihrer Tante zu erkennen zu geben, daß sie ihn zum Gemahl wünsche“. Aber die Prinzessin nahm den Unverschämten so ungnädig auf und äußerte ihre Empfindlichkeit so unzweideutig, daß der Vater, höchst aufgebracht, den Plan ganz fahren ließ und am folgenden Morgen dem Herrn von O. eröffnete, „die Kaiserin habe die Vermählung ihrer Nichte mit dem Prinzen von Braunschweig beschlossen“. Biron selbst in seiner Schutzschrift betheuert, niemals sei der Gedanke an eine Heirath in die kaiserliche Familie ihm in den Sinn gekommen. Vielmehr erzählt er, daß die Kaiserin, im Gefühl einer herannahenden Krankheit, ihm eines Tages gesagt habe: „Niemand denkt daran, daß ich die Prinzessin verheirathen muß; die Zeit ist gekommen, sie wird älter. Ich gestehe, daß der Prinz mir nicht gefällt, und daß er auch der Prinzessin nicht gefällt; aber Personen hohen Ranges vermählen sich nicht immer aus Neigung. Keines Falls wird er Theil an der Regentschaft haben, darum mag er sie immerhin heirathen, wenn ich nur Erben bekomme und dem Kaiser die Kränkung erspare, den Prinzen von meinem Hofe zu verabschieden. In Wahrheit, er scheint mir zu ruhig und nachgebend; wir wollen sehen, was Graf Ostermann dazu sagt.“ Man schickte zu Ostermann und dieser urtheilte, „die

Heirath sei um so verständiger, weil sie den Kaiser in seiner gegenwärtigen Bekümmerniß trösten würde." — Mag es sich auch auf eine andere Weise verhalten haben, genug Biron mußte wider Willen nachgeben. Der Marquis de Botta nahm für die feierliche Werbung den Charakter eines ordentlichen Gesandten an und warb nach prunkendem Einzuge in öffentlicher Audienz, zugleich mit dem wolfenbüttel'schen Geheimrathe von Kramm, am $^2/_{13}$. Juli im Namen des Kaisers um die Prinzessin Anna für Anton Ulrich. Das Verlöbniß folgte an demselben Tage und gleich darauf ward die Vermählung mit aller ersinnlichen Pracht vollzogen. Der Archirej von Wologda segnete das fürstliche Paar in der Kirche der Mutter Gottes von Kasan ein und hielt eine Rede, in welcher er die hohe Abkunft der Erlauchten nach Würde der wohlgefällig horchenden Versammlung pries. Sie wurde gedruckt, weil aber einige Äußerungen die Ansprüche Elisabeth Petrowna's anfeindeten, entzog man sie später auf deren Geheiß der Öffentlichkeit.

So war denn doch durch die unermüdetsten Bestrebungen des wiener Hofes, mit einem Aufwande einer halben Million, ein Ehebündniß geschlossen, welches dem kaiserlichen wie dem braunschweig'schen Hause unübersehliche politische Vortheile verhieß. Niemand ahnete die Trauer, welche die nahe Zukunft verhüllte; obwol keineswegs feurige Liebe das Paar vereinte

— die Prinzessin brachte die Hochzeitsnacht im kaiserlichen Garten lustwandelnd zu — so zeigte sich doch erst nach dem Tode der Kaiserin und nach der Rückkehr des Grafen Lynar jene träge Zerflossenheit im Charakter der Großfürstin, jene absichtliche Vernachlässigung des Anstandes, wie der Klugheit, jene ärgerliche Störung des ehelichen Verhältnisses, welche den vernichtenden Gewittersturm über Joan's Haus herbeiriefen. — Nach dieser Vermählung schienen die Familienverhältnisse des russischen Kaiserhofes, auf befriedigende Weise geordnet, dem Auslande die nöthigen Garantien innerer Ruhe zu verschaffen, als eine blutige That vor die Öffentlichkeit des richtenden Europa gezogen wurde, welche neben der empörendsten straßenräuberischen Gewalt das finstere Treiben eines Cabinets aufdeckte, dessen Moral jede Versündigung am Völkerrechte für zulässig hielt. Es ist die Rede von der berüchtigten Ermordung des schwedischen Majors Malcolm Sinclair, deren Hauptumstände wir hier nur kurz andeuten, die aber der Haß Europas, bis ins kleinste Detail verfolgt, der öffentlichen Meinung übergab. Schweden hatte durch unruhige Bewegung während der türkischen Feldzüge den Verdacht eines Bündnisses mit den Türken und eines beabsichtigten Bruchs mit den Russen erregt und das scharfblickende Cabinet bereits zur Wachsamkeit aufgefodert, als Bestuschew, Minister in Stockholm,

demselben mittheilte, der Major Sinclair, ein Feind Rußlands seit seiner 13jährigen sibirischen Gefangenschaft, sei nach Konstantinopel geschickt worden, um die Ratification des Bündnisses zurückzubringen. Schon auf seiner Hinreise durch Polen hatte Sinclair sich durch unbedachte Äußerungen verrathen, sodaß die Kunde von seiner Sendung dem wachsamen Münnich nicht entgangen war. Auf seine Meldung nach Petersburg, „es könne nicht schwer fallen, sich dieses Mannes und seiner Papiere auf der Rückreise zu bemächtigen", billigten Biron und Ostermann den Staatsstreich, und trugen dem russischen Residenten in Stockholm auf, den Feldmarschall mit dienlichen Nachrichten in Betreff Sinclair's zu versehen. Ein gewandtes, aber unwürdiges Kunststück verschaffte Bestuschew ein Bildniß des schwedischen Abgeordneten, dessen scharfgezeichnete Züge, Habichtsnase, braune Farbe, langen Haare und stolzen Brauen nicht leicht zu verfehlen waren. Das Bild, vervielfältigt, wurde den an der Grenze aufgestellten russischen Offizieren vertheilt, sowie auch schon Münnich zur Aufspürung des Unglücklichen kleine Commandos hier und da zerstreut hatte. Da man aber jüdische Spione für den russischen Dienst nicht verschmäht hatte, war die Auflauerung schon ziemlich bekannt, ehe noch Sinclair den polnischen Boden betrat. Der Schwede reisete, mit Pässen des Vermittlers Villeneuve versehn, in

Begleitung des französischen Kaufmanns Couturier am 15. April 1739 von Konstantinopel ab, erhielt in Adrianopel vom Großwessir die eigenhändigen Schuldverschreibungen Karl XII. und kam am 25. Mai über Jassy nach Chotzim. Hier von dem Pascha gewarnt, seinen Weg nicht über Lemberg fortzusetzen, weil Nachstellung unbezweifelt sei, wandte er sich unter Bedeckung auf Stanislaw, traf aber auch dort schon die Weglagerer, die sich jedoch scheuten den Wohlbegleiteten anzufallen. Von ihnen nicht aus den Augen verloren, gelangte die Reisegesellschaft am 13. Juni nach Breslau, ward nach einigen Verzögerungen, welche polizeiliche Maßregeln in Betreff von Reisenden aus dem türkischen Gebiete entschuldigten, und nach oberflächlicher Untersuchung seiner Papiere entlassen, und eilte 16. Juni mit Extrapost auf der Straße nach Grüneberg zu. Kaum hatte Sinclair sich aus Breslau entfernt, als über Wartenberg, der Herrschaft Biron's, zwei fremde Militairs mit vier als Bedienten verkleideten Dragonern dort ankamen, dem Oberamtsdirektor Grafen Schaffgotsch meldeten, daß sie Befehl hätten, einen schwedischen Major Sinclair, welcher, von Konstantinopel kommend, die gefährlichsten, die Wohlfahrt der gesammten Christenheit äußerst interessirenden Dinge mit sich führe, zu verfolgen, „und um schleunigen Beistand baten". Der kaiserliche Beamte, dessen Herr mit den Türken gleichfalls im Kriege

lag, säumte nicht, ihnen einen offenen Brief des Inhalts auszustellen, der Schwede solle, wenn man ihn einholte, anständig verwahrt, seine Papiere versiegelt, aber Niemand ausgeliefert werden, ehe dem Oberamte ausführlicher Bericht erstattet sei. In tiefer Nacht ritten die Offiziere, welche sich als Hauptmann Baron Küttler und Lieutenant Lewitzki in russischen Diensten zu erkennen gaben, von Breslau mit ihrem Gefolge ab und erreichten am 17ten Nachmittags den Major nicht weit vom Dorfe Zauche bei Neustädtl. Sie umringten wohlbewaffnet den Wagen, nöthigten die Reisenden unter höflichen, aber nachdrücklichen Formen, umzukehren und führten sie von der Straße ab gegen Naumburg und die sächsische Grenze, mit dem Versprechen, ihnen an geeigneter Stelle ihre Ordre vorzuzeigen und ihres Auftrags sich zu entledigen. Durch beruhigendes Zureden brachten sie die Gefangenen dahin, ihnen ihre Waffen abzuliefern. Als sie in die Nähe von Naumburg am Bober gekommen — schon brach der Abend an — begannen allerlei Fragen und zweideutige Anstalten; die Koffer wurden in einem Walde vor der Stadt durchsucht, und die Russen, lange unschlüssig, was sie thun sollten, endigten die Folterqual des Majors, indem Lewitzki ihn seitwärts in ein Gebüsch führte, von wo alsbald der Blitz des Pulvers, ein Schuß und das Jammergeschrei des im Gesträuch Herumspringenden

dem halbtodten Kaufmann lehrte, was geschehen sei. In polnischem Latein tröstete diesen der Mörder unter andern mit den Worten: „erat inimicus Magistrae, inimicus Magistrae est inimicus Dei.“ Man ließ die Leiche des vollends Getödteten im Walde liegen, raffte die Papiere und sonstige Beute zusammen und fuhr dann auf Umwegen Tag und Nacht nach Dresden. Die elenden Werkzeuge eines entsetzlichen Staatsstreiches theilten sich als wahrhafte Räuber in die abgenommenen Habseligkeiten, übergaben den noch immer zitternden Kaufmann, im Einverständniß mit dem russischen Gesandten am sächsischen Hofe, von Keyserling, dem Sonnensteine zum Gewahrsam, und eilten mit der Vorsicht der Verbrecher durch Schlesien nach Polen und in ihre verbergende Heimat. Acht Wochen darauf entließ der russische Gesandte nach einem langen Verhör den Couturier mit einem Geschenke von 500 Ducaten, und über Paris langte dieser, das entsetzliche Ereigniß immer vor Augen, am 23. Sept. in Stockholm an, wohin etwas später die hamburger Post das, dem Anschein nach unverletzte, Paket mit den Papieren Sinclair's überbrachte. Schon aber war die That, als durch russische Offiziere an einem fremden Unterthanen in einem fremden Lande verübt, auf vielerlei Wegen ruchbar geworden und schrie um Rache. Stockholms Wuth entbrannte Einwohner hielt man kaum im Zaume; König Friedrich I.

verlangte in nachdrücklichen Noten Untersuchung und Bestrafung des Raubmordes von Kaiser Karl VI. und dem Kurfürsten von Sachsen, auf deren Grenzen die That verübt war. Beide betheuerten ihren Unwillen über das Geschehene, ließen, vereint mit schwedischen Beamten, der That nachforschen; aber das Blut war vergossen, die Mörder verschwunden. Das russische Cabinet, auf dessen Befehl weltkundig das Auflauern und, um das Schändliche zu verhüllen, der Mord stattgefunden, hatte die freche Stirn, im Namen der Kaiserin, die freilich um die ganze Sache Nichts wußte, eine feierliche, in die Sprache des sittlichen Unmuthes gekleidete Protestation gegen die Zurechnung der That allen fremden Höfen einzureichen, zur Verfolgung der Verbrecher sich zu erbieten, um der Welt den Abscheu zu zeigen, welchen solches Begehn ihr einflöße. Insofern, daß die Schandwerkzeuge, welche reichen Lohn gehofft hatten, verschwanden und in dem tiefsten Sibirien mehre Jahre eingekerkert blieben, erfüllte das Cabinet eine, dem gesammten Europa gegebene Zusage; nicht aber um zu strafen, sondern um, nach der Sitte des Despotismus, die That verstummen zu machen. Doch hat später Elisabeth's verkehrte Großmuth die elenden Betrogenen, von denen der Führer, wie die Anstifter, leider deutschen Ursprungs, ein katholischer Schlesier war, befreit und sie unter Garnisonregimenter im innersten

Rußland gesteckt. Sinclair's Leiche ruht unter prunkendem Epitaphium in der Nicolaikirche zu Stralsund.

Als noch das gebildete Europa über dieses Ereigniß in der misbilligendsten Bewegung war, machte ein furchtbar blutiger Prozeß weltkundig, wie dünn der vulkanische Boden sei, auf welchem der Thron des Joan'schen Zweiges ruhte, und welchen tödtlichen Grimmes das alte Moskowitenthum gegen die Herrschaft der Deutschen fähig war oder fähig geglaubt wurde. Zum Verständniß dieser entsetzlichen Dinge ist es nöthig, eine eingetretene Veränderung im Cabinet anzudeuten. Paul Jaguschinskij, der redliche und muthige Freund seines Vaterlandes, war, obwol in Spannung mit Ostermann, in hohen Ehren im April 1736 gestorben und mit kriegerischem Gepränge in der Kirche des heil. Alexander Newski-Klosters beigesetzt worden. Seine Stelle im Cabinet blieb zwei Jahre unbesetzt; erst April 1738 trat Artemon Wolinskij in dieselbe. Aus einem armen russischen Adelsgeschlechte entsprossen, hatte sich dieser, bei bedeutenden Fähigkeiten, von löblicher Ehrliebe getrieben, erst zu ansehnlichen Kriegswürden emporgeschwungen und war dann, dem Degen entsagend, in die Civilverwaltung eingetreten. Schon Peter I. hatte ihn zu diplomatischen Sendungen gebraucht; unter Anna bekleidete Wolinskij den Posten des Oberjägermeisters, war als zweiter russischer Bevollmächtigter auf dem Congresse

zu Nemirow, und wurde, durch seine Brauchbarkeit empfohlen, da man einen Russen haben mußte, ins Cabinet genommen. Auf dieser Höhe offenbarte sein Charakter die gehässigsten Flecken, die er nicht einmal zu verbergen suchte, zumal den trotzigsten, unsinnigsten Stolz, welche, nachdem er Andere ins Verderben gestürzt, ihn bald einem tragischen Ende entgegenführen mußten. So lange das gedemüthigte Geschlecht der Dolgorukoi, dem Gnadenstrahle des Thrones fern gehalten, seinen Haß gegen Biron, Ostermann, gegen die deutschen Machthaber und das neue Regierungsprincip thatenlos in sich verschloß, waren sie in bequemer Verbannung nicht weiter beunruhigt worden. Als aber die Kaiserin, versöhnlichen Sinnes, und bedacht, die große Familie ihrem Hause nicht ganz zu entfremden, damit umging, den Sergej Gregorjewitsch, einen fähigen Diplomaten, wieder in Staatsgeschäfte zu ziehen, sie ihn nach Petersburg rief, um ihn als Gesandten nach London zu schicken, bemächtigte sich auf einmal der deutschen Partei die angstvollste Vorstellung, wessen sie gewärtig sein müßte, wenn die weitverzweigten Dolgorukoi, reich, unternehmend, rachedürstig, die schon kränkliche Kaiserin umstrickten und bei Anna's Tode, im altrussischen Sinne, das Heft in Händen hielten. Die gemeinsame Gefahr wappnete alle Deutsche, Biron und Ostermann an ihrer Spitze, zu entschlossener

Abwehr. Auch Wolinskij, als Mitgenosse der Macht, trat zum Bunde. Unbesonnenheit, sowie schlecht verhehlter Grimm der Dolgorukoi gegen ihre Feinde, denen alle leidenschaftlichen Worte und Schmähungen der Verbannten hinterbracht wurden, machten es diesen nicht schwer, mit einem Zuge des Garnes das gesammte Geschlecht zu Boden zu stürzen. Eben wollte Sergej Gregorjewitsch auf seinen Gesandtschaftsposten abreisen, als er plötzlich verhaftet und mit seiner ganzen Verwandtschaft nach Nowgorod, fern den milden Augen der Anna und der aufgeregten Hauptstadt, geführt wurde. Eine furchtbare Anklage erhob sich jetzt gegen die Unglücklichen und die Summe aller älteren und jüngeren Vergehungen des Geschlechts wurde einem mitleidlosen Gerichte unterworfen. Wir wagen nicht die Behauptung, daß alle angeschuldeten Punkte erdichtet oder begründet gewesen seien. Das Gefühl der Menschlichkeit sträubt sich im erstern Falle die Henkersscenen als bloße Vorsicht vor möglicher Gefahr, oder als eine warnende „Demonstration" für den russischen Adel, sich ja nichts Straffälliges gegen die gesetzmäßige Gewalt beikommen zu lassen, demnach als teuflische Klugheit zu erklären. Ist ein Theil der Beschuldigung begründet, was beim niedergetretenen, aber nicht zertretenen Nationalsinne wahrscheinlich ist, so möchten wir nur mit Bedauern die blutigen Maßregeln rechtfertigen, zu welchen der

Kampf um Sein und Nichtsein, zugleich um die höchsten Interessen des Staates, die obenstehende Partei nöthigten. Wesentliche Momente der Anklage für wahr zu halten, drängt die Betrachtung der Wintereignisse des Jahres 1741. Auch sieht es der tiefen Menschenkunde Ostermann's und der Behutsamkeit Biron's nimmer ähnlich, aus Furcht oder Rachsucht im Detail einer erdichteten Verschwörung die Denkbarkeit einer sicilianischen Vesper in die trotzig aufmerksamen Gemüther der Russen zu schleudern, die ohne Noth mit solcher Vorstellung gar nicht bekannt gemacht werden durften. Soviel aber verbreitete sich ins Publikum, „die Dolgorukoi hätten auf der Folter gestanden, unter der Begünstigung des Einfalls einer fremden Macht, nämlich der Schweden, ins russische Gebiet, einen allgemeinen Aufstand erregen zu wollen, während desselben die Kaiserin, die Prinzessin Anna, ihren Gemahl, den Herzog von Kurland, aus Petersburg wegzuführen, alle Deutschen niederzumachen, oder zu verjagen, besonders den Hofbanquier und Günstling Biron's, den Juden Liepmann, der Wuth des Pöbels zu opfern, dagegen Elisabeth Petrowna zur Kaiserin auszurufen und sie mit einem Knjäs Narischkin, der sich gerade in Frankreich aufhielt, zu vermählen". Die verhängte Strafe war dem Genius des Jahrhunderts und dem Umfange der angeschuldeten Verbrechen gemäß und wurde

zu Anfang des Nov. 1739 zu Nowgorod unter stummem Zulauf des Volkes vollzogen. Iwan Alexejewitsch, einst der Günstling Peter's II., Katharina's Bruder, ward lebendig gerädert, nachdem er auf der Richtstätte vergeblich versucht, sich die Kehle abzuschneiden, Wassilij Lukitsch, der Überbringer der Wahlacten nach Mitau, enthauptet. Mit ihm ging Sergej Gregorjewitsch, Iwan's Oheim, beherzt zu demselben Tode; zugleich Iwan Gregorjewitsch, dessen Bruder. Wassilij Wlodomirowitsch, der alte, vielgeprüfte Marschall, und sein Bruder Michael, Beide gleicher Strafe verfallen, wurden begnadigt und zu ewigem Gefängniß verurtheilt.

Ungenannt und unbemerkt in der Geschichte sind die Angehörigen und Diener, welche, verwickelt in die Untersuchung ihrer Herren, das Loos gleicher Verfolgung theilten. Ein Manifest vom 12. Nov. 1739 that die Bestrafung kund, wiederholte alle Verbrechen, welche die Dolgorukoi unter Peter II. und nach dessen Tode begangen und zum Theil schon durch ein neunjähriges Exil gebüßt hatten, und hob als besonders verbrecherisch das untergeschobene Testament hervor, durch welches sie Katharina auf den Thron zu erheben gedachten. Das Ausland schauderte und beschuldigte die Kaiserin Anna, Diejenigen auf das Blutgerüst geführt zu haben, denen sie ihre Erhebung verdankte;

obgleich die arme Frau willenlos den ängstigenden Vorstellungen ihrer Minister hingegeben war.

Politisches Unbehagen, vielfache Sorge, welche Biron und seine Helfer in der Verwaltung umlagerte, der Ausrottungsproceß gegen die Dolgorukoi und eine allgemeine Verstimmung der höhern russischen Gesellschaft, dazu Anna's Kränklichkeit erklären hinlänglich die rasche Hinnahme des belgrader Friedens, zu dessen feierlicher Kundmachung die Helden Münnich und Lascy nach der Hauptstadt berufen wurden. Die Garden, welche an dem ruhmvollen Kampfe Theil genommen, zogen mit Lorberreisern geschmückt ein, und am festlichen 25. Febr. 1740 überschüttete Anna's Huld ihre Diener mit Gaben. Anton Ulrich ward Oberstlieutenant des Semenowschen Regiments, Münnich erhielt dieselbe, langbegehrte Würde über das von Preobraschensk, was Biron zu spät bereuen mußte; außerdem einen goldenen, mit Edelsteinen besetzten Degen, diamantene Ordenszeichen und bedeutende Gehaltserhöhung. Auch die andern verdienten Generale wurden mit Gold und Ehren bedacht, sowie die Cabinetsminister Ostermann, Czerkaskoi und Wolinskij, keiner aber verschwenderischer als der Herzog von Kurland mit seinem Hause. Ihm selbst fiel ein großer goldener, mit Juwelen besetzter Becher zu, mit einer Anweisung von 500,000 Rubeln, seiner Gemahlin das reichste Zeichen des Katharinenordens,

seinen Söhnen das Andreaskreuz. Sein Schwager Bismark und Gustav Biron wurden Generals en Chef. Schon aber floß des Herzogs Ansehn mit dem kaiserlichen Hause wie in eine Glorie zusammen, als ihm um dieselbe Zeit der Marquis de la Chetardie, französischer Gesandter, bald so verhängnißvoll für Joan's Zweig, den ersten Besuch abstattete, erwiderte Biron denselben in einem kaiserlichen Prachtaufzuge, dem wenige Tage darauf das Gefolge seines Erbprinzen nur wenig nachgab.

Aber zwischen den glanzvollen Decorationen des Hoflebens und wunderlichen Aufzügen des russischen Humors schritt ein finsterer Geist und bezeichnete neue Opfer zu grauenvollen Henkerscenen. Der Cabinetsminister Artemon Wolinskij, in sich Kraft verspürend, Rußland für Anna russisch zu beherrschen, hatte in Ostermann's Gebiet trotzige Eingriffe gethan und in unerhörtem Wagnisse offen am Sturze Biron's gearbeitet. Wie er um diese Zeit einigen Kaltsinn im Benehmen Anna's gegen den Günstling zu bemerken glaubte, überreichte er der Kaiserin eine Denkschrift, in welcher er die Verwaltung desselben und seiner Gehülfen unter schwerer Anschuldigung verdächtig machte und die Herrin zu ihrer Verabschiedung auffoderte. Anna schwach genug theilte diese Schrift dem Herzoge mit und Wolinskij's und seiner Anhänger Verderben war unabwendbar. Auch dieses hochfahrenden,

gewaltthätigen Mannes Wort und Handlung erleichterten jenen den Sieg; ein Schwager des Herzogs, der Hauptmann von Albedyl, „schrie das Wort" über ihn und sogleich wurde er mit dem Präsidenten des Commerzcollegiums, dem Grafen Platon Musin Puschkin, dem Generalkriegscommissarius Feodor Soimonow, dem Geheimenrath Andrei Chruschtschow, dem Bauintendanten Peter Jeropkin, dem Cabinetssecretair Eichler und dem Dolmetsch Iwan Souda verhaftet (April 1740) und vor einer Commission der geheimen Kanzlei scharf vernommen. Mit heißen Thränen, wie Münnich erzählt, sträubte sich Anna dem Grimme Biron's nachzugeben, der im Falle der Gnade drohte, sich vom Hofe zurückzuziehen. Der Hartsinnige bedurfte eines neuen vernichtenden Schreckens, ungeachtet seine Ankläger, weniger blutdürstig, nur seine Entfernung gewollt hatten. Das öffentliche Manifest beschuldigte den Cabinetsminister des versuchten Umstoßes der bisherigen Reichsverfassung, der Verleumdung angesehener Staatsdiener, falschen Zeugnisses, der Bestechlichkeit, Veruntreuung und schamloser Willkür. Er habe den rasenden Hochmuth gehabt, das russische Wappen als Verwandter des kaiserlichen Hauses zu führen, der er doch nur vom ärmsten Adel abstamme; oft Leute geprügelt, welche vor seinem Hause den Hut nicht abzogen, und, unehrerbietig gegen den heiligen Palast, in der Antichambre einen

Secretair mit Fäusten geschlagen und bei den Haaren gezerrt. Seine Rede sei gewesen: „ich weiß nicht, was der Himmel noch mit mir vor hat, nothwendig aber muß ich noch recht hoch steigen, oder gänzlich fallen". — Auf diese Anklage hin durch die Folter zum Geständniß gezwungen, daß er frei und lästerlich von der Kaiserin und dem Favoriten gesprochen, ward er verurtheilt, lebendig gespießt zu werden, nachdem ihm die Zunge ausgerissen. Musin Puschkin, der einst den Vorsitz im Gerichte über Alexej Petrowitsch geführt, sollte mit Jeropkin, Chruschtschow, Soimonow geviertheilt, Eichler gerädert, Suda enthauptet werden, ihr sämmtliches Vermögen dem Fiskus anheimfallen. Die Kaiserin milderte den Ausspruch, daß Wolinskij erst die rechte Hand, dann den Kopf verlieren sollte; Chruschtschow und Jeropkin blos enthauptet, Musin Puschkin mit ausgeschnittener Zunge auf Lebenslang ins „Elend" verwiesen, Soimonow und Eichler geknutet und mit dem gleichfalls durch Henkers Hand gestäupten Souda nach Sibirien und Kamtschatka verbannt werden sollten. Einen Theil der Güter und die Mitgift der Frauen erließ man den unglücklichen Familien. Dieses grauenvolle Urtheil wurde am 8. Juli 1745 auf der andern Seite der Newa, der Citadelle gegenüber, vollzogen, und vor Andern ging Wolinskij, der zu den außerordentlichsten Russen gehört, aber als solcher die Ausländer haßte, freudig zum Tode. Musin Puschkin erholte sich aus

der Seelenverzweiflung, als er die Milderung des ersten Spruches erfuhr; doch war die Gnade von der Art, daß sie sein elendes Dasein nur um wenige Tage fristete. Im Kerker der Citadelle an der Zunge verstümmelt, starb er gleich darauf in Kronstadt. Die Güter der Unglücklichen, zum Theil durch ähnliche Fälle in ihre Hände gekommen, theilten die Sieger. Münnich bekam Musin Puschkin's Landhaus bei Peterhof, um durch seinen Fall den wechselnden Besitz bald Andern zuzuwenden. — Als die Angst um die Herrschaft durch dieses und vieles andere minder vornehme Blut gestillt war, die Gefängnisse sich füllten und heimliche Kundschafter jede Regung in der Hauptstadt erspähten, wählte Biron zu Wolinskij's Nachfolger eine Natur, die von unglaublicher Zähheit, als Zwittergattung, eben so geeignet war, das Principat der Ausländer zu überdauern, als für die Wiedergeburt des alten Rußlands zu arbeiten, nämlich Bestuschew Riumin, den später allgewaltigen, boshaften Reichsgroßkanzler Elisabeth Petrowna's. Dieser rühmte sich altenglischer Abkunft und hatte, seit 21 Jahren in verschiedenen Diensten die wechselnde Laufbahn eines lauernden Hofdieners und eines ränkevollen Diplomaten verfolgend, sich zum vollendeten Minister des 18. Jahrhunderts herangebildet.

Von der Kaiserin Anna, an deren kurländischem Hofe er einst schon intriguirte, von Kopenhagen nach

Hamburg als außerordentlicher Gesandter bei dem niedersächsischen Kreise geschickt, hatte er, gewiß nicht auf löbliche Weise, aus dem holstein'schen Archive zu Kiel wichtige Urkunden, auch das Testament Katharina's I., sich zu verschaffen gewußt. Anna sandte ihn 1734 wiederum nach Dänemark, dessen innerste Beziehungen er kennen lernte, wol nicht ahnend, daß dieser Staat bald wieder zu Rußland in ein eigenthümlich gemessenes Verhältniß treten werde. Noch war ja die Hoffnung der holstein'schen Linie so gering, daß der Gesandte, welcher 1739 den Tod Karl Friedrich's der Kaiserin meldete, mit kränkender Gleichgültigkeit aufgenommen wurde und nur fast verstohlen bei der Cesarewna Elisabeth freundliche Aufnahme fand, der ihr das Bild ihres Neffen Karl Peter Ulrich im Geheim überbrachte. War doch Elisabeth selbst, mehr aus politischen als aus sittlichen Gründen, so wenig ein Gegenstand der Achtung, daß einst bei einem, in der Nähe des Palastes entstandenen Feuer, als alle Welt wetteiferte, die leichtbekleidete Kaiserin, die in Person herbeigeeilt, mit Pelzen zu bedecken, man Peter's Tochter zitternd vor Kälte stehen ließ und nur Münnich's jüngerer Bruder, der unbedeutende Christian Wilhelm, aus Mitleid oder aus gedankenloser Galanterie, ihr den seinen umhing; ein Dienst, den sie ihm durch Gnaden nach dem Falle des Feldmarschalls vergalt. Ja, als im Dec. 1737

die Orgel in der luther'schen St. Peterskirche eingeweiht wurde, dankte der Hauptpastor Nazzius, in Gegenwart des Hofes, für die milden Beisteuern, indem er die Namen der hohen Geber einzeln nannte, aber zur schweren Kränkung Elisabeth's den ihren ausließ, weil die Kärglichkeit ihrer Einkünfte ihr bisher nicht erlaubt hatte, die versprochene Summe zu entrichten. So erfuhr Peter's Tochter, auf der nach Begriffen des Volkes das Hauptrecht zur Krone ruhte, manche Beleidigung von den Ausländern, und sie verschuldeten dadurch das später sie ereilende Schicksal.

Bestuschew Riumin rief Biron, noch immer eines Gegengewichtes gegen Ostermann bedürftig, ins Cabinet, und fand an ihm einen warmen Beförderer seiner Interessen, selbst noch über des Günstlings Sturz hinaus.

Achtes Capitel.

Geburt Joan's III. Krankheit der Kaiserin. Biron wird Regent von Rußland. Münnich's Falschheit. Tod der Kaiserin 17/28. Oct. 1740.

Wenige Monate vor ihrem Tode genoß Anna die Freude, durch die Geburt eines Großneffen, nach

menschlicher Einsicht, der Erhaltung ihres Zweiges auf dem russischen Throne gewiß zu werden. Sobald Joan Antonowitsch geboren war (13/24. Aug. 1740), beschenkte die erfreute Kaiserin die Wöchnerin mit 10,000 Ducaten in einem kostbaren Kästchen, welche jene mit ihrem Gemahle theilte, aber die Sache zu verhehlen bat, weil sie den Verdruß des Herzogs von Kurland im Voraus wußte. Ganz Rußland jubelte über die Geburt eines Thronerben; nur Biron konnte sein Misvergnügen kaum bergen und enthielt sich nicht öffentlich der unschicklichsten, unwahrsten Reden. Anna, überrascht durch die Gunst des Glücks, fragte sogleich bei Ostermann, ob der Neugeborne im öffentlichen Kirchengebete genannt werden solle und ob ihm der Titel Großfürst zu geben sei? Ostermann, kategorisch entscheidend wie immer, strich die erste Frage aus und bejahte die letztere. So wurde denn Joan als Großfürst getauft, aber von den Ältern entfernt und ihm zunächst dem kaiserlichen Gemache seine Wohnung angewiesen.

Aber der politische Horizont trübte sich mit Anna's letzten Lebenstagen, während die Maske knechtischer Unterwürfigkeit kaum den Mismuth verdeckte, mit welcher Rußland Biron's und der Ausländer blutige Tyrannei trug. Das benachbarte Schweden, von seiner Höhe heruntergezogen seit der Schlacht von Poltawa, wurde durch politische Leidenschaften zerrissen,

welche in alle Kreise der Gesellschaft drangen; auf dem eben gehaltenen Reichstage stimmte die trotzige Partei der Hüte für den Krieg, haßentbrannten Krieg gegen Rußland, während von unten herauf Rache für Sinclair's Blut, für die beleidigte Nationalehre gefodert wurde. Rußlands Cabinet bereitete sich besonnen auf den Sturm ohnmächtiger Wuth, verstärkte die Truppen in Finnland, sammelte Vorräthe, rüstete Flotten. Münnich selbst, Beschäftigung für seinen hohen Geist witternd, bereiste, in Begleitung des Erbprinzen Peter, Kronstadt, berieth sich mit den Admiralen. Bald darauf war er mit seinem jungen Begleiter, der vom Meister die Feldherrnkunst erlernen sollte, in Schlüsselburg, dessen Kerker nach wenigen Wochen, auf desselben falschen Meisters Gebot, den Jüngling mit seinem ganzen Hause aufnahm. Aber um dieselbe Zeit wurden auch schon die weitläuftigen Casernen der Fußgarden, die früher einzeln die Bürger beherbergten, erbaut, Castra praetoriana, aus deren Mitte Elisabeth Petrowna als Kaiserin und Münnich's Verderberin hervorging! So durfte mit Ironie ein höherer Verstand auf die kurzsichtige Betriebsamkeit der Menschen herabblicken, als Anna's bedenkliche Krankheit plötzlich alle Leidenschaften in jagdähnliche Bewegung setzte und versteckte Herrschsucht, offene Gewaltliebe, Betrug, Heuchelei um das Lager der sterbenden Kaiserin eine nie gesehene Komödie

aufführten. Schon während ihres Sommeraufenthaltes in Peterhof hatte Anna ärztlichen Beistand gebraucht und sich erleichtert gefühlt. Am Ende des Sept. nach Petersburg zurückgekommen, klagte sie über Schlaflosigkeit und erregte die Aufmerksamkeit der Ärzte, die ihr Übel indeß nur für fliegende Gicht halten wollten. Allein Sonntag den 6/17. Oct. hatte sie sich kaum zur Tafel gesetzt, als sie, von Übelkeit ergriffen, das Genossene mit Blut von sich gab und ohnmächtig zu Bett gebracht werden mußte. Bestürzt fragte Biron den ersten Leibarzt Fischer und erfuhr, „wenn die Krankheit ferner so rasch sich entwickle, dürfe bald ganz Europa in Trauer sein". Der Hofarzt Chanko dagegen betrachtete den Zustand als gefahrlos, und meinte, die Natur würde nach dieser Anstrengung sich erholen.

Aber Biron, das Schlimmste ahnend, ward von stürmischer Unruhe ergriffen, verließ die innern Gemächer, schickte seinen Sohn mit der drohenden Kunde an die Prinzessin Anna, die jedoch, launig und selbst unpäßlich, ihn an Fräulein von Mengden, ihre Ehrendame und Vertraute, wies. Unverzüglich berief darauf Biron die beiden Cabinetsminister, Czerkaskoi und Bestuschew, den Oberhofmarschall Löwenwolde, sowie Münnich, der seit der Rückkehr aus dem Türkenkriege in geschmeidiger Aufmerksamkeit gegen den Günstling seine eigensinnigen Absichten mehr als früher zu ver-

bergen gewußt hatte. Überhaupt mochten alle Hauptpersonen am Hofe sich in der Stille ein System zur Befolgung im Todesfalle Anna's erklügelt und besondere Vorstellung von der Zukunft gebildet haben, als das Unerwartete alle Berechnungen durchkreuzte. Den beiden letztgenannten Herren entdeckte Biron unter Thränen und Wehklagen den traurigen Zustand der Gebieterin, die Besorgnisse für die Sicherheit seiner Person, der er für alle Dienste nur Undank und Haß erwarten dürfe. Er kam dann auf die ängstlichen Verhältnisse des Reiches, im Falle des Hintritts der Kaiserin; der Erbe, ein Kind in der Wiege, noch nicht zum Thronfolger erklärt; des Volkes, welches bei frühern Minderjährigkeiten sich so unruhig bezeigt, sei man nicht sicher, die Lage des Reiches um so gefährlicher, da Schweden keine bessere Gelegenheit zum Angriffe finden könne als Rußlands Uneinigkeit. Es sei daher von der äußersten Wichtigkeit, die Regierung erfahrenen, starken und durchgreifenden Händen anzuvertrauen. Zwar sei an dem Charakter der Prinzessin Anna Nichts auszusetzen; aber als Regentin würde sie aus natürlicher Zärtlichkeit alsbald ihren Vater, den Herzog von Mecklenburg, nach Rußland rufen, der, bizarr und eigensinnig, mit den eigenen Unterthanen im Streit, die Tochter zum Schädlichsten verleiten werde. Trüge man dagegen dem Prinzen von Braunschweig die Regentschaft auf, so sei der Einfluß

des wiener Hofes zum Nachtheile Rußlands unvermeidlich.

Was Biron in dieser Weise gegen Münnich und Löwenwolde, der schon früher unterrichtet war, ausgesprochen, wiederholte er den jetzt eintretenden Cabinetsministern, in der Zuversicht, man werde ihn verstehen und ihn selbst als den Tüchtigsten zur Regentschaft bezeichnen. Czerkaskoi ging auch sogleich in den geheimen Wunsch des Herzogs ein, erklärte Niemand der Reichsverwaltung würdiger, als Denjenigen, welcher bisher die Geschäfte des Staates mit so vielem Eifer als Ruhm geleitet habe und dessen Interesse für Kurland mit Rußlands Wohl innigst verbunden sei. Bestuschew stimmte in denselben Ton ein, und Münnich, wie es heißt, zunächst die Gefahr ermessend, wenn er Einwendungen mache, fand es rathsam, sich gleichfalls beifällig zu äußern. Einer seiner nahen Verwandten, aus dessen Schrift vorstehender Bericht zum Theil entlehnt ist, entschuldigt die offenbare Falschheit des Feldmarschalls mit dieser Gefahr, in die er beim Widerspruch unausbleiblich gerieth, weil die Kaiserin, noch nicht unbedingt von den Ärzten aufgegeben, wieder zu Kräften kommen konnte und acht Tage hinreichten, einen Widersacher des Regenten zu verderben. Aber wir haben allen Grund zur Annahme, daß Münnich eifrigst die Ernennung Biron's zum Regenten betrieb. Einmal hoffte er an

der Spitze des russischen Heerwesens Biron leichter als jeden andern, etwa den Herzog von Mecklenburg, zum Leiter seines aufklimmenden Ehrgeizes zu gebrauchen; vielleicht, wie Biron ihm wiederholt versprochen haben soll, Hettmann von Kleinrußland zu werden, und dann erfoderte das Gesammtinteresse der ausländischen Machthaber, durch jede Veränderung der Regierung bis ins Leben bedroht, daß man zu Aller Sicherheit und zur Rettung des bisherigen antimoskowitischen Systems den Herzog vorläufig an die Spitze stelle. Ward beim Thronwechsel auch nur ein Glied aus der Kette zersprengt, welche den Haß der Russen gegen die Ausländer zu Boden hielt, so unterlagen Alle dem Ungethüme.

Es mag nach diesem einleitenden Schritte erst bei Complimenten geblieben sein, welche der Herzog in gewandter und bescheidener Weise zu erwidern verstand und durch die Schilderung der Last eines solchen Amtes und durch das ausgesprochene Verlangen, auf ehrenvolle Weise zum friedlichen Genuß seines Erworbenen berechtigt zu werden, den Eifer der Andern nur zu verstärken beabsichtigte. Da es seinem Ehrgeize schmeichelhafter war, daß man ihn zur Übernahme der Regentschaft nöthige und Vorsicht ihm befahl, die Mitwirkung der angesehensten Männer der beiden ersten Classen sich zu verschaffen, so deutete er auf die Nothwendigkeit einer ungesäumten Berufung

der höchsten Personen des Hofs, Senats und Generalität hin und rieth, zuvor die Proclamation des Prinzen Joan als Nachfolger zu betreiben. Sie möchten mit dem Reichsvicekanzler Ostermann die Sache überlegen und dafür sorgen, das Manifest in dieser Nacht noch aufzusetzen, damit es andern Tags von der Kaiserin unterschrieben und bekannt gemacht werden könne.

Graf Löwenwolde eilte sogleich zu Ostermann, der seit 5 Jahren nicht an den Hof gekommen; Biron dagegen verfügte sich zur kranken Herrscherin. Wohl ist es möglich, daß Anna, das Bedenkliche ihres Zustandes fühlend, in die Klagen über die Zukunft ihres Reiches ausbrach, welche der Herzog ihr in den Mund legte. Hatte doch der Schlaue seit Jahren sie gewöhnt, die Dinge nur mit seinen Augen zu betrachten. Biron tröstete die Leidende, welche nach ihren Ministern fragte, der Prinzessin Anna ihre Krankheit melden ließ und von deren Übelbefinden, das an sich räthselhaft, vielleicht nur erdichtet war, um in dieser wichtigen Stunde die Nichte von der Tante zu entfernen, Kenntniß erhielt.

Ostermann erschrak, als Löwenwolde ihn vom Drange des Augenblicks unterrichtete; aus demselben Grunde, wie Münnich, stimmte er der Ernennung Biron's zum Regenten bei, hieß aber ohne Zeitverlust das Nachfolgegeschäft ordnen, in der Zuversicht, daß die Kaiserin den neugebornen Prinzen zum Reichserben

erklären werde. Auch die beiden andern Cabinetsminister eilten aus dem Sommerpalaste, in welchem Anna krank lag und das Erzählte sich zutrug, zu Ostermann, um die Ukase auszufertigen. Wiederum beklagte Anna im Sinne Biron's das Geschick des armen Kindes, dessen Ältern, zumal der Vater, nicht im Stande wären, seine Stütze zu sein, während der Großvater, gäbe man ihm Gewalt, das Reich in unheilvolle Kriege zu stürzen drohe. Besonders Münnich beunruhigte der Gedanke, daß Karl Leopold alsbald die Würde eines russischen Generalissimus an sich risse, um mit der Macht Rußlands seinen Groll gegen den römischen Kaiser und Hanover zu bewaffnen. — Unter eiligen Berathungen, Hin- und Hersenden kam die Nacht heran, als Biron vom Lager der Kaiserin, das er mit seiner Frau angstvoll hütete, zurückkehrend, in seinem Gemache eine Anzahl von Männern des ersten Ranges fand, den Feldmarschall Münnich, die beiden Cabinetsminister, die Generale Uschakow und Saltykow, den Oberstallmeister Knjäs Kurakin, den Oberprocureur des Senats, Trubetzkoi, Admiral Golowin, die Hofmarschälle Löwenwolde, Brewern, Schepelow und viele andere. Es war die Versammlung, von der Biron sich die Regentschaft übertragen wissen wollte und deren aufrichtiger oder gleichgültiger Beistimmung er nach geheimer Vorbereitung sicher war. Münnich führte das Wort im Namen der „treuen

Patrioten" und vereinigte in geschickter Rede die Gesichtspunkte, welche den Herzog als Regenten empfahlen, besonders dessen unleugbare Kenntniß der Landesverfassung. Biron spielte seine Rolle mit Würde, schien überrascht und gestand ihrer Freundschaft nicht das Recht zu, ihm eine Last aufzuladen, die über seine Kraft ginge. Er betheuerte, daß seine wankende Gesundheit, die getragenen Sorgen ihm nur den Wunsch abnöthigten, sich der Ruhe zu widmen, um, wenn nach Gottes Willen die Kaiserin das Zeitliche verließe, mit ihrer Aller Erlaubniß, in ihrer Mitte, seinem Range gemäß als Fremder und als Freund zu leben. Der Feldmarschall dagegen erwiderte, „es käme hier nicht auf den Wunsch eines Privatmannes, sondern auf das Bedürfniß eines großen und mächtigen Reiches an; er berief sich auf die Wohlthaten, mit welchen die Kaiserin ihn überschüttet habe und die er schlecht vergelte, beharre er auf seiner Weigerung. So wurde denn mit unnachahmlicher Kunst von beiden Seiten, von der einen gewandte Widerlegung der Einwürfe, von der andern dankbare Bescheidenheit, ein zweiter Act gespielt, welchen noch vor dem Resultate der Ruf zur kranken Herrin unterbrach. Bei ihr verweilte Biron bis Mitternacht, unterdeß die Cabinetsminister bei Ostermann die Eidesformel in Betreff Joan's ausfertigten.

Montags früh, den 7/18. Oct., trat Münnich mit

den Übrigen in Biron's Gemach und begehrte vor die Kaiserin gelassen zu werden. Nach ihrer Anmeldung zog sich der Oberkammerherr bescheiden in die Vorzimmer zurück. Nachdem sie in wehmüthigen Ausdrücken ihre Schmerzensgefühle am Lager der hohen Kranken ausgesprochen, lasen sie das Manifest vor und überreichten es zur Unterzeichnung. Münnich dankte und beschwor die Kaiserin, Biron zum Regenten einzusetzen. Die Kranke ertheilte darüber keinen Bescheid, schien aber sehr angegriffen und niedergeschlagen, als der Oberkammerherr wiedereintrat. „Ich habe", sagte sie, „den Eid mit zitternder Hand unterzeichnet, was nicht der Fall war, als ich die Kriegserklärung gegen die Pforte unterschrieb". Sie äußerte, die langjährigen Dienste des Freundes nicht genug belohnt zu haben, gab indessen zu verstehen, daß Münnich sie auf einen Gedanken gebracht hätte, der ihr schon in dieser Nacht durch die Seele gegangen sei. Welches geheime Entzücken für Biron, sich dem Ziele so nahe zu sehen!

Unterdessen versammelten sich die Garderegimenter und die ganze Besatzung vor dem Sommerpalaste; Elisabeth's Wohnung ward zur Sicherheit mit doppelten Wachen umstellt. In der Hofkapelle las man die Thronfolgeurkunde den Personen der ersten Classe vor und Alle leisteten, bis auf Elisabeth und die Ältern, dem jungen Großfürsten den Treueid. In den

Stadtkirchen geschah ein Gleiches und die Regimenter legten compagnieweise den Huldigungsschwur ab. Dem Manifeste war die Bestimmung beigefügt, daß, im Falle Joan jung und ohne rechtmäßige Erben stürbe, seine nachfolgenden Brüder, dem Rechte der Erstgeburt gemäß, in seine Stelle träten. So war durch ein Gewebe von Ränken, in denen fast jeder Theilnehmer seinen eigenen Vorbehalt im Sinne hatte oder seine eigenen Plane verfolgte, der eine Hauptstreich ausgeführt worden; die schwache, kranke Kaiserin dahin vermocht, mit Verleugnung des nächsten verwandtschaftlichen Interesses, ihre Nichte von der Nachfolge auszuschließen und ein Kind von acht Wochen, welches eine langjährige Regentschaft nöthig machte, auf den Thron zu heben. Der zweite wichtige Schritt, der Kaiserin die Regentschaft für Biron abzugewinnen, fehlte noch; um ihn auszuführen und auch unter den folgenden Rangclassen eine scheinbare Stimmenmehrheit zu erzwingen, war besonders der Baron von Mengden, Kammerherr der Kaiserin und Präsident des Commerzcollegiums, unermüdlich, indem er die Ausländer im Staatsdienste durch den Schrecken vor der Volkswuth bearbeitete. Ward Biron's Stolz allein befriedigt, wenn eine große Zahl bedeutender Personen, die Kaiserin mit dem dringenden Gesuch anging, ihm mit Ausschluß ihrer Verwandten die Regentschaft zuzuwenden, oder ermaß er die religiöse Bedenklichkeit,

die Gewalt mütterlicher Liebe, welche in Anna's Gemüth sich regte, genug auch dieses Spiel der Falschheit und Verstellung ward in Bewegung gesetzt.

Zwei Tage nach jener Kundmachung ließ sich der alte, gebrechliche Ostermann in einem Lehnstuhle auf den Sommerpalast tragen; ihm nach folgte eine Menge der ersten Staats- und Hofbeamten. Der Vicekanzler winkte den Herzog bei Seite, erklärte ihm die Absicht ihres Kommens, und beschwichtigte alle heuchlerischen Einwürfe Biron's, dem „Alle, als ehrliche Leute, die Last zu tragen gelobten", daß er, nach Durchlesung der an die Kaiserin gerichteten Bittschrift, dem stürmischen Gesuche nachgab und nur die Clausel hinzufügen ließ, es möge ihm gestattet sein, von Krankheit oder andern Gründen behindert, die Regentschaft niederzulegen. Darauf nun wurde Ostermann vor das Bette der Kaiserin getragen, deren Angesicht er seit 5 Jahren nicht erblickt hatte, zog sein Papier aus der Tasche und fragte, ob er ihr ihre letzte Verfügung vorlesen dürfe? Anna, welche noch Nichts von so nahem Tode wissen wollte und die man mit Mühe vermocht, den Kanzler, den mahnenden Boten der Vergänglichkeit, der schon am Sterbebette dreier Monarchen gestanden, vorzulassen, erwiderte unruhig, wer ihren letzten Willen verfaßt habe? Worauf Ostermann, sich in seinem Sessel aufrichtend, mit tiefer Verbeugung russisch antwortete: ich, euer treuer Sklave! Die erschütterte Monarchin

durch die Darlegung der Dinge beruhigend, las er ihr die Artikel seiner Schrift; als er aber an denjenigen kam, „daß der Herzog von Kurland die sechzehn Jahre der Minderjährigkeit des Kaisers hindurch Regent sein solle“, fragte sie den herangetretenen Biron mit Befremdung auf russisch: „hast du das nöthig?“ und nahm die Schrift in ihre Hände, um sie, wie Biron versichert, sogleich zu unterschreiben. Auf seine Bitte, sich und ihm den Schmerz der Unterzeichnung des letzten Willens zu ersparen, steckte sie die Urkunde, wie eines Andern sich besinnend, unter ihr Kopfkissen und entließ die Versammlung in Ungewißheit, ob die wichtige Acte ausgefertigt sei. Noch nicht schien nämlich Biron die öffentliche Beistimmung verbürgt genug, und er verschob deshalb mit der Sicherheit des schlausten Rechenkünstlers die Vollziehung auf mehre Tage.

Während die Partei der Ausländer, die erhaltende, wie wir sie im Gegensatz der altrussischen, welche auf Umsturz des Bestehenden ausging, nennen möchten, beunruhigt über die ausbleibende Erklärung der kranken Herrscherin, Versammlungen hielt, zu welchen man selbst Personen der achten Classe, die Capitainlieutenants der Garde zog, und sie einig wurde, im Falle Anna, ohne zu unterzeichnen, stürbe, Biron eigenmächtig zum Regenten zu ernennen, war dieser bemüht, selbst die Beistimmung der Prinzessin Anna

zu erpressen. Aber der dreisten Zumuthung, in Person die Tante zu jenem Schritte zu bewegen, wich die Mutter des Thronfolgers durch die allgemeine Versicherung aus, „sie werde sich in die Bestimmung der Kaiserin fügen und wolle die Kranke nicht durch erneute Todeserinnerung schrecken“; eine Abfertigung, die sie wiederholte, als andern Tags einige Glieder der Versammlung mit demselben Anliegen sie aufsuchten. Auf ihre Einwilligung verzichtend, betrieb denn Biron die Überreichung jener, von den angesehensten Männern im Cabinet unterschriebenen Bittschrift, und die Kaiserin, im nicht undeutlichen Vorgefühl, daß Biron sich selbst den Sturz bereite, rief nach Empfang derselben in einer Frühstunde den Vicekanzler an den Hof. Erst auf die zweite Ladung stellte sich Ostermann in seinem Sessel ein; Anna nahm die Regentschaftsurkunde unter ihrem Haupte hervor, unterschrieb sie und befahl Ostermann, den Bittstellern zu versichern, daß ihr Gesuch gewährt sei. Der Kanzler schlug darauf das Document in ein Couvert, besiegelte es zur Seite des Lagers der Kranken, welche dasselbe der Frau von Uschakow übergab, um es im kaiserlichen, neben dem Bette stehenden Juwelenschranke zu verschließen. Der alte Diener, nach einer längern Unterhaltung entlassen, verkündigte die wichtige Zeitung der unruhvollen Versammlung, in der auch Biron sich befand, Allen das gnädige Wohlwollen der Monarchin

bezeigte und dankbar ausrief: „ihr Herren habt gehandelt wie die alten Römer"!

Die jüngere Anna, ohne Klugheit und Energie, hatte kein Mittel gefunden, während jener Krisis die Gewalt der Familienliebe auf die Tante geltend zu machen, und durch unbesonnenes Benehmen selbst unangenehme Eindrücke in ihr hervorgebracht. In den ersten Tagen hatte sie, wie viele andere Damen und Cavaliere, sich am Krankenbette gezeigt und durch ihr leidendes Aussehn Besorgnisse erweckt, die jedoch die Ärzte und Biron's Interesse zu heben bemüht waren. Um eine andere Weise zu versuchen, ließ sie plötzlich der Kaiserin melden, daß sie, ernstlich erkrankt, den Trost der Religion begehre. Die Botschafterin erledigte sich ihres Auftrags auf die ungeschickteste Weise, erklärte ohne Umschweife, die Prinzessin habe die letzte Ölung verlangt, und versetzte natürlich die Kaiserin in gefährliche Aufregung. Als die Ärzte mit Mühe sie beruhigt hatten, trat zwei Tage darauf die angeblich Todtkranke in das kaiserliche Gemach und rechtfertigte durch ihre Unklugheit einen unfreundlichen Empfang. Jetzt, da Alles gelungen war, verstattete man ihr, der Cesarewna Elisabeth und dem Prinzen von Braunschweig den täglichen Zutritt, doch immer in Gegenwart der biron'schen Familie.

Aber unter den wechselnden Gemüthsbewegungen, in welchen die Kaiserin den völligen Gebrauch ihres

Verstandes keinen Augenblick verlor, verschlimmerte sich die Krankheit von Tage zu Tage; das wahre Übel, ein Nierenstein, blieb den Ärzten unbekannt. Nachmittags am 17/28. Oct. erstarrten die untern Glieder, gegen Abend nahm sie mit Gelassenheit Abschied von den Prinzessinnen und dem Prinzen von Braunschweig, erkannte alle Umstehende und reichte ihnen die Hand zum letzten Kusse. Als um 9 Uhr bei annahenden Todeskrämpfen der Beichtvater, der Hofkapellan und die Sänger, um griechischen Gebrauchs die Sterbegebete zu verrichten, eingetreten waren, näherte sich auch der Feldmarschall Münnich, Czerkaskoi und andere Große dem Lager; die Vorhalle des Sommerpalastes erfüllte unruhige Bewegung. Lebe wohl, Feldmarschall (prosti Feldmarschall)! sagte sie zum Kriegshelden, empfing die letzte Ölung, und gab unter Besprengung mit Weihwasser ihren Geist auf, 47 Jahre 8 Monate und 20 Tage alt.

Bis hierher führt die gegenwärtige Aufgabe, welcher vielleicht, an ähnlicher Stelle, Biron's jäher Sturz, Münnich's Strafe und der trauervolle Ausgang des Joan'schen Hauses folgen wird. In dem Bericht über Anna's letzten Willen haben wir die vorhandenen, widerspruchsvollen Nachrichten kritisch geprüft und am wenigsten Aufrichtigkeit in der Schrift des alten Feldmarschalls gefunden. Zeit und Umstände durch einander werfend, das Weltkundigste

unterdrückend, leugnet Münnich zur Entschuldigung seiner kurz darauf begangenen Falschheit alle Theilnahme an den Vorgängen, bürdet Ostermann, Czerkaskoi auf, das „Testament" geschmiedet zu haben, welches nach seiner Aussage Anna, vom Nebel des Todes schon umflort, unterzeichnete. Wahrhafter ist der Verfasser der oft angeführten Antwort u. s. w., ein naher Verwandter des Feldmarschalls; mit der oben gegebenen Darstellung stimmen auch die Manifeste Elisabeth's überein. Wir fügen noch hinzu, daß ein anderer Verwandter dem unermüdlichen Forscher Büsching erzählte, während Anna's tödtlicher Krankheit habe Münnich das Schloß nicht verlassen, des Nachts mit dem Herzoge sogar in einem Zimmer geschlafen. Auch gab Münnich als Greis dem gedachten Geschichtsfreunde Biron's Schutzschrift nach einigen Wochen ohne die erbetenen, berichtigenden Anmerkungen zurück; gewiß voll Scham über die Lüge, zum Bekenntniß der Wahrheit aber zu stolz. Manstein, das Werkzeug des Feldmarschalls in seiner gegen den Regenten verübten Arglist, geht leicht über die Sache fort.

Neuntes Capitel.

Persönlichkeit Anna's als Kaiserin. Gegensätze in Rußland. Pracht. Hofsitten. Narren.

Die Kaiserin Anna wird von Zeitgenossen als eine Frau von würdiger Gestalt und Haltung geschildert, schwarz von Auge und Haaren, eines Ehrfurcht gebietenden, doch milden Blicks, einer männlichen Stimme. Nach den vorliegenden Bildern und Münzen muß sie, wie ihre Schwester Katharina, jenes Übermaß äußerer Fülle gehabt haben, welche nach Vorstellungen, die den Russen mit den Orientalen eigen sind, zur Frauenschönheit gehört. Gutmüthig und leutselig von Natur und durch die Prüfungen ihres frühern Lebens, entwickelte sie dennoch Geistesgaben, die mit einer gewissen angebornen und anerzogenen Schlaffheit und Bequemlichkeitsliebe zu contrastiren scheinen. Sie besaß einen richtigen Takt im Beurtheilen ihrer Umgebung, durchschaute leicht auch schwierige politische Verhältnisse, und das Glück, so ausgezeichnete Männer um ihren Thron zu vereinigen, war nicht unabhängig von eigener Wahl. Ohne die Absicht, durch prunkende Unternehmungen und Baudenkmäler Ruhm bei der Mit- und Nachwelt zu gewinnen, war sie doch empfänglich für die Größe des von ihr beherrschten

Reiches; während sie das von Peter begonnene Werk nur zu erhalten gedachte, schritt die einmal entwickelte Staatskraft, selbst in einer ungeschickten Richtung, einen so majestätischen Gang, daß Alles gelingen mußte und Anna's Regierung deshalb zu den glorreichsten und glücklichsten zu rechnen ist. Ihr Wille war gut, gerecht und menschlich; aber indem sie, selbst zu herrschen zu bequem oder zu bescheiden, mit rücksichtslosem Vertrauen sich Denen unterordnete, welche ihr durch umfassende Verstandeskräfte, nachhaltigen Eifer imponirten und durch treue Anhänglichkeit an ihre Person sie gefangen nahmen, mußte von Seiten der Begünstigten ein Gewaltmisbrauch eintreten, den mehr der Drang gebieterischer Umstände, als Gehässigkeit und Härte im Charakter ihrer Stellvertreter empörend macht. Biron soll die Kerker und Einöden Sibiriens mit 20,000 Unglücklichen bevölkert haben, und ungezählt sind Diejenigen, welche geräuschlos unter der Hand des Henkers bluteten. Wenige von den Unglücklichen fielen einer persönlichen Rachsucht des Günstlings, sie fielen dem festgehaltenen Principe des modernen Rußlands, welches in der Herrschaft der Deutschen seine Einheit, in ihrem Bewußtsein den Grund der Entschuldigung fand. Keineswegs hatte Peter's blutige Faust dem russischen Adel den Nacken gebrochen; er verschmähte mit seinem Rechte die aufgedrungene Sittigung; er wollte

nicht die Kraft des Landes dem Streben nach politischer Geltung, für die ihm der Sinn noch nicht aufgeschlossen war, hingegeben wissen; er wollte nach väterlicher Weise im orientalischen Selbstgenügen über seine Leibeignen herrschen, unbekümmert um glanzvolle Vertretung seines Vaterlandes im europäischen Staatensystem. Daher denn jener, nicht durch die furchtbarste Strenge zum Schweigen gebrachte Haß gegen die ausländischen Minister, die er als Personen erkannte, da sie doch mehr leitende Ideen repräsentirten; daher andererseits der furchtbarste Despotismus, die blutdürstige Verfolgung, ohne daß die Gewissen der Regierer sich beunruhigt fühlten, sie vielmehr großmüthig die Zurechnung von Thaten hinnahmen, die sie in einem höhern Sinne verübt hatten. Indem sie sich durch Gewaltmittel oben erhielten, immer, wie zwiespältig auch sonst gegeneinander, in einer geharnischten Phalanx sich gegen das Altmoskowiterthum zusammenschlossen, sicherten sie die Fortbildung des Staates.

Mit weiser Behutsamkeit und höflicher Beachtung äußerer Formen gebrauchte Graf Ostermann, bei der Möglichkeit des Umsturzes, seine Macht. Man erzählt, daß er selbst auf seinen diplomatischen Gastmählern den gemeinen adligen Gardesoldaten, welcher ihm Befehle der Kaiserin brachte, auf das Verbindlichste zum Sitzen und Trinken einlud und

den über solche Artigkeit befremdeten Gesandten sagte: „Meine Herren, das Glück ist in unserm Lande wandelbar, und wer weiß, was aus diesem Gardisten morgen werden kann!" Dagegen gefiel sich Biron, wie er einmal festsaß, in beleidigender Geringschätzung des Russischen, und scheute sich nicht der übermüthigen Äußerung, er wolle nicht russisch lesen und schreiben lernen, um nicht der Kaiserin den Haufen von Bittschriften und Papieren vorzulegen, welcher täglich einlief.

Von dem tödtlichen Hasse gegen die Ausländer, die man beschuldigte, sich nur mit russischem Gute bereichern und dann heimkehren zu wollen — ein Vorwurf, den Alle durch ihre innerliche, die eigne Heimat vergessende Einbürgerung widerlegten — von diesem unverhüllten Hasse reden die tiefern Beobachter der Zeit. Merkwürdig, daß alle wahren Russen in Elisabeth, Peter's Tochter, sehnsüchtig die Befreierin vom Joche der Fremden erwarteten, und daß in Büchern, die während Anna's festgegründeter Herrschaft erschienen, wie mit Gott eingegebener Gewißheit prophezeit wurde, „Elisabeth werde, sobald Anna die Augen schlösse, in einer sicilischen Vesper Rußland rächen an seinen Unterdrückern und das goldene Zeitalter wieder heraufführen!" Dieser feindselige Gegensatz, welcher aus der Martyrer-Gelassenheit der Hingerichteten blickte, möge denn die unter

Anna verübten Greuel wo nicht rechtfertigen, doch in ein minder gehässiges Licht stellen. Muß doch auch in Anschlag gebracht werden, daß die riesig ringenden Kräfte, Altrußland mit seinem modernen Schicksal, sich gegenseitig zu überbieten suchten, im Gegendruck eine Strenge die Steigerung der andern nöthig machte, bis denn endlich die zähe russische Natur ausdauernd einen kurzen Triumph über die niedergetretenen deutschen Peiniger davontrug.

Der Russe verstand es aber, Anna's Person von ihrem Cabinete und dem Princip der Regierung zu trennen, und darum wurde sie von ihren Unterthanen geliebt, wie Europa, nachsichtig gegen die Frau, ihr nicht eine Staatsmoral zurechnete, die in ihrer Aufgabe das Recht zu jedem Unrecht fand. — Anna's gewöhnliche Lebensweise war sehr geordnet und fast bürgerlich. Sie stand vor acht Uhr auf, arbeitete von neun Uhr an mit ihrem Secretair und ihren Cabinetsministern, d. h. sie statteten ihr Bericht über Dasjenige ab, was ihr zu wissen frommte, und gewöhnten sie, die Dinge aus ihrem Gesichtspunkte zu betrachten. Zu Mittag speiste sie in ihren Kammern mit der Familie Biron; wir wissen, daß ihre Neigung, liebreich und duldsam, sich auf Alles übertrug, was diesen Namen führte, selbst auf die ungezogenen Knaben des Oberkammerherrn, deren Lehrer sie einst ins Zuchthaus schickte, weil unter seiner Aufsicht der jüngere

sich an Erdbeeren im kaiserlichen Garten krank gegessen, und deren plumpe Neckereien und kindischen Übermuth die vornehmsten Hofbeamten, selbst Löwenwolde ohne Rüge hinnehmen mußten. Der kaiserliche und oberkammerherrliche Haushalt war so simultan, daß Münnich versichert, Anna habe gar keine Tafel bei sich gehalten, sondern mit den Birons allein in den Kammern des Favoriten gespeist. — Im Sommer liebte sie körperliche Bewegung, lustwandelnd durch die Gärten, welche Peter's holländische Liebhaberei um die Schlösser angelegt; im Winter spielte sie Billard, besuchte Biron's Reitbahn; Abends aß sie wenig und begab sich regelmäßig vor Mitternacht zur Ruhe.

Aber ungeachtet ihrer Neigung zu einem so bürgerlichen Geleise des Lebens war ihr Hof einer der prachtvollsten von Europa, und die massive Herrlichkeit ihrer Feste setzte selbst den Italiener Algarotti, den die glänzendsten Höfe zum Kenner gebildet hatten, in Erstaunen. War es, den Frauen angeboren, Liebe zur Eitelkeit; hielt Anna eine kostbare Hofhaltung ihrer Würde für unerläßlich; gab sie gefällig dem auf äußerm Hoheitsnimbus gerichteten Sinne des Günstlings nach; oder endlich, war es eine Staatsmaxime der ausländischen Minister, durch den Aufwand des Hofs die russischen Großen arm und dadurch unterwürfiger zu machen: genug, eine ungemessene Prachtliebe bezeichnete Anna's öffentliches Leben. Sie,

welche nach verbürgten Nachrichten mit den Birons auf dem Fuße einer reichen Tante in einem anständigen Bürgerhause lebte, Tage lang im einfachsten Anzuge, ein seidenes Tuch um den Kopf, im rothen Corset und schwarzem langen Kleide erschien, vermehrte die Zahl der Hofämter durch neu erfundene müßige Chargen, gab den Befehl, daß an Galatagen, wo auch sie die erdrückende Pracht der Kaiserin trug, keine hoffähige Person zweimal in demselben Kleide sich zeigen durfte. Dieser allereitelste Luxus, die Kleiderpracht, spielte besonders den französischen Fabriken ungeheure Summen in die Hand; für die in Lyon von russischen Hofleuten bestellten Stoffe wurde Gold und Silber pfundweis verwandt. Ein Vornehmer, welcher nicht jährlich 2 bis 3000 Rubel für seine Garderobe ausgab, spielte eine schlechte Figur, und die Knjäsen mußten gleiche Summen für Tressen und Goldstoffe ausgeben, wie einst auf Peter's Geheiß für Erbauung von Kriegsfahrzeugen. Adel und hohe Beamte würden gänzlich verarmt sein, wären die Foderungen der Etiquette in andern Stücken ebenso eigensinnig gewesen. Eine humoristische Inconsequenz, welche aus den Verhältnissen hervorging, verhöhnte während der ersten Jahre Anna's alle Bemühungen der Kaiserin und die ihres Geschmack liebenden Günstlings, eine gefällige, geputzte Gleichförmigkeit hervorzubringen, und was den Eingebornen eine Überbietung

modischer Herrlichkeit dünkte, erregte in seiner barocken Ungleichheit und Geschmacklosigkeit den Spott der Fremden. Peter's des Großen Hofstaat galt als kein Muster des Passenden, und der genügsame Nachbilder holländischer Muster war froh genug, daß seine Vornehmen die häßlichen Bärte und die langen Röcke aufgaben. Während der liederlichen Hofhaltung Katharina's war an Ebenmaß gesellschaftlicher und modischer Ausbildung nicht zu denken gewesen; noch viel weniger unter dem Knaben Peter II., in einer Periode, wo Altes und Neues, statt sich zu neutralisiren, noch einmal schroff einander gegenübertrat. Unter des Oberkammerherrn Stabe, wie unter einer Zauberruthe, sollte nun aus so störrigen Elementen jene anmuthige Übereinstimmung erstehen, welche erst, als Frucht still durchgreifender Gewohnheit, aus der Summa des fortgerückten Gesellschaftszustandes gedeihen konnte. So sah man denn an Galatagen ein prachtvolles Kleid von Goldbrokat mit einer schlecht aufgekämmten Perücke gepaart, oder, wie der boshafte Verfasser der „Moskowitischen Briefe" von Czerkaskoi's Hauptzierde sagt, „von so kahl gebürsteten Haaren, daß russische Augenbrauen sie an Länge übertrafen". Eines Andern überreichen Rock hatte ein ungeschickter Schneider lächerlich verpfuscht; oder wenn die Kleidung auch Probe hielt, war die Equipage schlecht, eine baufällige, uralte Carosse, von Mähren gezogen. War es Mangel an

feinem Sinn, Armuth oder höhnender Trotz, in den Häusern der Großen sah man die widrigste Unsauberkeit und häßlichen Trödel neben mit Gold- und Silbergeschirr bethürmten Kredenztischen. Noch wunderlicher war es mit dem Putz der Damen beschaffen, weil die gewohnte, faltig bequeme Landestracht, die natürliche Fülle russischer Schönen den Übergang in die geschnürte Steifheit der Mode von Wien und Dresden erschwerte. Gelang es einer, so sah man neben ihr zehn Verunstaltete. Aber Biron und die Kaiserin ließen nicht ab von strengem Hofmeistern; ihre Umgebung ward das Muster gleichförmiger Eleganz, und wie erst der Hof in Petersburg, dem widerspenstigen Moskau fern, sich niedergelassen, kam man allmälig so ins Geschick, daß ein Galatag im Winterpalais oder in Peterhof an schwerfälliger Pracht kühn Versailles oder Schönbrunn sich vergleichen konnte. Bei großen Feierlichkeiten speiste Anna, Elisabeth und die mecklenburg'sche Prinzessin ihr zur Seite, öffentlich unter einem Thronhimmel, während der Oberkammerherr die Monarchin bediente. Der Hof, die Geistlichkeit und die fremden Minister wurden gewöhnlich in demselben Saale an einem sehr großen Tische bewirthet. In den letzten Jahren hörte die Prunktafel bei der Kaiserin auf und dem Reichsvicekanzler blieb der Empfang der Fremden.

Anna liebte nicht das Spiel, Biron's Leiden-

schaft neben der Pferdeliebhaberei. Die Kaiserin, der Ostentation sich bequemend, hielt selbst großmüthig Bank, aber nur für ausdrücklich Geladene; sie verschmähte die gewonnenen Marken einlösen zu lassen, bezahlte aber die verlornen höchst splendid. Biron indessen konnte keinen Nachmittag ohne hohes Spiel zubringen, da das Glück ihn begünstigte, zum empfindlichen Nachtheile der Mitspieler, von denen manche durch freiwilligen Verlust bedeutender Summen sich dem habsüchtigen Günstling wohlwollend zu machen wußten. Diese Leidenschaft griff so um sich, daß oft 20,000 Rubel im Quinze, Faro und Landsknecht verloren gingen und zumal der Oberhofmarschall Löwenwolde sich ruinirte. Konnte man diesen verderblichen Zeitvertreib keineswegs einen Fortschritt der Bildung nennen, so war dagegen rühmliche Nüchternheit am Hofe eingekehrt und bezeichnete eine würdigere Phase des gesellschaftlichen Zustandes. Wie nämlich auf das deutsche Mittelalter, geistiger in seinen Genüssen, ungeachtet seines sinnlichern Princips, mit der Cultur der neuen Zeit eine viehische Völlerei im sechszehnten und halben siebzehnten Jahrhundert gefolgt war, wiederholte sich im Leben Peter's, der dem russischen Mittelalter Stillestand gebot, auch diese niedere Genußsucht und drohte Trunkliebe das vorherrschende Laster der vornehmen Russen und Russinnen zu werden. Wir kennen die bacchantischen Feste

des Czaren, jene Sommerlustbarkeiten, in denen Grenadiere von Preobraschensk die Rolle zunöthigender Ganymede vor den Branntweinskufen, im abgesperrten Reviere, spielten, und deutsche Damen der ersten Classe aus Furcht vor so brutaler Bewirthung falsche Wochen hielten, da ihr Zustand, den sie mit Thränen der Kaiserin schilderten, sie beim Czaren der Theilnahme am Gelage nicht überhoben hatte. Unter Katharina, Peter's gelehriger Schülerin auch in dieser Unart, erschien die Trinklust noch widerwärtiger. Man erzählt, Graf Rabutin, der östreichische Gesandte, habe auf der berühmten Wasserfahrt, schon ziemlich bezecht und noch immer zechend, einer Schildwache auf die Frage wer da? mit treffendem Witze geantwortet: „Ministre en fonction“. Peter's II. kurze Regierung brachte keine Veränderung im herrschenden Hange hervor, und unter Anna, welche das Regierungsprincip des großen Czaren fortsetzte, schienen die Russen wenigstens diese Bethätigung gern zu sehen. Aber Anna, an gesittetere Unterhaltung und feinere Genüsse in Mitau gewöhnt, gab früh sich als entschiedene Feindin Trunkener kund, und nöthigte Nüchternheit zunächst ihrer Umgebung auf. Nur Knjäs Kurakin hatte die Erlaubniß, am Hofe soviel zu trinken, als ihm beliebte, und nur am 20/31. Januar, dem Tage der Gelangung zum Throne, wurde ausnahmsweise, doch mäßig, der nationalen Sitte gefröhnt. An der ersten Jahresfeier

gedachte Paul Jaguschinskij den alten Fuß wiederherzustellen; schon vom Mittagsmahle erhitzt, begann er einen mächtigen Pokal auf die Wohlfahrt der Kaiserin herumzureichen, und Anna ließ sich vermögen, den Anwesenden den Ehrentrunk zu bieten. Dadurch ermuthigt, kam während des Tanzes Jaguschinskij mit Biron und dem Oberhofmarschall Löwenwolde zur müßig zuschauenden Kaiserin, senkten sich auf das Knie und brachten aus großen Gläsern allerlei Gesundheiten aus, unter andern auch ziemlich weinlaut „auf das Wohl Derjenigen, die Ihre Majestät von Herzen liebhabe". Anna zog sich aber bald zurück, indeß Jaguschinskij, der Tage Peter's eingedenk, durch Chevaliergarde die Thüren des Audienzsaales, zum Verdruß des preußischen Gesandten, besetzt hielt. In den folgenden Jahren beschränkte Anna den Gebrauch dahin, daß jeder Hoffähige mit gebeugtem Knie ein mächtiges Glas Ungar vor ihr ausleerte; auch erhielten an den Vorabenden kirchlicher Feste, nach Cour und Handkuß, die Hofdignitäten und Gardeoffiziere ein bescheidenes Glas von der Herrin gespendet. Die alte Sitte verlor sich nicht in der hohen Gesellschaft, daß die Neuvermählte, auf ausdrückliches Verlangen und nach dem Vorgange des Gemahls, sich von der ganzen Gesellschaft den Mund küssen lassen mußte und daß die Dame des Hauses dem Besuchenden ein Schälchen Branntwein oder Wein bot; weigerte sich der Fremde

der dringenden Einladung, so war es nichts Seltenes, daß die Dame ihn durch fußfälliges Bitten zu ihrem Willen bekehrte. Mochte, neben dem allgemeiner werdenden Gebrauche des Tranks von Mokka, Anna's Beispiel und Rüge in diesem Stücke wohlthätig auf die Gesittigung der höhern Gesellschaft wirken, so gab sie sich doch in einer andern Beziehung als Joan's Kind und Rußlands echte Tochter zu erkennen; sie ergötzte sich mit Vorliebe an den Späßen der Narren oder Halbverrückten, wie bis dahin alle Glieder des romanow'schen Hauses und der vornehmen Russen überhaupt. Freilich war dieser Genuß weit entfernt von jenem humoristischen Reize, welchen der boshafte Witz Shakspeare'scher Schalksknechte auf abgespannte fürstliche Seelen hervorbrachte. Von Peter's des Großen Narrencompagnie war noch Einer übrig, La Coste, der Samojedenkönig, ein portugiesischer Jude aus Hamburg, aber in dem neuen Testamente so bewandert, daß er selbst den bibelfesten Czaren beschämte. Mit fünf andern, dem Italiener Pedrillo und vier vornehmen Russen, bildete er den Narrenstaat der vergnüglichen Kaiserin. Sie mit ihrem ganzen Hofe gerieth außer sich vor Lachen, wenn die Narrenzunft, einer hinter dem andern aufgestellt, rücklings zu Boden fiel, nachdem man dem ersten ein Bein untergeschlagen, oder wenn sie sich balgten, bei den Haaren zerrten und bis aufs Blut schlugen. Als Balakrew

eines Tages zu solcher Hudelei nicht Lust hatte, lehrten die Batoggen ihn, daß keine Entschuldigung der Art vor der Gebieterin gelte. Pedrillo, als Geigenspieler nach Petersburg gekommen, fand es einträglicher, von seinem Talente zu Narrenspäßen Gebrauch zu machen, und gewann in neun Jahren 20,000 Rubel. Die ersten 10,000 eroberte er auf eine Weise, welche die ehrbare Sitte Anna's etwas verdächtigt. Nach einem alten Brauch erhält die Wöchnerin beim ersten Besuch ein Geschenk und gibt dafür einen Kuß. Als Biron einst im anstößigsten Scherze dem Italiener gesagt hatte, er sei mit einer Ziege verheirathet, bekannte jener mit tiefer Verbeugung solches als Wahrheit, und bat, da seine Frau nächstens niederkommen werde, die Majestät und den ganzen Hof, die Wöchnerin zu besuchen und ihr ein Geschenk nicht zu versagen, damit er seine Kinder gut erziehen könne. Der ungesittete Spaß fand Beifall; am bezeichneten Tage legte man Pedrillo mit einer Ziege auf dem Theater ins Bette; der Vorhang wurde aufgezogen und alle Welt näherte sich dem ruhenden Paare. Die Kaiserin machte zuerst eine ansehnliche Verehrung und legte einem jeden der Hofleute eine Schatzung auf. Pedrillo und La Coste trugen zum Unterschiede der Zunftgenossen den neugestifteten Orden S. Benedetto, das verkleinerte Kreuz des Alexander Newski, an einem rothen Bande im Knopfloche. Jene vier Russen, die Knjäsen Golitzün und Wolchonskij,

ein Schwager Bestuschew's und Pfleger des kaiserlichen Windspiels, Apraxin und Balakrew, mochten als Strafe für Vergehungen zur Narrenkappe verdammt sein; wenigstens Golitzün, weil er auf seinen Reisen katholisch geworden war. Obgleich schon 40 Jahr alt und der Vater eines Lieutenants in der Armee, mußte er Pagendienste verrichten, und da seine Frau gestorben, trug ihm die Kaiserin die zweite Heirath mit dem Versprechen an, die Hochzeitskosten zu tragen. Golitzün, ihrem Wunsche sich fügend, wählte eine Dirne und erinnerte die Kaiserin an ihr Wort. Anna, sich zu belustigen und zugleich eine Vorstellung ihrer Herrschaft über zahlreiche verschiedene Nationen zu geben, befahl allen Gouverneurs der entferntesten Provinzen, ein Paar jedes Stammes nach der Hauptstadt zu schicken. Der Cabinetsminister Wolinskij hatte den Auftrag, die Anstalt zu dem komischen, doch imposanten Feste zu treffen; im Winter des J. $\frac{1739}{40}$, also wenige Monate vor dem grausenhaften Ende des Ministers, ward ein Haus von Eis mit zwei Gemächern, deren Geräthschaften sämmtlich aus Eis zusammengesetzt waren, erbaut; der Hof versammelte sich im Winterpalast und aus dem Hause Wolinskij's marschirte die sonderbare Procession durch die Hauptstraßen Petersburgs. Über 300 Personen, alle in der Tracht ihres Landes, zogen vorüber, an der Spitze das Brautpaar in einem Käfig, welchen ein Elephant trug. Hinterdrein folgten die

Gäste paarweise, in Schlitten von allerlei Thieren, Hunden, Ochsen, Böcken, Rennthieren, Schweinen gezogen; einige stolzirten auf dem Rücken der Kameele. Biron's Reitbahn nahm die Gesellschaft auf, wo an verschiedenen Tischen jede Nation mit ihrem Leibgericht bewirthet wurde; ein Ball folgte, auf welchem das bunte Gemisch, jedes Paar in Begleitung landesüblicher Instrumente, landesüblich tanzte. Nach dem Balle führte man die Neuvermählten in den Eispalast und lagerte sie in das eisstarrende Bette; Schildwachen an der Thür verhinderten, daß sie nicht zu früh das bräutliche Gemach verließen.

Wenden wir uns mit einigem Unbehagen von diesen rohen, zum Theil grausamen Spielen des russischen Humors ab, so dürfen wir, um nicht ungerecht zu sein, nicht übersehen, daß das Vorbild eines nahen Hofes im protestantischen Deutschlande die Lustbarkeiten des petersburger Hofes influenzirte. Wir mögen nicht entscheiden, was widerwärtiger war: der vernichtigende Hohn, welchen sich gleichzeitig König Friedrich Wilhelm I. gegen das geistige Kleinod Deutschlands, gegen die Wissenschaft erlaubte, durch Unteroffiziere die indignirten frankfurter Professoren zur Disputation mit seinen Hofnarren treiben ließ und den Hörsaal der durch einen gebildeten Ahnherrn vor 200 Jahren gestifteten Pflanzschule des Wissens entweihete, indem er zur Anfechtung des Satzes zwang,

„Gelehrte sind Narren und Salbader"; oder wenn in der Wiegenzeit Rußlands eine nichts Arges denkende Frau, ohne Schwungkraft, sich über ihre Nation ganz zu erheben, in anstößigen Possen, in der komisch-rohen Bestrafung einer kirchlich verbotenen Apostasie sich belustigte. Danken wir dem Himmel, daß für Preußen und Rußland längst das Jahrhundert angebrochen ist, welches religiöse Überzeugung und die Weihe der Wissenschaft vor unfürstlicher Laune schützt.

Neben solchen Vergnügungen gefiel sich aber auch der aufgeweckte Sinn Anna's in harmlosern Spielen des Witzes, in spöttischen Einfällen, die sich über ihr Gespräch mit Gewandtheit verbreiteten, in glimpflicher Medisance, die ihrem Hofe solche Reizbarkeit zu eigen machte, daß selten das relativ Lächerliche einer rügenden Beobachtung entging. Dahin rechnen wir aber nicht die Wiederholung eines Einfalls des großen Czaren, daß Anna einmal die ganze Hauptstadt am ersten April durch Feuerlärm in Unruhe versetzte, bald jedoch den Scherz bitter bereute, weil bei einer ernstlichen Feuersbrunst die Helfer fern blieben, um nicht nochmals in den April geschickt zu werden.

Zehntes Capitel.

Zunahme gesellschaftlicher Bildung. Oper. Hauptstadt. Heer. Verwaltung. Handel. Akademie zu St. Petersburg. Wissenschaftliche Cultur. Astrologie. Die Lettres Moscovites.

Würdiger war es, daß Anna's angeborne Liebhaberei zum Schauspiel und zur Musik einen feinern Geschmack, eine gebildetere Vergnüglichkeit der Vornehmen zur Folge hatte. Wir erinnern uns des misglückten Dilettantismus der Frauen von Ismailow, der nicht auf heimischem Boden erwachsen war, obgleich schon 1723 im Hospitale zu Moskau, in einer elenden Marionettenbude, von Baderlehrlingen und jungen Wundärzten ein ernsthaftes Schauspiel: Alexander und Darius, in 18 „Erscheinungen", je 9 an einem Tage, und zwischen jedem Act ein mit Prügelei endendes Intermezzo, zur Genugthuung der höchsten Herrschaft aufgeführt wurde. Schon Peter I. war bemüht, seiner Hauptstadt Geschmack für dramatische Genüsse einzuflößen, und als seine geliebte jüngste Schwester Natalia einige ganz artige Stücke in veredeltem Style verfaßt hatte, dieselben aber aus Mangel an Schauspielern nicht aufführen lassen konnte, nahm der Czar eine deutsche Truppe in seinen Dienst und

räumte ihr einen wohlversehenen Saal ein. Aber die Künste und die dramatischen Arbeiten, welche dieser wandernde Thespiskarren aus Deutschland, noch vor der Gottsched'schen Periode, mit sich brachte, waren nur platte Possen, hier und da mit einem satirischen Zuge oder heiterer Natürlichkeit gewürzt, misgeschaffene blutige Tragödien, aufgespreizt mit hohlen romantischen Floskeln, oder Hanswurststreiche, die selbst Peter nicht behagten. Gelangweilt durch so dürftige Leistungen setzte der Czar einen Preis aus für ein Trauerspiel ohne strömendes Blut, ein rührendes Stück ohne unerträgliche Liebesseufzer, eine heitere Scene ohne die plumpen Possen der lustigen Person, scheint aber durch kaiserliche Freigebigkeit kein dramatisches Talent hervorgelockt zu haben. So war denn wenig durch die forcirten Bildungsmittel Peter's gewonnen, als Anna, ungeachtet sie keine fremde Sprache vollkommen verstand, durch eigne Lust und Biron's Neigung für Prunk veranlaßt, Schauspieler und Sänger aus Italien, Frankreich und Deutschland berief und 1736 die erste wohlversehene italienische Oper aufführen ließ. Anna besuchte die Oper fleißig, allein für höhere musikalische Genüsse war der Geschmack ihres Hofes noch nicht gereift und deutsche wie französische Komödien, das italienische Intermezzo fanden bei weitem mehr Beifall, weil sie mit Stockschlägen und schallenden Ohrfeigen zu enden pflegten.

Wie auf der einen Seite Peter's klug patriarchalischer Gebrauch, mit Bürgern und geringern Unterthanen zu verkehren und zu schmausen, um als kittendes Band die feindseligen Bestandtheile der Gesellschaft einander näher zu bringen, durch die gemessenere, abstandsvollere Hofsitte einer Frau auf dem Throne verscheucht war, hatte anderseits ein unmerklich der bürgerlichen Zerrissenheit zum Trotz erstarktes Bedürfniß socialen Zusammenlebens die Zwangsgesellschaft unnöthig gemacht, welche Peter mit seinem guten Rechte durch den Polizeilieutenant der Reihe nach in den Häusern der Begüterten ansagen ließ und deren Formen, Belustigungen, wie blinde Kuh und dergl., durch den Czaren selbst bestimmt waren. Die Russen hatten so viel gelernt, ihre Abneigung gegen die Ausländer unter den Formen des Herkömmlichen zu verstecken, und die starren Rangverhältnisse, welche Peter, um die Dienstscheuen zur Übernahme von Ämtern zu spornen, 1722 befestigt hatte, hinderten keineswegs behagliches Ergehen, weil die strenge Beobachtung nur für große Feierlichkeiten galt. Die Kaiserin selbst, zugänglich, soweit die Umstände gestatteten, zeigte sich dann und wann auch unter nicht Hoffähigen, wie z. B. regelmäßig auf den Versteigerungen chinesischer Waaren, ein einträglicher Handelszweig der Krone, zu dessen Betrieb in gewissen Jahren Karawanen nach Peking geschickt wurden.

Die Ausbietung der bunten Herrlichkeiten, für den Geschmack jener Zeit so recht eigentlich geschaffen, fand im sogenannten italienischen Saale Statt, und wenn auch die Majestät auf einen Stoff oder eine porzellanene Puppe bot, war es doch Jedermann gegönnt, die Herrscherin zu überbieten. Eine ganz kluge Berechnung erlaubte diesen Ehrgeiz, und wer durch einen hohen Preis die kaiserliche Mitbewerberin zum Schweigen gebracht hatte, nannte den Tag einen glücklichen.

So rollte sich denn das Leben der Hauptstadt nicht ohne Genüsse ab; glänzend, mannichfaltig, auch wol bunt und barock, dazwischen dann wieder die Scenerei einer mit unerbittlicher Strenge strafenden Gerechtigkeit, Verbannungen ganzer Geschlechter mit dem Gesinde, räthselhaftes Verschwinden bedeutender Personen, wie eines hohen Geistlichen, der unvorsichtig Elisabeth's Recht berührt hatte; Gewaltthätigkeiten, die jedoch nicht das öffentliche Behagen dauernd verstimmten, da das russische Leben, wie der Orient und das Mittelalter, seit grauen Zeiten dergleichen als Gewöhnliches hinnahm. Zur Entschädigung für gefälliges Relief und behagliches Ebenmaß des gewöhnlichen Lebens boten die ungeheuern Beziehungen des russischen Reiches, welches eine Welt der verschiedenartigsten Culturzustände umschloß, das, von andern Hauptstädten nur in Opern gesehene Gepränge

von Gesandtschaften aus dem entferntesten Asien, die Erscheinungen fabelhafter Volksthümlichkeiten, ein Wechsel, ein lebender Orbispictus, in welchem auch der gemeine Russe mit Selbstgefühl die Majestät seiner Gebieterin beschaute. So erregten gewaltiges Aufsehn die beiden chinesischen Gesandtschaften, die 1731 und 32 als die ersten in Europa sich zeigten, und deren feierliche Einholung und Vorstellung dem Hofmarschall und den Cermonienmeistern manches Kopfbrechen verursachten. Nicht so heitere, aber ethnographisch lehrreiche Unterhaltung gewährte im Sommer 1736 die Bestattung eines Oberpriesters des Dalai-Lama, welcher als Begleiter einer Kalmückengesandtschaft in Petersburg starb und dessen Leiche dicht vor der Stadt mit der gewissenhaftesten Beobachtung des lamaischen Todtenceremoniels verbrannt wurde.

Für Petersburg selbst that Anna weniger, als man von der Bauliebe eines Günstlings erwarten konnte, der in Kurland zwei Schlösser mit königlicher Pracht sich aufgeführt. Die schöne Jahreszeit genoß die Kaiserin mit ihrem Hofe zu Peterhof, belegen in einer lachenden Gegend am Meere, mit der Aussicht auf Kronstadt, die Küste von Finnland und Petersburg. Das Lustschloß, an und für sich eng und mit niedrigen Zimmern, umgab ein weites Gartenrevier mit prächtigen Springbrunnen, belebt mit einer großen Zahl vergoldeter bleierner Statuen. Den Sommerpalast

an der Newa, geschmacklos gebaut, aber gleichfalls in wohlunterhaltenen Gärten, bewohnte Anna nach der Rückkehr von Peterhof; im Winter den Winterpalast auf der Admiralitätsinsel, welchen die Kaiserin verschönerte, die Regentin Anna von Neuem in großen Stil zu erbauen begonnen hatte, damit Elisabeth, ihn vollendend und mit Münnich's geraubten Prachtgeräthen ausschmückend, würdig wohne. Sonst erschien Petersburg, ungeachtet seines mächtigen Umfangs und einzelner stattlichen Gebäude, dem näher prüfenden Fremden keinesweges das Wunderwerk des Nordens. Von Kronstadt den weiten Meeresarm hinaufschiffend, erblickte man zu beiden Seiten düstere schweigende Wälder, an deren Stelle sich jetzt prachtvolle Landsitze aneinanderreihen; eine Wendung des Stromes entfaltete zwar dem Auge einen zauberisch überraschenden Überblick, die Gruppen hoher Paläste, die goldüberzogenen Spitzen der Thürme; aber näherte man sich den labyrinthischen Kanälen, so schwand der optische Betrug; statt der edeln Architektur eines Palladio sah man überall einen Bastardgeschmack, Italienisches, Französisches, das Holländische vorherrschend. Die hohen Häuser, welche nicht Wahl, sondern der Befehl des Czaren seinen trotzigen Bojaren bauen hieß, sanken aus dem Loth, hingen nur noch so zusammen, und der feuchte Boden, die Hast des Bauherrn, das schlechte Material rechtfertigten die boshafte Bemerkung,

daß in der übrigen Welt die Ruinen sich von selbst machten, zu St. Petersburg aber planmäßig gebaut würden.

Hatte Anna nicht gestrebt, Verewigung ihres Namens in grandiosen Denkmälern zu suchen, so war es mehr die Gegenwart, welche sich der großmüthigsten Freigebigkeit erfreuen durfte. Wir kennen ihre reichen Gnadenspenden; in Vertheilung von Orden jedoch war sie haushälterisch und gab z. B. ihrem Cabinetssecretair Andrej Jacobleff lieber ein höchst bedeutendes Geldgeschenk als das heißverlangte rothe Band. War es übrigens einem Kläger gelungen, durch alle Palisaden des Hofes bis zur Kaiserin selbst zu dringen, so fand eine gerechte Sache, vertrug sie sich anders mit den Interessen des Günstlings, raschen und entschiedenen Schutz. Das lehrt das Beispiel der Fürstin Kantemir, Witwe des gelehrten Hospodaren der Moldau. Peter I., gefangen von den Reizen der jüngern Prinzessin Kantemir, hatte zu ihren Gunsten das Testament des Vaters umgestoßen, in welchem die Witwe reich bedacht war. Diese warf sich der Kaiserin zu Füßen, flehte um Untersuchung und Anna, sie ungnädig bedrohend, falls ihre Foderung ungegründet wäre, ließ die angesehensten Rechtsgelehrten zusammenkommen und billigte, als das Recht für die Fürstin-Witwe sprach, den Umstoß der Entscheidung des verliebten Vorfahren.

Da Alles, was der Gegenwart zur Stütze und zum Schmucke gereichte, Anna's und ihres Cabinetes Aufmerksamkeit besonders ansprach, mußte das Kriegswesen, als Grundlage des Staates, die Fortschritte Rußlands am unzweifelhaftesten bezeugen. Tausende von Fremden, besonders Deutsche, arbeiteten unter Münnich, den noch Peter II. im Auslande zu werben bevollmächtigt hatte, an der Ausbildung des Heeres und schufen das Unglaubliche. Graf Algarotti bewunderte die Garderegimenter, den gedrungenen Kern der Nation, in ihren grünen Uniformen, reich bebuschten Helmen von gebranntem Leder, ihre Geübtheit in den Waffen und militairischen Bewegungen, die selbst nicht durch die weltberühmte potsdammer Wachparade übertroffen wurde. Freilich mochten die Provinzialregimenter des 240,000 Mann starken Heeres minder glänzend sein; im Ganzen aber waltete derselbe kriegerische Geist, dieselbe Ordnung. So viel eingeborne Russen hatten in den Türkenkriegen als Offiziere mitgekämpft, daß Münnich in Verlegenheit gerieth, als auf seinen Rath die Kaiserin allen Edelleuten, welche 20 Jahre gedient hatten, den Abschied versprach und fast die Hälfte der Offiziere um Entlassung bat. Eine große Zahl kaum 30jähriger junger Leute behauptete ein Anrecht auf die kaiserliche Gnade, weil sie, nach einem Misbrauch des vorigen Jahrhunderts, Patente schon oft aus dem zehnten Jahre vorweisen konnten und jetzt

lieber zum Pfluge zurückkehren wollten als unter den Fremden stehen. Die Drohungen Schwedens nöthigten zum schnellen Widerruf einer Maßregel, welche Sparsamkeit zunächst empfahl. Der, wie billig, durch Münnich erhöhte Sold der eingebornen Offiziere, die Dauer des Türkenkrieges hatte die Finanzen erschöpft; obgleich der Feldmarschall, ein Schutzredner des Unternehmens, versichert, Anna habe 2 Millionen baar im Schatze hinterlassen, so wissen wir doch, in welcher Verlegenheit sich der Civiletat während der ersten Feldzüge befand, und daß auf den Rath Biron's, des umsichtigen Wirths auch für den Staat, die rückständigen Gehalte mit Pelzwerk und chinesischen Waaren aus der angefüllten sibirischen Kanzlei bezahlt wurden.

Die furchtbar strenge Zucht, welche, Geist erdrückend, das Heer dem souverainen Willen Eines beugte, handhabte keiner mit solcher Energie als Münnich. Selbst Generale sah man im Türkenkriege an Kanonen geschlossen; das Strafmittel der Degradation von der höchsten Würde bis auf die Stufe des gemeinen Kriegers ist von ihm zuerst eingeführt worden; der Knjäs so gut, wie der gewöhnlichste Mann des Heeres, stand unter der Knute, und Algarotti tröstet die Offiziere, die dem Stocke nicht entgingen, mit dem Beispiele des römischen Kriegerstandes.

War der Feldmarschall schonungslos und eigensinnig in seiner nächsten Umgebung, daß ein vergessenes Komma in einem Briefe, ein nicht nach seinem Geschmacke gefaltetes Couvert ihn zum heftigsten Zorn gegen den Schreiber reizen konnte — doch schickte er ihn nicht nach Sibirien für ein ausgelassenes Wort, wie man von Biron erzählt, — so mäßigte er keineswegs seine Ansprüche dem Hofe gegenüber, stellte nach der Schlacht bei Stawudschane drei wackere Dolgorukoi als Oberste an, und behauptete, allen Rügen des Cabinets zum Trotz, sein Recht, Verdienst zu belohnen. Mit der Willkür eines gebietenden Feldherrn stand in Verbindung die ins Kleinlichste gehende schriftliche Controle der Untergebenen, welche Alles in bändereiche Register eintrug und in der Kriegskanzelei niederlegte, was irgend im Heere geschah. Diese Schreibseligkeit war um so auffallender in Rußland, als dort die Schreibkunst erst sehr spät allgemeiner geworden. Die Regimentskanzleiwagen vermehrten den Troß eines Heeres um nicht Geringes; aber auch hinter jedem Hofbeamten, zumal hinter den Senatoren, trieb sich ein Schweif von geschäftigen, unverschämten Schreibern umher, welche die 32 Prikasen des alten Moskau, deren Amtsthätigkeit Peter, der Einfachheit beflissen, im Senate zu verschmelzen gedachte, in einen noch verwirrteren Geschäftsgang auflösten. Diese unübersehliche Vermitteltheit

der Verwaltung, welche dem gemeinsten Schreiber Raum zur Schikane und Prellerei ließ und die beabsichtigte Controle wiederaufhob, weil fast jede Äußerung bürgerlicher Thätigkeit einer bestimmten Behörde unterlag, die denn doch wieder, zumal der Senat, von obenherab eludirt wurde, zog im Auslande dem russischen Staate den Vorwurf des Ungeregelten, der lästigsten Schwerfälligkeit, besonders aber schamloser Bestechlichkeit zu.

In keinem Verhältniß mit der Fortbildung des Heeres stand, was für die Flotte geschah; Peter's heißester Wunsch, Rußlands Kriegsflagge auf den Meeren herrschen zu sehen, ward der Erfüllung um Nichts näher geführt, der Schein des Bestehens kaum gerettet, dem Handelsverkehr dagegen durch friedliche Verbindung mit fremden Mächten Ausdehnung und Beweglichkeit verschafft. Ein verständiger Staatshaushalt wußte den unermeßlichen asiatischen Besitzungen allmälig einen andern Vortheil abzuwinnen, als Sibirien, die Verbannten aufnehmend, bot; wie einerseits durch die ganze Breite des Welttheils regelmäßige Karawanen die Fülle chinesischer Waaren den westlichen Stapelörtern zuführten und Asien seine Schätze darreichte, den eifersüchtigen Seemächten zum Trotz, so machten gelehrte Reisende Sibirien zur Eroberung für die Wissenschaft, und beförderte die Betriebsamkeit deutscher Bergleute, zumal

unter dem ausgezeichneten, später mit Undank belohnten Sachsen, von Schönberg, verborgene Quellen des Nationalreichthums zu Tage.

Dies führt uns auf eine skizzirte Schilderung der wissenschaftlichen Cultur, mit welcher wir das Gemälde der Regierung Anna's beschließen. Peter der Große hatte den Grund zu einer Akademie der Wissenschaften in Petersburg gelegt, um seiner Hauptstadt auch die Zierde der Musen zuzuwenden. Rasch erhob sich ein stattliches Gebäude auf Wassilij Ostrow; der Czar aber starb über der Vollendung hinweg, und obgleich Katharina's Minister zum Theil der Schöpfung entgegen waren, so setzte der Leibarzt Blumentrost es doch durch, daß die Anstalt am 7. Jan. 1726 eröffnet werden konnte. Eine zweite Inauguration fand im August 1727 statt, als die aus aller Welt berufenen berühmten Gelehrten allmälig sich eingefunden hatten. Blumentrost, Präsident mit einem bedeutenden Gehalte, sah als Mitglieder neben sich die Gebrüder Nicolaus und Daniel Bernoulli, für Mathematik und Analysis, Bilfinger aus Würtemberg, für Philosophie und Naturwissenschaft, die beiden Franzosen de l'Isle und La Croyère, für Astronomie und Geographie, Beyer aus Königsberg, für Geschichte und Alterthümer, Herrmann, Goldbach, Leutmann und viele andere damalige Notabilitäten. Christian Wolf lehnte den Ruf ab, weil man ihm nicht die verlangte dreifache

Professur, die zu umfassen er sich für stark fühlte, übertragen wollte; Leonhard Euler folgte später an des jüngern Bernoulli's Stelle. So begannen denn die Arbeiten dieser berühmten Männer, welche als Schätze der Wissenschaft in den Memoiren der Akademie niedergelegt wurden, aber im ersten Stadium für die Bildung der Nation durchaus unfruchtbar sich erwiesen, wenn man nicht einige Landkarten, die Prüfung und Sammlung von Naturproducten und Curiositäten, die Herausgabe eines Kalenders für den Meridian von Petersburg und eine Zeitung, welche in russischer Sprache die Weltbegebenheiten commentirte, als bedeutende Vortheile anschlagen will. Die abstracten Gegenstände ihrer Studien, Algebra und höhere Analysis, Astronomie, Forschung im Gebiete des classischen Alterthums verfehlten auf den noch ganz unvorbereiteten Geist der Russen allen Einfluß. Was eigentlich Noth that zur Beförderung allgemeiner Cultur, russische Sprache, öffentliches Recht, Geschichte, Moral, angewandte Mathematik und Nationalökonomie, ward fast gänzlich vernachlässigt. Anna pflegte auch diese Stiftung des großen Vorgängers, bezahlte die ungeheuern Schulden der Anstalt und ernannte hintereinander Staatsmänner des ersten Ranges zu Präsidenten, den Grafen Keyserling, Korf und Brewern. Die Druckerei der Akademie kostete mächtige Summen; aber außer den Memoiren erschien kaum

etwas Würdiges; Beschreibungen von Hoffesten mit Kupferstichen, Korf's Leichenpredigt auf Biron's Vater, Spielereien mit chinesischen Lettern, um die chinesischen Gesandten in Erstaunen zu setzen. Mit fast lächerlicher Sorgfalt schützte die Akademie ihre Werke vor Nachdruck; so erschien ein strenges römisch kaiserliches Rescript von Laxenburg 1735, welches den Nachdruck eines von der Akademie patrocinirten Buches rügte. Die hochwichtige Bereicherung des Wissens führte den Titel „Nachricht von gezogenen Büchsen und etlichen raren Anmerkungen von Schießen"!

Mochte nun Rußlands Volks in sofern wenig Nutzen von der Gelehrsamkeit der fremden, oft eigennützigen und pedantischen Herren ziehen, daß diese, um nur Schüler für ihre Vorträge zu gewinnen, aus weiter Ferne unter ansehnlichen Erbietungen junge Leute zusammentreiben mußten, so war es doch nicht zu verkennen, daß die wissenschaftlichen Reisen der Professoren, wie de l'Isle's und La Croyère's nach Kamtschatka, ihre praktischen Forschungen im Gebiet der Naturkunde, die unserer Sonne abgewandten Länder zuerst zu unserem gelehrten Bewußtsein brachten und auch für den Staatshaushalt sich nützlich erwiesen. Aus der Nation selbst schritt zur glänzenden Anerkennung, seinen trägen Mitbrüdern voraus, Teofan Prokopowitsch, welcher 1736 als Erzbischof von Nowgorod starb und wegen seiner verbreiteten Gelehrsam-

keit, Aufklärung und verständigen Eingehens in die schöpferischen Pläne Peter's verdient, von den Nachkommen mit Ehrfurcht erwähnt zu werden.

Daß Ostermann und Münnich des gelehrten Umgangs nicht entbehren konnten, und Letzterer, zumal in seinem Alter, als die Kraft des Staatsmanns und Feldherrn gebrochen war, mit rastlosem Eifer deutsche Bildungsanstalten beförderte, ist durch Büsching bezeugt; unverbürgter Biron's wissenschaftliche Liebhaberei für alte Münzen seines Vaterlandes, die er denn freilich in räuberischer Weise bethätigt haben soll. Es wird erzählt, auf einer Reise als Kammerjunker sei er mit einem russischen Feldarzte, Skanderbek, bekannt geworden, der eine seltene Sammlung von Münzen der Ostseeprovinzen besaß, sich aber weigerte, seine Schätze abzulassen. Durch Anna zu gebietendem Einflusse gelangt, habe Biron nach wiederholten abschläglichen Antworten den Besitzer durch den Gouverneur von Riga verhaften lassen, nach Sibirien geschickt und durch so himmelschreiende Gewalt die kostbare Sammlung der seinen einverleibt. Gewisser ist, daß Biron durch Korf den Orientalen Kehr aus Leipzig nach Petersburg berief, welcher sich als Erklärer der in Rußland gefundenen arabischen Münzen einen Namen erwarb, aber durch lächerliche Projecte und schmuzigen Geiz jede persönliche Achtung verscherzte. Schleppte der misgestaltete Schwächling doch

einst 500 Rubel in Kupfer (?), welche ihm Anna für seinen Plan, die Türken zu vertreiben, zahlen ließ, zum Staunen des Hofes den Palast entlang bis an die Straße.

Über so vielen, sonst gebildeten Geistern in der ersten Hälfte des philosophischen Jahrhunderts lag noch nächtiges Dunkel des Aberglaubens, daß es nicht befremden darf, die Astrologie am russischen Hofe in Ansehn zu finden und zu vernehmen, daß Zauberer gesetzlich zum Feuer verurtheilt wurden. Erinnern wir uns der gleichzeitigen Hexenverfolgungen im katholischen Franken, und daß in einem altgläubigen Canton der Schweiz, noch kaum ein Jahrzehend vor der Revolution, Scheiterhaufen brannten! Anna glaubte mit Überzeugung an den Einfluß der himmlischen Gestirne auf den Menschen, seitdem ihr ein Kalendermacher, Dr. Buchner, aus der aussichtslosesten Ferne den russischen Thron geweissagt hatte. Sie soll vom Professor der Mathematik und Physik, Wolfgang Kraft, das Horoskop ihres neugebornen Großneffen verlangt haben, und vielleicht unterstützte die drohende Verkündigung desselben Biron's Streben nach der Regentschaft. Entging doch fast ein paar Decennien darauf die hohe Wissenschaftlichkeit Euler's nicht der Zumuthung, als Hofmathematikus dem jungen Großfürsten die Nativität zu stellen. Auch Wetterprophezeihungen verlangte Anna von ihrer Akademie,

welche es ihrem gelehrten Mitgliede Kraft überließ, die kaiserliche Forschbegier durch gewagte Antworten zu befriedigen.

Rußland bewachte schon eifersüchtig die öffentliche Meinung, seine Geltung im Auslande und das Cabinet hatte jedes vorlaute Urtheil im Inlande zurückzuschrecken verstanden, als ein verwegener Fremdling, durch schonungslose Aufdeckung der innern Reichsangelegenheiten, den Machthabern ein schweres Ärgerniß bereitete und Europa über die verhülltesten Verhältnisse die Augen öffnete. Es erschienen in Frankreich 1736 die berüchtigten „Lettres Moscovites“ und wurden mit Begier gelesen. Der Verfasser, ein Italiener, Locattelli oder Bondanelli, angeblich durch Privatverhältnisse aus Frankreich getrieben und in Rußland unter falschem Namen Kriegsdienste suchend, war mit der oben berührten gelehrten Reisegesellschaft La Croyère's nach Kasan gekommen, von dem dortigen argwohnvollen Gouverneur unter mancherlei Unbilden und schmählicher Behandlung von Soldaten, Schreibern und Unterbeamten über Moskau nach Petersburg zurückgeschickt worden, hatte aber vor dem Senate und Cabinete seine Unschuld nicht hinlänglich rechtfertigen können. Noch rücksichtsvoll genug jedoch, mit einem russischen Passe, der ihn als einen Landesverwiesenen bezeichnete, an die preußische Grenze geführt, entledigte sich der Italiener seiner Galle in jenen Briefen, warnte die

Ausländer vor dem „ungastlichen Scythien", indem er die Unsicherheit der öffentlichen Verhältnisse, den Misbrauch der Gewalt der deutschen Minister, die Unbedeutendheit des Senates und viele andere Mängel des „Kolosses auf thönernen Füßen" enthüllte und, was das Merkwürdigste war, aus dem brütenden Haß der Altrussen den blutigen Umsturz des Bestehenden durch Elisabeth weissagte. Die Lenker des Staats, im Innersten getroffen, durften nicht schweigen, und ohne Zweifel war es eine gedungene Feder, welche 1738 jene Briefe deutsch übersetzte und mit giftigster Ereiferung und unerhörter Grobheit in einem endlosen Commentar Rußland gegen alle Anschuldigung des Italieners vertheidigte. Wenigstens sieht es einem unbesoldeten Liebhaber der russischen Nation nicht ähnlich, mit einer persönlichen Erbitterung, die auf jeder Seite vom Stäupen, Galgen und Rad spricht, den Apparat der Widerlegung gesammelt zu haben. Sonst erging sich die öffentliche Meinung in deutschen Druckschriften mit fast beklommener Schüchternheit über den gefürchteten Nachbar, stieß lieber mit vollen Backen in die Posaune des Ruhms, wie: „Das glückselige Rußland unter der Regierung der großen Kaiserin Anna", welches 1736 in Danzig „auf Kosten guter Freunde" erschien. — Die „Lettres Moscovites" wurden auf Anhalten des russischen Cabinets in

verschiedenen Staaten verboten; aber die Ereignisse der nächsten Jahre lehrten, daß der Verfasser, abgesehn von seiner persönlichen Gereiztheit, den öffentlichen Zustand richtig beurtheilt hatte. —

Nachweisung der gebrauchten Quellen und Hilfsmittel.

Zur Ersparung des Raumes sind im Text die Quellen nicht angegeben worden.

Algarotti Lettres sur la Russie. Traduites de l'Italien. London 1769. 8.
De Bassewitz Eclaircissemens sur plusieurs faits, relatifs au règne de Pierre le Grand. In A. F. Büsching's Magazin f. n. Historie u. Geographie. Thl. XIX.
v. Bergholz, Tagebuch. Ebendas. Thl. XIX—XXII.
Biographie Peter des Dritten. I, II. Tübingen 1808. 8.
Büsching, Geschichte der evangelisch-lutherischen Gemeinen im russischen Reiche. Thl. I u. II. Altona 1766. 8.
— — über Münnich, im Magazin Thl. III u. XVI.
— — über Ostermann, im Magazin Thl. II.
— — über Bestuschew. Ebendas.
K. W. Cruse, Kurland unter den Herzögen. Thl. I. Mitau 1833. 8.
H. Döring, Rußlands Helden. Leipzig 1835. 8.
Ebauche pour donner une idée de la forme du gouvernement de l'empire de Russie. (par Muennich). Kopenhagen 1774. 8.
F. Förster, Friedrich Wilhelm I. König von Preußen I. II. III. Potsdam 1834. 8.
Histoire de mon temps.
Hempel, Merkwürdiges Leben des Grafen v. Biron u. s. w. Bremen 1742. 8.
— — Leben u. Thaten u. s. w. B. C. v. Münnich's. Bremen 1742. 8.
— — Merkwürdiges Leben u. s. w. Ostermann's. Bremen 1742. 8.
A. W. Hupel, Nordische Miscellaneen. I — VI. Riga 1781. 8.
J. v. Hammer, Geschichte des osmanischen Reiches.
De Keralio, Histoire de la guerre des Russes et des impériaux contre les Turcs I, II. Paris 1780.

Lettre du roi de Pologne, Stanislas I. où il raconte la manière dont il est sorti de Dantzig etc. Haag.
R. F. zu Lynar, Staatsschriften I. Hamburg 1793.
De Manstein, Mémoires historiques, politiques et militaires sur la Russie. Leipzig 1771. 8.
Materialien zu der russischen Geschichte (von C. Schmidt, gen. Phiseldek), I. II. III. Riga 1777—1788. 8.
Lettres Moscovites. Paris 1736. 8.
Moscowitische Briefe u. s. w. Aus dem Französischen übersetzt von einem Deutschen. Frankfurt und Leipzig 1738. 8.
Moser's Patriotisches Archiv.
Motifs de la disgrace d'Ernest-Jean de Biron, Duc de Courlande. In Büsching's Magazin. Thl. IX.
Antwort auf die vorhergehende Schrift von einem Verwandten. Ebendas.
Nachrichten, Genealogisch-historische, von den allerneusten Begebenheiten. Leipzig 1739 ff. 8.
L. F. Pauli, Leben großer Helden des gegenwärtigen Krieges. Halle 1759 ff.
J. D. E. Preuß, Friedrich der Große.
De Poellnitz, Mémoires pour servir à l'histoire de la maison de Brandebourg, I. II. Berlin 1791. 8.
Russische Günstlinge. Tübingen 1809. 8.
Sammlung russischer Geschichte. Petersburg 1732 ff.
Rußland, Das glückselige, unter der Regierung der großen Kaiserin Anna. Danzig 1736. 8.
Sammlung merkwürdiger Anekdoten, das russische Reich betreffend. Aus dem Franz. I—VI. Greifswald 1793.
v. S., Leben Stanislaus I., Königs v. Polen. Stockholm 1737. 8.
(Weber) Das veränderte Rußland u. s. w., I. II. III. Frankfurt u. Leipzig 1738.

IV.

Das königlich preußische General-Ober-Finanz-Kriegs- und Domainen-Direktorium.

Von

Friedrich von Raumer.

Digitized by Google

So ungemein groß auch die Masse des in unserer Zeit über die geschichtliche Gegenwart Mitgetheilten ist, bleiben doch gewisse minder glänzende, aber nicht minder wichtige Seiten vernachlässigt, und es fehlt oft an literarischen Hülfsmitteln, darüber irgend genügende Aufklärung zu erhalten. So ist z. B. die Frage nach Verfassungen an der Tagesordnung, während selten Jemand irgend gründliche Auskunft über die Verwaltung zu geben im Stande ist. Hiezu kommt, daß in manchem Staate verkehrter Weise aus dem ein Geheimniß gemacht worden ist, was sich ohne den geringsten Nachtheil offen mittheilen ließ. Die Verwaltung hat aber nicht minder ihre Geschichte als der Krieg, oder die Kirche und die Wissenschaft, und so wie sich Manches als immerdar heilsam und unverwüstlich bewährt, fällt Anderes, womit man eine Zeit lang Götzendienst getrieben hat, später als bedeutungslos zu Boden, und neue Bestrebungen zeigen sich in wesentlich veränderter Richtung.

Es sey deshalb erlaubt einen Beitrag zu der minder bekannten inneren Geschichte Preußens zu geben, ohne deren Kenntniß die äußere, europäische Stellung desselben oft unerklärlich bleibt. Der größte Theil der Verwaltung fand seit mehr als hundert Jahren seinen Mittelpunkt in dem königlich preußischen General-Ober-Finanz-Kriegs- und Domainen-Direktorium. Für diese höchste Verwaltungsbehörde sind drei zeither fast ganz unbekannte Geschäftsanweisungen vorhanden:

I. Die erste König Friedrich Wilhelm's I. vom 20. December 1722.

II. Die zweite König Friedrich's II. vom 20. Mai 1748.

III. Die dritte König Friedrich Wilhelm's II. vom 28. September 1786.

Ich will das Wesentlichste aus diesen Anweisungen mittheilen und einige Erläuterungen beifügen.

I. Bis zum Jahre 1722 bestanden nebeneinander zwei höchste Verwaltungsbehörden: das Generalkriegscommissariat und das Generalfinanzdirektorium, welche aber hinsichtlich der leitenden Grundsätze und des Geschäftskreises in gar viele Streitigkeiten geriethen, was (neben andern hier nicht zu entwickelnden Gründen) König Friedrich Wilhelm I. veranlaßte, beide aufzulösen und jene in eine Behörde umzugestalten. Der König erklärte sich selbst zum Präsidenten derselben, und wenn er auch nicht regelmäßig in Person den

Vorsitz führte, ward er doch zufolge der Geschäftsanweisung durch Anfragen, Berichte, Übersichten, Abschlüsse und dergleichen von allen irgend erheblichen Angelegenheiten so genau unterrichtet, daß seine Regierung (wie es die damaligen Verhältnisse noch erlaubten) zugleich eine königliche und eine hausväterliche war. Jene Anweisung geht auf eine Art in das Einzelne, welche an Karl's des Großen Capitulare de villis, sowie an Kaiser Friedrich's II. Vorschriften über die Behandlung seiner Domainen erinnert [1]); und noch mehr erweisen die Akten des Generaldirektoriums und der damaligen wusterhauser Domainenkammer, die stete und eigenthümliche Einwirkung des Königs. Eine solche Einwirkung unserer Könige fand seitdem bis auf den heutigen Tag statt; nie betrachteten sie ihre erhabene Stellung wie eine Sinecure. Indeß spornt das einfachste Pflichtgefühl hier schon zur Thätigkeit an; die schwerere, glücklich gelösete Aufgabe war die: daß jeder preußische König sehr richtig auffand, welches Maaß und welchen Umfang er seiner unmittelbaren Thätigkeit und Einwirkung bei veränderten Verhältnissen des Staates zu stecken habe. Was in dieser Beziehung unter Friedrich Wilhelm I. passend erschien, wäre unangemessen unter Friedrich Wilhelm III.

---

1) Raumer Geschichte der Hohenstaufen III, 552.

Zu jeder Zeit aber wirkte es sehr vortheilhaft, daß die Beamten im Preußischen mit ungewöhnlicher Strenge geprüft und mit großer Vorsicht angestellt wurden. Die Geheimenfinanzräthe, sagt Friedrich Wilhelm I., müssen so geschickte Leute seyn, als weit und breit irgend zu finden sind. Sie sollen offene Köpfe haben, treu und redlich seyn, von Landwirthschaft, Manufaktur und Handelssachen gute Kenntniß besitzen und sich der Feder mächtig erweisen.

Es zeigt Unkunde oder Befangenheit, die Büreaukratie im Preußischen so allgemein hin anzuklagen: die Beamten haben wesentlich Freiheit und Entwickelung gefördert, hauptsächlich weil man die Scylla und Charybdis vermied, in welche Frankreich seit Jahrhunderten abwechselnd gerathen ist: nämlich die schädliche Verkäuflichkeit der Stellen und die willkürliche Absetzbarkeit der Beamten.

Friedrich Wilhelm I. betrachtete natürlich die Anstellung eingeborner Unterthanen als die Regel, ohne jedoch fähige Ausländer auszuschließen. Seine Vorschrift: die Räthe in den Kammern sollten nicht in dem Bezirke derselben geboren seyn; hat ihre gute, wie ihre bedenkliche Seite, sofern sie einerseits Vorliebe und Parteilichkeit zu vertreiben sucht, während andererseits Unkenntniß des Landes und der Menschen bisweilen nicht minder nachtheilig wirkt.

Das Generaldirektorium zerfiel in fünf Abtheilun-

gen, von denen vier nach Landschaften abgegränzt waren. Nämlich

1) Preußen, Pommern und die Neumark.
2) Minden, Ravensberg, Tecklenburg und Lingen.
3) Churmark, Magdeburg und Halberstadt.
4) Geldern, Kleve, Meurs und Neufchatel.

Jeder Abtheilung waren zwar noch einige Gegenstände, als solche, zugewiesen, z. B. Gränzsachen, Verpflegung, Märsche, Münzwesen und dergl., im Ganzen aber gründete sich die Organisation auf das Geographische, auf die Landschaften. Ein fünftes Departement bildeten gewissermaßen die hieher gehörigen Justizsachen; sie wurden jedoch in den Sitzungen für die Landschaften mit vorgetragen und entschieden. An der Spitze jeder Abtheilung stand ein Minister, wodurch indessen das Generaldirektorium keineswegs in mehrere Behörden zerfiel; vielmehr blieben alle Minister für alle Geschäfte in allen Landschaften verantwortlich; jegliches wurde also eigentlich in voller Sitzung, in pleno verhandelt, und jedem stand Urtheil und Einrede frei, ja er war dazu verpflichtet.

Des Sommers versammelte sich das Generaldirektorium an den Sitzungstagen um 7, des Winters um 8 Uhr. Können die Mitglieder (heißt es in der Anweisung) mit allen Affairen, sodaß auch nicht ein Zettul übrig bleibt, in einer Stunde fertig werden, so stehet ihnen frei auseinander zu gehn; können sie aber des Vormittags nicht fertig

werden, so müssen sie sans interruption bis auf den Abend um 6 Uhr, oder bis sie alle Affairen abgethan, beisammen bleiben. Dauert die Sitzung bis nach 2 Uhr, so soll der Staatsminister von Prinz, vier gute Gerichte Essen aus unserer Küche, nebst nöthigem Weine und Bier aus unserem Keller oben bringen lassen, damit die Halbscheid der anwesenden Chefs und Membrorum essen, die andere Halbscheid aber arbeiten; und nachgehens die, so indessen daß die anderen gespeiset, ihre Arbeit verrichtet haben, sodann gleichfalls essen und die übrigen hinwieder arbeiten können, alsdann unser Dienst rechtschaffen, fleißig und getreulich wird befördert werden.

Als sich indeß später ergab, daß in der That nicht alle Geschäfte jedes Tags ganz abgemacht werden konnten, Manche auch wohl an dem königlichen Freitische Gefallen fanden und die Ausgaben von Küche und Keller bedeutend zunahmen, so schenkte der König dem Generaldirektorium eine Uhr, erlaubte höflichst den Räthen um 12 Uhr nach Hause zu gehen und wies sie an um 2 Uhr wieder zu kommen.

Welcher Minister oder Rath (so heißt es weiter) eine Stunde zu spät in die Sitzung kommt, soll 100 Dukaten Strafe erlegen; wer ohne königliche Erlaubniß und ohne durch Krankheit gehindert zu seyn, sie versäumt, sein halbjähriges Gehalt verlieren; wer (so lauten die Worte) zum andern Mal ohne unsere Per-

mission, oder Krankheit ausbleibt, der soll cum infamia cassirt werden, denn wir sie davor bezahlen, daß sie arbeiten sollen.

Vorschriften von so übertriebener Strenge kamen aber natürlich nicht zur Vollziehung; besser hätte es vielleicht gewirkt, wenn man den ununterbrochen Anwesenden dafür irgend einen Vortheil zugesichert hätte.

Die Grundsätze, welche der Verwaltung in allen Theilen zum Grunde liegen, sind die eines verständigen, preiswürdigen Hausvaters; nur versetzt oder vermischt mit denen des sogenannten Merkantilsystems, welches sich seit Colbert immer allgemeiner geltend machte.

So sparsam aber auch der König war, so sehr er den Werth des Geldes erkannte und seine Einnahmen zu erhöhen suchte, wußte er doch scheinbare Verbesserungen von wahren genau zu unterscheiden, und sah ein daß die Erhaltung wohlhabender Unterthanen Hauptzweck einer guten Verwaltung sey. Daher heißt es in jener Anweisung: „von was großer Importanz die Conservation der Unterthanen vor jedwede Puissance sey, und was es vor gefährliche Suiten nach sich ziehen könne, wenn durch übel eingerichtete Ökonomie und gar zu schwere Lasten die Unterthanen enervirt und in solchen Stand gesetzet werden, daß sie ihrem Landesherrn die sonst gewöhnlichen Prästationes entweder gar nicht mehr, oder doch nicht völlig leisten

können, das ist männiglich bekannt, und hat deswegen das Generaldirektorium auf die Erhaltung unserer sämmtlichen Unterthanen mit großem Fleiß und Applikation sein Absehn zu richten, damit dieselben allerseits in gutem Flor und Wohlstand erhalten und sowohl die Krieges= als die Domainenprästanda nicht höher gesetzet werden, als sie es ertragen können."

In Beziehung auf nur scheinbare Erhöhungen der Einnahmen sagt der König: „wann z. B. bei und durch Einführung der Accise 100 Thaler gewonnen werden, hingegen sothane neue Einrichtung unseren Domainen 100 Thaler Schaden brächte, so wäre solches vor keine Verbesserung zu achten; — ergo Wind!"

Vermöge des Merkantilsystems und zur Erweiterung der Fabriken sollte die Ausfuhr gering, die Einfuhr aber hoch besteuert werden, damit man die inländischen Erzeugnisse wohlfeiler und besser absetzen könne, als die ausländischen. Eben so sollte das Generaldirektorium auf Mittel denken, wie man das Ausleihen der Gelder im Auslande verhüten und im Inlande begünstigen möge, und durch welche Mittel sich fremde Manufakturisten für den Staat gewinnen ließen.

Obgleich das System unbedingten Verbietens der Einfuhr und Ausfuhr, oder der Contrebande, noch nicht völlig ausgebildet war, finden sich doch einzelne sehr strenge Vorschriften. So lag dem Könige das

Emporbringen der Tuchmanufakturen so sehr am Herzen, daß er vorschreibt: „wer nur einen Stein von einheimischer Wolle auszuführen sich untersteht, soll den Galgen verdient haben. — Wann es an Tuchmachern fehlt, so muß man dieselben in Görlitz, Lissa und Holland vor Geld anwerben lassen. Um einen tüchtigen Gesellen anzuwerben, kauft man demselben einen Stuhl und giebt ihm ein hiesiges Mädchen zur Frau, das Lagerhaus aber schießt ihm die Wolle vor. Dadurch kommt der Geselle sofort zu Brot, etablirt eine Familie und wird insofern sein eigener Herr; da dann nicht zu glauben, daß es große Mühe kosten werde, dergleichen Leute zu engagiren und nach unsern Landen zu ziehen."

Obgleich manche Versuche solcher Art mißglückten, sind doch andere vortheilhaft ausgeschlagen, sowie des Königs Bemühen, Berlin auf alle Weise zu vergrößern, aus dem Standpunkte und den Bedürfnissen der damaligen Zeit zu beurtheilen ist.

Überhaupt wies Friedrich Wilhelm I. freigebig sehr große Summen zu Landesverbesserungen an, und zürnte nur, wenn man außerordentliche Bedürfnisse nicht zur rechten Zeit vorhersah, oder irgend Geld ohne wahren Vortheil ausgab. „Aller dieser Ausgaben (sagt der König) sind wir so müde, als einer der sie mit Löffeln gefressen hätte." „Wir wollen (heißt es an einer andern Stelle) keine windigen, sondern reelle Vortheile,

wo nicht eine Kasse soviel verliert, wie die andere gewinnt. Die Kriegskasse gehört ja niemand anders als dem König in Preußen; die Domainenkasse desgleichen; wir hoffen auch, daß wir allein derselbige sind und keinen Vormund oder Coadjutor nöthig haben. Von allen auf Wind und blauen Dunst hinauslaufenden Principiis muß man beim Generaldirektorium und den Kammern ganz abstrahiren, auch von allen Zank und Streitigkeiten (als wodurch unser Dienst und Interesse gar nicht befördert, sondern vielmehr demselben aufs Äußerste geschadet wird) ein vor allemal abstehen. Die Kammern und Commissariate (so schließt die verständige Ermahnung) sollen alle ihre Sinne und Gedanken auf höhere Zwecke richten; sie haben alle Hände voll zu thun und nicht nöthig mit Prozessen gegeneinander zu Felde zu ziehen. Aber die arme Juristen, die arme Teufels, werden bei dieser neuen Verfassung so inutil werden, wie das fünfte Rad am Wagen!"

Die Unbilligkeit des damaligen Werbesystems führte zu so zahlreichen Desertionen, daß die strengsten Gegenmittel in der Anweisung für das Generaldirectorium vorgeschrieben sind. Das Dorf, was nicht sogleich alles Mögliche thut den Ausreißer zur gefänglichen Haft zu bringen, soll 100 Thaler Strafe erlegen, die Stadt 200, der Landrath oder Edelmann 100 Dukaten. Ist das Dorf oder die Stadt arm, so sollen

zwei der vornehmsten Bauern, oder acht der vornehmsten Bürger, zwei Monate lang karren. „Wer aber (heißt es weiter) einem Deserteur durchhilft, hat den Galgen verwirkt, und soll derselbe sogleich, nachdem er des Verbrechens überführt ist, ohne unsere Confirmation darüber zu erwarten, aufgehangen werden."

Manche Vorrechte des Adels, welche in den Gang der allgemeinen Entwickelung nicht mehr paßten, suchte schon Friedrich Wilhelm I. zu beseitigen. Daher sagt er in jener Anweisung: „die magdeburgischen, halberstädtischen, mansfeldischen und hohensteinschen Städte, sollen immediat gemacht werden, wie unsere Städte in der Churmark. — Es soll niemand in unsern Landen accisefrei seyn. Die Domainenprozesse sollen im Magdeburgischen gegen diejenigen Edelleute, welche sich weigern den Lehnscanon zu entrichten und deshalb an den Reichshofrath appellirt haben, mit dem äußersten vigueur (rigueur?) fortgesetzt, auch eben diesen renitirenden Edelleuten von unserem magdeburgischen Commissariat der Kitzel vertrieben werden, gegen ihren angebohrnen Landesherrn und Obrigkeit dergleichen frevelhaftes und gottloses Beginnen weiter zu gedenken, geschweige denn selbiges wirklich vorzunehmen und auszuführen."

Es ist hier nicht der Ort, die einzelnen Vorschriften über die verschiedenen Gegenstände der Verwaltung, z. B. über Domainen, Steuern, Münze, Post, Kas=

senwesen u. s. w. mitzutheilen; wohl aber verdient Erwähnung, daß der König jeden Abend eine kurze Nachricht über alle beim Generaldirektorio vorgetragenen Sachen erhielt und genau vorgeschrieben war, worüber man anfragen und Bericht erstatten mußte. „Die Anfragen (so heißt es) müssen aber, soviel immer möglich, kurz und deutlich gefaßt, die Sache worauf es ankommt mit wenig Worten und nervös vorgestellt, alsdann jedesmal das Gutachten beigefügt und die Raisons worauf sich selbiges gründet hinzugethan werden. — Flatterien wollen wir aber durchaus nicht haben, sondern man soll uns allemal die reine Wahrheit sagen und mit nichts hinter dem Berge halten, noch uns mit Unwahrheit unter die Augen gehen: — wir sind doch Herr und König und können thun, was wir wollen. — Auch werden wir schon Gelegenheit nehmen und finden einen jeden von unsern Räthen zu probiren, und wer alsdann kahl bestehen sollte, dürfte seine Zeit sehr übel zubringen. — Andererseits wollen wir sie beständig souteniren, auch keinen wider sie angebrachten Beschuldigungen Glauben beimessen, vielweniger sie condemniren; es sey denn daß wir sie selbst vorher mündlich, und zwar in Gegenwart dessen, der sie verklagt, verläumdet oder angeschwärzt, darüber vernommen. Diejenigen aber, die nicht in allen Stücken dieser Instruktion nachleben, sondern es auf den alten Schlenter wieder kommen

lassen wollen, die mögen sich nur zum voraus die Rechnung machen, daß wir es ihnen nicht schenken, sondern ihren Ungehorsam und Widerspenstigkeit exemplarisch und auf gut russisch bestrafen werden.

Sollten übrigens manche der andern Vorschriften Mißfallen erregen, so wird das Generaldirektorium die Sache dergestalt zu tourniren wissen, damit das etwa daher entstehende, wiewohl ganz unrechtmäßige und unverdiente odium, nicht auf uns (weil wir die Liebe und Affektion unserer Unterthanen und die Freundschaft unserer Nachbarn zu menagiren verlangen), sondern auf das Direktorium, oder ein und anderes von desselben membris (wofern es nicht anders ist, noch den Leuten eine bessere Opinion beigebracht werden kann) fallen möge."

So auffallend auch die letzte Foderung, besonders durch die Art des Ausdrucks erscheint, liegt doch insofern ein richtiger Gedanke zum Grunde, daß ein Geschäftsmann sich nicht bloß als Person, sondern auch als Glied der gesammten Verwaltung fühlen soll, und stetes Anklagen der Regierung, keineswegs an sich der höchste Beweis von Vaterlandsliebe oder Weisheit ist. Die Erfahrung, daß niedere Beamte oft das Verfahren und die Maaßregeln ihrer nächsten Vorgesetzten mißverstehen, muß zur Vorsicht bei Beurtheilung der höhern Staatsbeamten führen; und umgekehrt sind diese tadelnswerth, wenn sie in

jedem Widerspruch bösen Willen sehen, und ihren Eigensinn für Charakterstärke halten.

II. Die Instruktion König Friedrich's II. für das Generaldirectorium vom 20. Mai 1748 trägt weniger den hausväterlichen Charakter als die seines Vaters. Der größere Umfang des Staats und die zunehmende Masse der Geschäfte brachten den König in eine andere Stellung, und weil es unmöglich war sich um alles Einzelne zu bekümmern, mußte ihm doppelt daran gelegen seyn lehrreiche Übersichten des Ganzen zu erhalten. Daher soll das Generaldirektorium Tabellen entwerfen: über den Ertrag der verschiedenen Steuern, die Nahrungszweige und Kräfte der Städte, die Ab- und Zunahme der Einwohner, die wüsten Bauerstellen, die noch urbar zu machenden Gegenden u. s. w.

Mit Recht ist bisweilen über die Unzweckmäßigkeit mancher Tabelle und den Leichtsinn ihrer Anfertigung geklagt worden; doch hatte Friedrich II. richtig den Gedanken der Statistik aufgefaßt, einer Wissenschaft, die später bisweilen überschätzt worden ist, deren Nutzbarkeit sich aber überall bewährt hat.

In der Einleitung zur Instruktion sagt der König, mit Bezug auf obwaltende Mängel: „Es ist mein unveränderlicher Grundsatz gewesen und wird es bleiben, den Wohlstand des Landes von meinem eignen Interesse niemals zu trennen, indem es in der

That eins und dasselbe ist." Und bald darauf heißt es: „Seine Majestät haben zeither mit dem größten Mißfallen wahrgenommen, daß sich unter den Ministern eine Art von Haß, Animosität und esprit de parti eingeschlichen hat. Sollten wider Verhoffen dergleichen schändliche und Leuten von so vornehmen Stande und Charakter höchst unanständige Dinge und Disputen, wodurch nur die Zeit verdorben und die Abmachung und Beförderung derer Sachen gehindert und gehemmt wird, weiter unternommen werden, so werden Seine Majestät dies nachdrücklichst bestrafen; allermaßen in diesem so angesehenen Collegium alle particulaire Animositäten auf die Seite gesetzt und auf nichts anders als auf das Wohl und das Beste des Staats gedacht und gearbeitet werden muß."

Eine Hauptveränderung hinsichtlich der innern Organisation des Generaldirektoriums bestand darin, daß zu den vier, nach Landschaften abgegränzten Abtheilungen und Ministerien, zwei neue hinzukamen, deren Wirkungskreis nach Gegenständen bestimmt war, nämlich ein Departement für die Post=, Handels= und Manufaktursachen, und eins für alle Magazine, Proviant=, Marsch=, Einquartierungs= und Servissachen u. s. w. Die Fortschritte des Handels und Verkehrs, sowie die gesteigerte Wichtigkeit des Kriegswesens, führten die Überzeugung herbei, ihre Leitung dürfe nicht mehr nach Landschaften zerfällt, sondern müsse für den

ganzen Staat in eine Hand gelegt sein. Deshalb ist jedem der nunmehr diesen Abtheilungen vorgesetzten Minister die Verantwortlichkeit für seine Geschäftsführung auch ungetheilt und ausschließlich zugewiesen, während die vier landschaftlichen Abtheilungen noch in einer engern Verbindung der Bearbeitung und Verantwortlichkeit blieben.

Die Sitzungen begannen des Winters um 8, des Sommers um 9 Uhr, „und sind (so heißt es) Seine Majestät der Meinung, daß wenn ein jeder seine Schuldigkeit thut und fleißig arbeitet, alsdann des Morgens alle currente Sachen in drei Stunden füglich verrichtet werden können; hingegen der ganze Tag nicht lang genug seyn wird, mit der Arbeit gehörig fertig zu werden, wenn nämlich die membra Collegii sich Historien erzählen, die Zeitungen lesen, spatzieren gehn und andere auf die Kammer nicht gehörige Arbeit vornehmen, als welches alles vors Künftige gänzlich abgestellt werden muß. — Die Zeit soll nicht mit unnützen und chicaneusen und wunderlichen Disputen zugebracht werden; wobei Seine Majestät ausdrücklich befehlen, daß wenn die Minister und Räthe über einen oder andern Punkt sich in Zeit von sechs Minuten nicht vereinbaren können, alsdann sofort an Höchstdieselben zur Entscheidung berichtet werden soll. Überhaupt muß die Zeit bloß und allein zum deliberiren und resolviren, keineswegs aber zum revidiren, sub-

scribiren und contrasigniren (welches alles zu Hause geschehen soll) und noch viel weniger zum Zeitunglesen und dergl. angewendet werden."

Auf wie höchst preiswürdige Weise Friedrich II. für die billige Behandlung und Erhaltung aller Unterthanen sorgte, und schon vor 80 Jahren auf Besserungen hinwirkte, deren Heilsamkeit Manche in unsern Tagen kaum begreifen wollen, das zeigen folgende Stellen der Dienstanweisung:

„Es sollen durchaus keine Anlagen gemacht werden, wobei der Unterthan nicht bestehen kann. Am allerwenigsten aber wollen Seine Majestät gestatten, daß bei den Revisionen der Ämteranschläge die Prästationen der Unterthanen (wohin sie hauptsächlich die Dienstgelder mit rechnen) erhöhet werden sollen; sondern es sollen diese, wie sie jetzo sind, unverändert bleiben und als fixirte Prästationes angesehen werden. — Seine Majestät wissen, daß eines der Dinge, welche dem Bauersmann zu hart und ganz unerträglich fallen, die schweren und ganz unerträglichen Dienste seyn, welche dieselben thun müssen, wobei mehrentheils vor den Gutsherrn wenig Nutzen, vor den Bauersmann aber sein gänzlicher Verderb augenscheinlich herauskömmt. Es befehlen daher Seine Majestät ernstlichst, daß das Generaldirektorium sich ein ganz besonderes Werk daraus machen und nicht nur in jeder Provinz, sondern auch in jedem Kreise derselben, eine

serieuse Untersuchung anstellen soll, ob nicht sowohl Amts, als auch städtische und adliche Unterthanen, von diesem dem Bauersmann sogar ruineusen Umstande, in gewisse Maße befreiet, und die Sache dergestalt eingerichtet werden könne, daß anstatt daß der Bauer jetzo die ganze Woche hindurch dienen muß, derselbe die Woche über nicht mehr als 3 oder 4 Tage zu Hofe dienen dürfe. Es wird dieses zwar Anfangs etwas Geschrei geben, allein da es vor dem gemeinen Mann nicht auszustehen ist, wenn er wöchentlich 5 Tage, oder gar 6 Tage dienen soll, die Arbeit an sich auch bei denen elenden Umständen, worin er dadurch gesetzt wird, von ihm sehr schlecht verrichtet werden muß, so muß darunter einmal durchgegriffen werden, und werden alle vernünftigen Gutsherrn sich hoffentlich wohl accomodiren, in diese Veränderung derer Diensttage ohne Schwierigkeit zu willigen, um so mehr, da sie in der That erfahren werden, daß, wenn der Bauer sich nur erst ein wenig wieder erholt hat, er in denen wenigen Tagen eben so viel und vielleicht noch mehr und besser arbeiten wird, als er vorhin in denen vielen Tagen gethan hat.

Was nun Sr. Königl. Maj. im vorhergehenden Paragrapho ratione der Verminderung derer unerträglichen ordinairen Hofedienste allergnädigst geordnet und befohlen haben, solches soll auch wegen derer bei vielen Ämtern und Adelichen Gütern hergebrachten ganz

übermäßigen so genannten Burg=Vest und Reise Fuhren beobachtet, und es damit um so mehr auf einen billigen Fuß gesetzt werden, da die Umstände der gegenwärtigen Zeiten, auf die alten, in welchen dergleichen Dienste eingeführt, oder vielmehr denen armen Unterthanen aufgebürdet worden, ganz und gar nicht mehr quadriren.

Eben so soll bei dem Steuerwesen niemals etwas erhöht, sondern, wenn es die Umstände erfordern, eher etwas abgesetzt werden, indem Seiner Majestät mit einem großen Quantum auf dem Papier um so weniger etwas gedient ist, da sie solches doch niemals völlig und richtig erhalten können, sondern zuletzt und wann die armen Unterthanen ganz entkräftet und zum Theil durch Executiones ruinirt sind, daran dennoch ein Ansehnliches abschreiben und niederschlagen, auch wohl gar noch zu Retablirung der Unterthanen aus Dero Kassen ein ansehnliches herschießen müssen. Die Steuerkataster sollen sobald als möglich in völlige Ordnung gebracht werden, jedoch nicht um die Lasten zu erhöhen, sondern damit ein Unterthan dem andern, soviel immer möglich nach Proportion gleich gemacht, und folglich die gemeinen Lasten, mit gleichen Schultern getragen werden mögen.

Ebenso muß man die Einquartierung an jedem Orte dergestalt reguliren, daß alles mit gleichen Schultern getragen und niemand prägravirt werde.

18**

Bauerhöfe, wozu 5—6 oder mehr Hufen Landes gehören, sollen unter mehrere Söhne getheilt und dadurch die Zahl der Familien erhöht werden. Dasselbe gilt von sogenannten wüsten, oder von Klöstern und Edelleuten eingezogenen Hufen und Höfen."

In Beziehung auf Handel und Gewerbe herrschen die Grundsätze des strengen Merkantilsystems, und mit größtem Eifer wird die Anlage neuer Fabriken, z. B. in Zucker, Seide u. s. w. begünstigt.

Der Adel, welcher zur Zeit Friedrich Wilhelm's I. dem Könige bisweilen noch als eine unabhängige, fast feindliche Macht entgegentrat und deshalb streng behandelt ward, findet jetzt, nachdem er sich den umgeänderten Verhältnissen gemäß benimmt, volle Gerechtigkeit und unparteiische Behandlung. Daher sagt die Instruktion:

„Den Fiskalen, sowie den Jägern und Forstbedienten, soll bei Strafe des Stranges verboten werden die Edelleute in keinem Stück zu chicaniren, noch ihnen alte längst verjährte Processe und Grenzstreitigkeiten wieder aufzuwärmen. Allermaßen denn Sr. Königl. Maj. hierdurch nochmals festsetzen und ernstlich wollen, daß ein Vasall, der in Anno 1740 im wirklichen Besitz eines Grund-Stücks oder einer Gerechtigkeit gewesen ist, die Possession weiter nicht beweisen, sondern darin geschützet, und unter keinerlei praetext deshalb in Anspruch genommen werden soll.

Und daferne ja zwischen denen Kriegs= und Domainen=Cammern und denen Edelleuten unvermeidliche Disputs und Processe vorkommen solten, so soll das General Directorium denen letztern nicht nur Gerechtigkeit wiederfahren laßen, sondern sogar Sr. Königl. Maj. selbst eher als jenen zu nahe thun, indem dasjenige, was vor Höchstdieselben ein kleiner und nicht zu merkender Verlust ist, dem Edelmann ein sehr großer und ansehnlicher Vortheil seyn kann, und meritiren diese um so mehr conservirt zu werden, da solche mit ihren Söhnen in Kriegszeiten die meisten Dienste thun, und das Land defendiren müssen."

Über die Behandlung der Domainen und der Pächter sagt die Anweisung:

„Nach Sr. Königl. Maj. gegründetem Ermessen muß eine wahre Verbesserung und ein reelles Plus bei denen Domainen-Pertinentien aus der Natur der Sache, und durch die Industrie heraus gebracht werden; dieses aber zu bewerkstelligen erfordert kluge und laborieuse, nicht aber solche faule und idiote Leute und Kriegsräthe, als es leider fast in allen Cammern die Menge giebt. Und eben diese sind Ursach daran, daß hin und wieder vielleicht mit anderer Leute Unglück Plus gemacht worden, welches aber verflucht ist. Denn wenn z. B. ein Amt nahe bei einer Stadt liegt, und ein Kriegs Rath macht dadurch Plus, oder ein Beamter bietet dergleichen unter der Bedingung,

daß der Verlag gewißer Krüge, so denen Städten gehören, dem Amte beigelegt werde, so ist solches gottlos und höchst strafbar, weil dadurch denen Bürgern ihre Nahrung entzogen und der Hals abgeschnitten wird. Diese und andere dergleichen abominable Plus Macherei soll inskünftige durchaus nicht mehr sein, sondern es soll auf Privilegia und Gerechtigkeiten reflectirt, und einem jeden gelassen werden, was ihm gehört."

Als Regel schreibt der König vor: daß die alten ordentlichen Pächter beibehalten und ihnen keine unnöthigen Schwierigkeiten in den Weg gelegt werden sollen; jedoch (dies setzt er hinzu) „unter der ausdrücklichen Bedingung, daß zuvörderst sämmtliche Amtsunterthanen vorgefordert und umständlich vernommen werden, ob auch der Beamte in den abgelaufenen Pachtjahren ihnen zu hart gefallen, oder ob er mit ihnen christlich umgegangen, ihnen in Nothfällen mögliche Hülfe geleistet uud dergestalt auf ihre Erhaltung bedacht gewesen sey; gestalt, daß wenn bei dieser Untersuchung sich finden sollte, daß der Beamte ein eigennütziger Bauernplacker ist, derselbe (ob er gleich sonst gut gewirthschaftet und richtig bezahlt hat) aus dem Amte weggeschafft, und ein anderer billiger und ehrlicher Mann in dessen Stelle aufgesuchet werden soll. Wobei es sich aber von selbst versteht, daß denen Beschwerden und Klagen derer Unterthanen (als bei wel-

chen auch öfters Bosheit und Leichtfertigkeit mit unterläuft) nicht so schlechtweg geglaubet, sondern alles gründlich geprüft und ohne genugsame Überführung aus Leidenschaft und Absichten nichts für wahr angenommen werden muß.

Bei Schließung der Pachtcontracte soll den Pächtern nichts bewilligt werden, als was ohne Seiner Majestät und anderer Leute Schaden ihnen gehalten werden kann, indem die Erfahrung vielfältig gelehrt hat, daß die Bedingungen, welche sich der Pächter gemacht, das von ihnen übernommene Plus nicht allein völlig absorbirt, sondern auch solches öfter um ein merkliches überstiegen haben. Was aber den Pächtern einmal versprochen ist, muß ihnen auch getreulich gehalten werden und wollen Seine Majestät durchaus nicht gestatten, daß dieselben (unter was für Vorwand es immer seyn mag) über diesen oder jenen Punkt ihres Contracts chicanirt werden, zumal es Sache des Generaldirektoriums und der Kammern ist, in den Contracten alles so klar und deutlich zu fassen, daß nirgends ein Zweifel oder Zweideutigkeit, folglich auch kein Anlaß zu Disputen übrig ist."

Ganz den bekannten Grundsätzen Friedrich's II. gemäß erklärt sich derselbe bereit, zu Kirchenbauen Geld herzugeben und fügt hinzu: „wegen der innerlichen Einrichtung derer Kirchen aber, besonders der Kanzeln und Altäre, wollen Seine königliche Majestät den Ge-

meinen keine Gesetze vorschreiben, sondern ihnen hierunter eben so als in Ansehung der Cäremonien ihren freien Willen lassen."

Sehr merkwürdig ist folgende Stelle: „es wollen und befehlen Seine Majestät hiedurch wohlbedächtig, zugleich aber alles Ernstes, daß von nun an weder das Generaldirektorium noch die Kammern, sich weiter von einigen Klage- und Prozeßsachen meliren, sondern solche insgesammt, (sie mögen bei Immediat- oder Mediatunterthanen unter einander selbst, oder zwischen jenen und diesen gegeneinander, oder auch mit dem Fisko selbst entstehen) bei denen dazu bestellten ordentlichen Gerichten und Justizcollegien angebracht und entschieden werden sollen."

Ohne Zweifel ging die Absicht des Königs dahin, die Vorschriften der allgemeinen Ordnung über die Verbesserung der Justiz vom 12. Junius 1713 und die Constitution vom April 1715 über die Expedirung der Justizsachen wesentlich zu verändern, und alle Rechtspflege außerhalb der Gerichtsbehörden aufzuheben. Dieser Gedanke fand aber damals so viel Widerspruch, daß Friedrich II. am 19. Junius 1749 ein Gesetz darüber erließ: welche Rechtssachen bei den Kammern und welche bei den Justizbehörden zu entscheiden wären. Erst im Jahre 1808 hob man die sogenannten Kammerjustizdeputationen ganz auf und

überwies alle Rechtssachen ohne Ausnahme den Gerichtsbehörden [1]).

Eine solche Überweisung und Aufhebung des sogenannten droit administratif halten die Franzosen noch heutiges Tages für unmöglich, weil dadurch die ganze Kraft der Regierung in die Hände der Juristen fallen würde. Unsere Erfahrung hingegen erweiset, daß diese Furcht ungegründet sey; sowie auch bemerkt zu werden verdient, daß die preußischen Formen von 1713 und 1749 schon vorzüglicher waren als die neuesten französischen, weil jene Kammerjustizdeputationen nicht bloß aus verwaltenden Personen, sondern zur Hälfte mit Rechtsbeamten besetzt wurden, und alle ohne Ausnahme den Justizeid auf völlig unparteiische Rechtspflege leisten mußten.

III. Die dritte Dienstanweisung für das Generaldirektorium vom 28. September 1786 ward hauptsächlich dadurch veranlaßt, daß die wechselseitige Stellung der nach Landschaften und der nach Gegenständen gebildeten Ministerien nicht genau genug bestimmt war, ja in mancher Beziehung kaum genügend angeordnet werden konnte. Einerseits nämlich schienen aus naheliegenden Gründen (z. B. der großen Wichtigkeit der Domainen halber) die Abtheilungen nach

1) Raumer's Briefe aus Paris I, 213.

Landschaften sehr natürlich, ja unentbehrlich; und andererseits hatte sich wiederum Friedrich II. veranlaßt gesehen, behufs allgemeinerer Übersichten und gleichartiger Behandlung, allmählig mehrere Ministerien für bestimmte Gegenstände zu errichten, z. B. für das Bergwesen, das Forstwesen, die Accise. Ungeachtet der Thätigkeit und geistigen Überlegenheit des Königs war Zwiespalt unter den einzelnen Ministerien ausgebrochen, der Begriff eines Generaldirektoriums, oder einer unter gleicher Verantwortlichkeit bestehenden Verwaltung aller Sachen ging fast verloren, es wechselte Nachgiebigkeit oder Eigensinn unter den einzelnen Ministern und eine Aussöhnung der örtlichen und sachlichen Interessen ward selten glücklich gefunden. Nur gegen die von Franzosen geleitete Acciseverwaltung bestand ein allgemeiner Haß, so der Beamten, wie des Volks.

Der vorherrschende Gedanke der Anweisung von 1786 ist: die alte Einrichtung und Verfassung des Generaldirektoriums herzustellen und das Meiste von dem, was ihr widersprach, abzuschaffen. Deshalb heißt es: „alle Geschäfte sollen in einer richtig bestimmten Einförmigkeit und völligen Übereinstimmung zu dem ganzen und allgemeinen Zwecke des Dienstes, gemeinschaftlich erwogen, beurtheilt und bearbeitet werden, damit nicht durch einseitiges Verfahren einzelner und abgesonderter Departements, in Angelegenheiten, welche

auf das allgemeine Interesse des Staats und der Unterthanen, oder auf das besondere Verhältniß dieser und jener Landschaft, Einfluß und Beziehung haben, dem wahren Endzwecke der Staatswirthschaft und des Dienstes, Nachtheil und Schaden zugezogen werde."

Von jetzt an sollten im Generaldirektorium auch öffentlich vorgetragen, in gemeinschaftliche Erwägung gezogen und übereinstimmend bearbeitet und entschieden werden: alle Forstsachen, Bergwerks= und Hüttensachen, Manufaktur= und Handelssachen, sowie die zum Kriegsdepartement gehörigen Grasungs= und Fourage=Lieferungssachen. Insbesondere wurde die Forstverwaltung den einzelnen landschaftlichen Ministerien um so mehr zugewiesen, da ihre Trennung von den Domainen allerdings Einseitigkeit und Verwirrung herbeigeführt hatte.

In Beziehung auf Handel und Gewerbe hielt man an den alten Grundsätzen fest, und suchte nur von gewissen Übertreibungen der französischen Acciseverwaltung (welche z. B. den Durchfuhrhandel zu Grunde gerichtet hatten) wiederum zu gemäßigteren Grundsätzen einzulenken.

Sehr wichtig für die Beamten ist das auch in dieser Anweisung wiederholte Versprechen: „Der König wolle alle, bei treuer Ausübung ihres Berufs gegen alle Anfechtung und Beeinträchtigung kräftigst schützen, auch keinen von seinen rechtschaffenen Beamten, un=

verschuldet und ungehört, des Dienstes entlassen oder verstoßen." — Dieser unwandelbar befolgte Grundsatz, welcher, wie gesagt, die richtige Mitte hält zwischen willkürlicher Absetzbarkeit der Beamten und dem Verkaufe von Ämtern, hat wesentlich beigetragen, den Stand der Beamten zu veredeln und ihnen Muth, Unabhängigkeit, Sachkenntniß und Anhänglichkeit einzuflößen. Auf entgegengesetztem Wege löset sich das persönliche Interesse der Beamten ganz von dem allgemeinen, und wer in ihnen lediglich Gegner des öffentlichen Wohls sieht, ist nicht minder im Irrthume befangen, als wem der König nur als Hinderniß der Freiheit erscheint.

So wohlgemeint aber in jeder Beziehung die Dienstanweisung von 1786 war, konnte sie doch aus vielen theils persönlichen, theils sachlichen Gründen, die gerügten Mängel nicht beseitigen und das Generaldirektorium entsprach seitdem noch weit weniger als unter Friedrich II., dem ursprünglichen Gedanken und Zwecke. Der Umfang des Staates, die Menge der Geschäfte, der Stand des Handels und der Gewerbe, die Ansichten von Domainen, Steuern, Staatswirthschaft und Verwaltung überhaupt, hatten sich seit Friedrich Wilhelm I. so sehr geändert, daß der Glaube mancher Wohlgesinnten: das einzige Heilmittel der vorhandenen Mißverhältnisse sey eine Zurückführung auf die alten wandelbaren oder zerbrochenen Formen

und Grundsätze, doch nur ein Aberglaube war. Und je lebhafter er vertheidigt ward, desto nachdrücklicher und lauter bekämpften ihn Freunde der neuen Zeit und der neuen Ansichten. Der Krieg von 1806, unglücklich in mancher andern Beziehung, war das Mittel, um zu höherer Selbsterkenntniß und wechselseitiger Verständigung zu gelangen. Mit Weisheit, Mäßigung, Gerechtigkeit und Muth ward eine Wiedergeburt Preußens ohne Revolution auf eine so vielseitige und preiswürdige Weise durchgeführt, daß es von Neuem mit verstärkter Kraft in die Reihe der großen europäischen Mächte eintreten konnte, ja in mancher Beziehung (z. B. hinsichtlich des Kriegs- und Steuersystems, der städtischen und Schuleinrichtungen u. s. w.) von Unbefangenen als nachahmungswürdiges Muster betrachtet wird.

Digitized by Google

V.

Der erste Kampf der Franzosen und Engländer in Ostindien.

Von

Dr. Richard Roepell.

Digitized by Google

Als die Engländer, von Handelsinteressen geleitet, zum ersten Male alle Schwierigkeiten des weiten, unbekannten Wegs durch das Weltmeer überwindend, die Küsten von Ostindien betraten, um einen directen Verkehr mit diesen von der Natur gesegneten Ländern zu eröffnen, bestand das Reich des großen Mogul zu Delhi noch in voller Kraft und Blüte. Leicht hätte dieser jeden Plan der Europäer, eine Territorialherrschaft in Indien zu gründen, vereitelt, wenn ihnen solcher Gedanke nicht schon von selbst der ganzen Lage der Dinge nach fremd geblieben wäre. In ihrer Wiege lag noch damals Englands jetzt so gewaltige Seemacht; viel zu gering waren Geld- und Streitmittel der eben in London gestifteten ostindischen Compagnie, als daß man nicht einen Plan der Art für Wahnwitz, nicht einmal für Kühnheit geachtet hätte. Zufrieden mit dem Gewinn, welchen gleich anfangs der Handel ihnen brachte, richteten die Engländer ihre ungetheilte Aufmerksamkeit nur darauf, wie sie diesen

einerseits am vortheilhaftesten erweitern, andererseits gegen die Eifersucht anderer Europäer, welche schon seit längerer Zeit den Verkehr mit Ostindien in Händen gehabt hatten, schützen konnten. Das Glück stand diesen Bemühungen zur Seite. In kurzer Zeit sank mehr durch eigenen innern Verfall, als durch der Engländer Angriff der Einfluß und die Macht, welche die Portugiesen vor allen andern Europäern in jenen Ländern und Meeren sich zu erwerben gewußt hatten, und der Holländer Streben hatte gleich anfangs mehr die Richtung auf die Inseln Hinterindiens, als auf das Festland von Hindustan und Dekan genommen. Solchergestalt von lästigen Rivalen mehr oder weniger befreit, hoffte die englisch-ostindische Compagnie ebenso schnell wie sicher ihre Handelsverhältnisse in Indien ausbreiten zu können. Aber bald mußte sie diese Hoffnung getäuscht sehen.

Nichts in der Welt bringt einem Handelsverkehr größern Nachtheil als seine Unsicherheit, und diese Unsicherheit war es, die je länger je mehr den Engländern in ihrem ganzen Streben hindernd entgegentrat. Ohne befestigte Niederlassungen, in welchen die erworbenen Güter geschützt werden konnten, ohne eine Militairmacht, die achtunggebietend von einem solchen Angriff im Voraus abgemahnt hätte, sahen sich die Beamten der Compagnie in allen ihren Verhältnissen gänzlich der Willkür der indischen Eingeborenen an-

heimgegeben, eine um so drückendere, um so verderblichere Lage der Dinge, je roher die Staatseinrichtung, der ganze Geist dieser Bevölkerung sich zeigten. Zwar gelang es den Bemühungen der Compagnie schon in den ersten Zeiten ihres Verkehrs mit Indien, Rechte und Privilegien vom Kaiser in Delhi, dem eigentlichen Herrn Hindustans, zu erwerben, allein wie in allen despotischen Staaten Asiens hing die Respectirung solcher Rechte nur von dem guten Willen der Provinzial- oder Ortsbehörden ab. Fühlten diese sich auf irgend eine Weise, sei es in ihren Interessen, sei es in ihrer Person, von den Europäern verletzt, reizte sie Habsucht, oder liehen sie etwa den Einflüsterungen, den Verleumdungen und Klagen der Eingeborenen ein zu williges Gehör, so beriefen jene sich stets vergebens auf die ihnen von Delhi aus bewilligten Rechte. Viel zu selbständig waren die asiatischen Statthalter, viel zu weit entfernt der kaiserliche Hof, als daß eine Klage der Europäer einen schnellen oder sichern Erfolg gehabt hätte. Leicht findet sich im Handelsverkehr eine Ursache, ein Vorwand zum Streite, und so oft die indischen Kaufleute sich des Schutzes ihrer Obrigkeit bewußt waren, trugen sie kein Bedenken, Neckereien, Plackereien aller Art, ja selbst gewaltsame Betrügereien an den Europäern zu verüben, während die Statthalter oft durch willkürliche Erhöhung der Zölle, durch Nichtachtung der kaiserlicherseits gewährten Zollfreiheit,

durch Beschlagnahme der Waarenvorräthe, durch Hemmung des ganzen Handels und dergleichen ihrer Habsucht oder ihrem Haß freien Lauf ließen, wenn man englischerseits ihren oft ausschweifenden Foderungen nicht mit schnellem Gehorsam nachkam.

Bei solcher Lage der Dinge war es natürlich, daß die Compagnie vor Allem darnach strebte, sich den Besitz befestigter Niederlassungen auf eigenem Grund und Boden zu verschaffen, um im Falle der Noth ihre Rechte vertheidigen, ihre Güter mit gewaffneter Hand schützen zu können. Größtentheils durch zufällige, außer aller Berechnung liegende Vorfälle, wie zum Beispiel durch die Gunst, welche einzelne Engländer, meistentheils Ärzte, durch glückliche Anwendung ihrer Kunst, bei dem Kaiser von Delhi oder den Statthaltern erwarben, gelang dieses Streben, trotz der bedeutenden Schwierigkeiten, welche sich ihm namentlich von Seiten der letztern entgegenstellten. Nicht selten vergingen Jahre, ehe die Eifersucht dieser es der Compagnie gestattete, von dem in Delhi erworbenen Recht des Ankaufs von Grund und Boden, oder der Befestigung ihrer Niederlassungen, Gebrauch zu machen. So duldete der Nabob von Bengalen anfangs nur die sehr geringe Anzahl von dreißig Soldaten — mehr eine Ehrenwache des Befehlshabers als eine Besatzung — in der englischen Niederlassung am Hughly, verwehrte den vom Mogul bewilligten

Ankauf von sieben und dreißig benachbarten Ortschaften, und nur durch kluge wie rasche Benutzung einer Rebellion gegen ihn gelang es der Compagnie, ohne seinen Widerspruch das Fort William bei Calcutta zu befestigen. Sehr gering waren daher bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts die Fortschritte, welche die Engländer, wenn auch im Ganzen ihr Handel es an Gewinn nicht fehlen ließ, in dieser Beziehung gemacht hatten.

Je schwächer nun aber im Laufe der Zeit Macht und Ansehen des Kaisers zu Delhi in Ostindien wurden, je mehr sich die Subahs, Nabobs und Radschahs in ihren verschiedenen Provinzen bei nomineller Abhängigkeit, reell als selbständige und unumschränkte Herrscher zu fühlen und zu bethätigen begannen, um so drückender ward diese Lage der Compagnie, um so mehr erschien von Tage zu Tage nicht allein die Sicherheit des Handels, sondern ihre ganze Existenz in Indien von Gefahren bedroht. Denn einerseits glaubten jetzt diese neuen Herrscher, von der Furcht einer etwaigen Ahndung ihres Benehmens durch den Hof zu Delhi gänzlich befreit, sich Alles und Jedes, je nachdem Willkür sie antrieb, gegen die Compagnie erlauben zu können; andererseits aber drohte das Verhältniß, in welchem diese vielen Reiche untereinander standen, mit noch größeren Gefahren. Ein Interesse nämlich belebte, leitete sie alle, das Interesse für die Er-

weiterung ihrer Herrschaft. So weit als irgend eigene Kraft und Ansehen es gestatteten, war Jeder von ihnen bereit, sobald die Gelegenheit sich darbot, Alles für die Erreichung dieses Zweckes zu opfern. Nichts galten dann frühere Verbindungen, Freundschaften, beschworene Verträge; je nachdem der Vortheil auf der einen oder der andern Seite größer erschien, wechselte die Politik dieser Fürsten. Jede auch noch so schwache Hoffnung auf den Sieg reizte zum Kriege, jeder Krieg führte eine Reihe neuer Verhältnisse herbei, stieß alle Gewalthaber herab, erhob neue zu früher nie gekannter Bedeutung, löste hier bestehende Verbindungen auf, ließ dort die Anknüpfung neuer als wünschenswerth erscheinen, sodaß die politischen Angelegenheiten Indiens, aller Ruhe des Bestehens entbehrend, fortwährenden Veränderungen unterlagen. Erwägt man nun noch, daß es im Innern all dieser Staaten keineswegs an Parteiungen mancherlei Art fehlte, daß Empörungen und jähe Thronwechsel, wie es die Natur asiatischer Despotie mit sich führt, noch die Unsicherheit aller Verhältnisse vermehrten, so wird man leicht erkennen, welcher Umsicht, welcher Gewandtheit es englischerseits bedurfte, um, bei den mannichfaltig sich durchkreuzenden, so oft wechselnden Interessen der indischen Staaten, den Vortheil der Compagnie zu erstreben, ja auch nur die Sicherheit und Existenz ihres Handels zu bewahren.

Auf zweierlei Weise konnte hierbei die Compagnie verfahren. Entweder entsagte sie aller directen und indirecten Theilnahme, kurz jeder Einmischung in die politischen Verwickelungen der indischen Staaten, oder sie machte den Versuch, durch eine Einmischung dieser Art einen überwiegenden Einfluß in Ostindien zu erwerben. Beides schien gleich gefährlich; denn im ersten Falle setzte sie sich ohne hinreichende Vertheidigungsmittel der willkürlichen Behandlung des jedesmaligen Siegers aus; im zweiten lief sie Gefahr, durch nur eine unkluge Verbindung ihre ganze Existenz im Falle des Unterliegens zu verlieren. Es überwog die letztere Rücksicht, die Compagnie verfolgte anfangs den ersten Weg, allein sie wurde bald durch die überwiegende Gewalt der Verhältnisse gezwungen, diesem politischen Friedenssysteme zu entsagen.

In gleicher Lage mit den Engländern befanden sich damals auch die Franzosen in Ostindien. Auch sie waren, von Handelsinteressen geleitet, dorthin gekommen und hatten mit größerer Schwierigkeit und geringerem Glück — wol auch mit weniger Geschicklichkeit — nur einige unbedeutende Niederlassungen an der Küste von Koromandel erworben. Bekannt ist die alte Rivalität beider Nationen; auch jenseit der Weltmeere in Amerika wie in Asien begegnen wir derselben, aus ihr sind hier wie dort hartnäckige, lang dauernde Kriege hervorgegangen, für die politische Ent-

wickelung beider Völker, für die neuere Gestaltung der Verhältnisse von ganz Europa in ihren Folgen nicht ohne Bedeutung.

Es war ungefähr in der Mitte des vorigen Jahrhunderts, als zum ersten Male in Indien der Ausbruch directer Feindseligkeiten dieser beiden Nationen erfolgte. Frankreichs lebhafte Theilnahme an dem Angriff, der nach dem Ableben Kaiser Karl VI. von mehren Seiten auf die Integrität der östreichischen Monarchie statt fand, hatte es auch am 15. März 1744 zu einer Kriegserklärung gegen England geführt, in Folge welcher der Kampf sich nach Indien verbreitete, weil die englische Compagnie den anfangs angenommenen Vorschlag der Neutralität, welchen die französisch-ostindische bei Ausbruch des Krieges gemacht hatte, später zurückwies. Von beiden Parteien erschienen Kriegsflotten in den indischen Meeren, mit einem gewissen Eifer begann man auch zu Lande, auf der Küste Koromandel, den Kampf; allein bei aller Thätigkeit, bei allen Beweisen von Muth und kriegerischer Gewandtheit in den vielfachen kleinen Kriegsoperationen wurden diese doch von keinem bedeutenden Erfolge begleitet. Das Ganze wäre ohne nachhaltige Wirkung vorübergegangen, wenn nicht der französische Gouverneur von Pondichery, Dupleix, kurz vor dem Abschluß des diesen Krieg beendigenden aachner Friedens eine Idee aufgefaßt hätte, die für die

ganze Zukunft Ostindiens von entscheidender Wichtigkeit ward.

Die bereits von uns geschilderte Lage der indischen Staatsverhältnisse, ihre gefahrdrohende Bedeutsamkeit für alle europäischen Colonialbesitzungen, hatte auch seine Aufmerksamkeit in nicht geringem Grade auf sich gezogen. Nicht weniger als den Engländern drängte auch ihm die Frage sich auf, ob der Vortheil der französischen Angelegenheiten ein gänzliches Zurückziehen von oder eine lebhafte Theilnahme an jenen indischen Verhältnissen erfodere. Lebendig, voll Unternehmungsgeist, wie Dupleix war, entschied er sich sofort für die letztere. Der Krieg mit England, in welchem man sich eben befand, gab die gewünschte Gelegenheit, die Hoffnung, den lange beneideten und gehaßten Rivalen zu vernichten, reizte zur That, und so entstand in Dupleix's Seele der Plan, durch eine Benutzung der mannichfach verwickelten Streitigkeiten unter den eingeborenen indischen Fürsten, seiner Nation einen überwiegenden Einfluß in Indien zu verschaffen, ein Plan, der ebenso kühn gefaßt, als mit Beständigkeit, Umsicht und Energie von ihm verfolgt, die Engländer nothwendig dazu führen mußte, sich gleichfalls einen Einfluß auf die indischen Angelegenheiten zu erwerben, falls sie nicht gänzlich von den Franzosen aus Indien vertrieben sein wollten. Solchergestalt begann nun, zuerst von Frankreichs Politik

ausgehend und angeregt, jener lange Kampf zwischen beiden Nationen, der seiner Natur nach einerseits zur fast völligen Vertreibung eines der beiden europäischen Völker führen mußte, andererseits aber dadurch, daß er ganz auf den Einfluß der Europäer auf die indischen Fürsten basirt war, ebenso nothwendig nur mit der Oberherrschaft des siegenden Theiles über diese endigen konnte. Es war das Letztere, wie man leicht sieht, eine natürliche Folge des Erstern.

Um nun den Plan Dupleix's und die daraus hervorgehenden Stellungen der Franzosen und Engländer zu übersehen, erscheint es nothwendig, die frühern Verhältnisse des südlichen Theils der vorderindischen Halbinsel kurz auseinanderzusetzen.

Die Landschaft Karnatik war mit in den Eroberungen begriffen, welche der Kaiser Aurengzeb von Delhi in Dekan gemacht hatte, und ward in Folge hiervon unter die Befehle eines Nabob gestellt, der zu Arcot residirte, aber von dem Gouverneur von Dekan, Subah genannt, abhing. Schon seit dem Tode von Aurengzeb (1707) ward das Kaiserreich von Delhi, trotz seiner weiten Ausdehnung, durch innerliche Streitigkeiten zerrüttet, die Angriffe der Mahratten und des Schahs Nadir von Persien raubten ihm vollends alle Kraft, sodaß die Statthalter in den Provinzen wol noch dem Namen nach gehorchten, in der That aber schon fast unabhängig da standen.

Sowie die Subahs suchten natürlich auch die ihnen untergeordneten Nabobs und Radschahs eine freiere Stellung zu erwerben, und in dieser Art setzte im Jahre 1732 Sadatulla, der Nabob von Arcot, seinen Neffen als Nachfolger ein, ohne die gebührende Bestätigung von Nizam al Mulück, dem Subah von Dekan, einzuholen. Dem ältesten der Neffen, Doost Ali, bestimmte der Oheim die Nabobswürde von Arcot, dem jüngern, Boker Ali, das Gouvernement von Velore. Damals nun that der Subah, anderweitig beschäftigt, keinen Einspruch, und es gelang sogar dem neuen Nabob von Arcot, Doost Ali, sich bei Gelegenheit eines Erbstreites mit Gewalt der Waffen den Besitz des Königreichs Tritchinapoli zu erwerben, dessen Radschah ihm als Nabob vom Karnatik Tribut schuldig war. Subder Ali, der Sohn des Nabob, und Chundasaheb, sein Schwiegersohn, hatten gemeinschaftlich die Landschaft erobert, welche dann der Letztere als Radschah erhielt. Später entstand zwischen Subder Ali und seinem Schwager ein gereiztes Verhältniß, welches jedoch nicht in offene Feindschaft ausbrach, sondern nur veranlaßte, daß Chundasaheb sich in Vertheidigungszustand zu setzen strebte. Nizam al Mulück aber hatte diese Gegenden keineswegs aus den Augen verloren, und bei der Zwistigkeit der Familienglieder auf Erfolg hoffend, reizte er die Mahratten zu einem Einfall ins Karnatik.

Diese, stets zu dergleichen Zügen bereit, folgten der Auffoderung. Im Mai 1740 erschienen ihre Reitergeschwader, in ganz Indien gefürchtet, an der Grenze vom Karnatik und besiegten am 20. desselben Monats in einer mörderischen Schlacht den Nabob Doost Ali, der selbst, nebst einem jüngern Sohne, dabei das Leben verlor. Subder Ali hatte keinen Theil am Kampfe genommen, zog sich jetzt nach Velore zurück und versuchte mit den Mahratten zu unterhandeln. Es gelang ihm. Gegen eine Summe von zehn Millionen Rupien verpflichteten sie sich einerseits sofort abzuziehen, andererseits versprachen sie aber zu gleicher Zeit im Geheimen, im December wiederzukehren und das Land Tritchinapoli zu erobern, welches Subder Ali ihnen überlassen wollte. So kamen denn die Mahratten gegen Ende des Jahres wiederum nach dem Karnatik und belagerten die Hauptstadt des Reichs von Chundasaheb, welche dieser zwar lange tapfer vertheidigte, aber doch am 26. März 1741 übergeben mußte. Er selbst ward gefangen, während seine Weiber, Kinder und Schätze nach Pondichery geflüchtet waren und solchergestalt die erste Verbindung mit den Franzosen anknüpften.

Wenn sich auch nun Subder Ali auf diese Weise seines feindlichen Schwagers fürs Erste erledigt hatte, bedrohte ihn doch noch immer der Subah von Dekan, Nizam al Muluck, sodaß er stets bei irgend ei-

ner eintretenden Ruhe im nördlichen Dekan auf dessen Angriff gefaßt sein mußte. Deshalb sandte er Weiber, Kinder und Schätze nach Madras und trat somit in eine nähere Verbindung mit den Engländern. Doch sollte ihm von einer ganz andern Seite Verderben kommen. Mortiz Ali nämlich, sein zweiter Schwager, strebte auch nach der Herrschaft, zu deren Erlangung er, nach hindustanischer Sitte, den Mord des Verwandten nicht scheuend, jenen zu Velore niederhauen ließ. Doch die Mahratten, welche sich in Tritchinapoli festgesetzt hatten, erkannten die Würde des Mörders nicht an, seine eigenen Truppen rebellirten und riefen im Jahre 1743 den Seid Mahomed, den noch im Kindesalter stehenden Sohn des Subder Ali, zum Nabob vom Karnatik aus.

Diesen Zeitpunkt hielt Nizam al Muluck für geeignet, seine Oberherrschaft wiederum geltend zu machen. Mit einem achtunggebietenden Heere zog er nach Süden herab, trieb die Mahratten aus Tritchinapoli wieder heraus, und setzte zuletzt den Anwarodean, einen erfahrenen Soldaten, zum Nabob im Karnatik ein. Zwar gab er bald darauf den Bitten der Einwohner nach und erhob den Sohn Subder Ali's unter der Vormundschaft des Anwarodean zum Nabob, allein die Soldaten ermordeten diesen, worauf der Vormund sich in seiner Stellung als Nabob behauptete.

Hiermit schien nun eine Zeit lang die Ruhe und

Ordnung im Karnatik hergestellt, aber der Tod Nizam al Muluck's stürzte diese Gegenden von Neuem in Verwirrung und langwierige Kriege. Zwei Söhne und ein Enkel des Verstorbenen machten zu gleicher Zeit Anspruch auf die Würden und Ämter des Vaters. Gesetzlicher Nachfolger war eigentlich der älteste Sohn, Ghaziodin Khan, welcher jedoch, in hohen Ehren am Hofe zu Delhi stehend, nicht Zeit hatte, in Dekan seine Ansprüche geltend zu machen. Desto thätiger waren hierin gleich anfangs Murzafajung (Muzzufferjung), der Neffe des eben Genannten, sowie Nazirjung, der jüngere Bruder, welcher früher Befehlshaber der Truppen seines Vaters gewesen war.

Solchergestalt war die Lage der indisch-politischen Verhältnisse in Dekan, auf welche Dupleix den erwähnten Plan zur Emporhebung des französischen Einflusses in Indien gründete. Bei der Abhängigkeit, in welcher der europäische Handel von dem guten Willen oder der Misgunst der Subahs, Nabobs und Radschahs sich befand, mußte es natürlich für eine der dort handelnden europäischen Nationen von der höchsten Wichtigkeit sein, wenn es ihr gelang, daß sie durch Unterstützung eines der Prätendenten sich nach erlangtem Siege die Dankbarkeit und Gunst desselben erwarb. Jemehr sie zu seiner Erhebung beigetragen, desto mehr mußte der Sieger die Wichtigkeit ihrer Freundschaft einsehen und diese durch gleicherweise ihr

eingeräumte Vortheile zu erhalten streben, sodaß die Hoffnung Dupleix's, in diesem Falle den Handel der Engländer in Dekan gänzlich herabdrücken zu können, keineswags eine chimärische war. Großer Verstand, Beharrlichkeit und Kühnheit in allen seinen Unternehmungen, sowie eine genaue Kenntniß der Natur der indischen Fürstenhöfe zeichneten diesen französischen Gouverneur aus, dem nur das militairische Talent mangelte, welches, wie es sich nachher zeigte, gleichfalls zum Gelingen des Planes nothwendig war. Schon vor dem Tode Nizam al Muluck's hatte Dupleix dergleichen Absichten, wenn auch nicht in solchem Umfange gehegt, und dabei seine Augen auf Chundasaheb gewandt, welchen er als einen muthvollen, verschlagenen und unternehmungsvollen Mann kennen gelernt hatte. Dazu war dieser entthronte Herrscher von Tritchinapoli im ganzen Karnatik seiner Feldherrntalente wegen geachtet, seiner gelinden Regierung wegen geliebt und konnte, aus der Gefangenschaft befreit, auf eine zahlreiche Partei rechnen. Deshalb behandelte Dupleix die nach Pondichery geflüchtete Familie Chundasaheb's mit besonderer Auszeichnung, setzte sich von allen Verhältnissen desselben in Kenntniß und trat zuletzt mit ihm selbst in einen geheimen Briefwechsel, um ihn — als erste nothwendige Maßregel — aus der Gefangenschaft zu befreien. Zu diesem Zweck übernahm er die Garantie eines Lösegeldes von 700,000

Rupien bei den Mahratten, die ihrem frühern Gefangenen in Folge hiervon noch 3000 Mann Hülfstruppen versprachen. Kurze Zeit nach der Befreiung des Chundasaheb ereignete sich der Tod Nizam al Muluck's, durch welchen für die beiden schon Verbündeten sich, wie man leicht sieht, ein weiteres Terrain der Thätigkeit zeigte. Chundasaheb ergriff daher sogleich diese Gelegenheit und verband sich mit Murzafajung, indem er ganz richtig berechnete, daß, wenn dieser im Streit um die Subahwürde in Dekan Sieger bliebe, ihm selbst die Stelle des Nabob im Karnatik nicht entgehen könne. Beide wandten sich dann, um ihr Bündniß zu stärken, an Dupleix und foderten ihn unter Zusicherung großer Vortheile für sich und die französisch-ostindische Compagnie auf, an ihren — ihm wol nicht mehr unbekannten Plänen Theil zu nehmen. — Der französische Gouverneur sandte sofort 400 Europäer und 2000 Seapoys, unter dem Befehl des Obersten Auteuil, zur Armee der Verbündeten, welche in Folge hiervon mit 40,000 Mann im Karnatik einmarschirten. Anwarodean, dem dieser Angriff zunächst galt, ließ sich nicht unvorbereitet finden. Er hatte 20,000 Mann recht tüchtiger Truppen zusammengebracht, mit welchen er bei Amboor, einem Passe, der von dem Hochlande zum Karnatik hinabführt, verschanzt sich lagerte. Am 23. Julius 1749 kam es zur Schlacht, in der die Kühnheit und Tapferkeit der wenigen französischen

Soldaten den Ausschlag gab. Ohne alle Unterstützung von Seiten der indischen Truppen, welche als Zuschauer der europäischen Bravour sich ruhig verhielten, stürmten die Franzosen, die große Wichtigkeit ihrer Unterstützung zu zeigen, allein die Verschanzungen, welche Anwarodean auf einem Berge angelegt und mit 60 Kanonen wohl besetzt hatte. Zweimal trieb das mörderische Feuer dieser Geschütze die Angreifenden zurück, Auteuil selbst ward verwundet, aber ihr Muth war nicht gebrochen. Zum dritten Male stürmten sie die Höhen herauf und so sehr ließ die Kühnheit und Tapferkeit der Truppen die vertheidigenden Inder erstaunen und erschrecken, daß sie, ohne bedeutenden Widerstand ihren Posten aufgebend, entflohen. Aber noch stand der größte Theil ihres Heeres in Schlachtordnung drohend da, in seiner Mitte Anwarodean selbst auf einem Elephanten, von auserlesenen Reiterscharen umgeben. Muthig rückten die Franzosen ohne Zaudern gegen diese Truppen an, ihre indischen Bundesgenossen kamen zur Hülfe, die Schlacht ward allgemein. Da erblickte Anwarodean, durch den Tod seines eben gefallenen Sohnes erbittert, den Elephanten des Chundasaheb in seiner Nähe. An diesem persönliche Rache zu nehmen, war sein erster Gedanke, und mit aller Gewalt mußte der Führer den Elephanten auf den Feind zu treiben. Aber ehe noch das Ziel erreicht war, warfen sich französische Soldaten dazwi-

schen, eine Kugel durchbohrte den Nabob und sein ganzes Heer floh nach dem Tode des Führers, indischer Sitte gemäß, in wilder Unordnung auseinander. Das ganze Karnatik stand dem Sieger offen, welcher nun herumzog, von den Unterthanen Anerkennung und Tribut zu verlangen. So kamen sie auch in die Nähe von Pondichery, woselbst Dupleix mit großer, orientalischer Pracht ihren Einzug feierte. Alles war darauf berechnet, ihnen eine hohe Vorstellung von dem Reichthum und der Macht der Franzosen beizubringen, damit sie die Wichtigkeit dieser Unterstützung erkennen und sich dafür dankbar beweisen sollten. Dupleix irrte sich nicht; denn außer beträchtlichen Geldsummen, welche er selbst und die französischen Soldaten erhielten, schenkte Chundasaheb sofort die Souverainetät über ein und achtzig in der Nähe von Pondichery liegende indische Dörfer dem Gouverneur der Franzosen. Nach Beendigung der Festlichkeit hielten die Verbündeten Rath über neu vorzunehmende Operationen.

Noch hielt sich in Tritchinapoli Mahomed Ali Khan, der zweite Sohn des in der Schlacht bei Amboor gefallenen Nabobs. Da seine Gegner von den Franzosen unterstützt wurden, so war es natürlich, daß er sich an die Engländer um Hülfe wandte. Wie weit diese damals noch von einem Plane, wie ihn Dupleix gefaßt hatte, entfernt waren, und wie sie

nur die Nothwendigkeit, den französischen Unternehmungen, welche ihren ganzen ostindischen Handel bedrohten, entgegenzutreten, zu einer Theilnahme an diesen Angelegenheiten der indischen Fürsten zwang, geht aus keinem Umstande so deutlich hervor, als daraus, daß die Regierung in Madras sich anfänglich auf die Vorschläge Mahomed Ali's einzugehen weigerte, daß sogar der englische Admiral Boscawen mit seiner Flotte in diesem kritischen Zeitpunkte von Madras nach Europa zurücksegelte, ohne eine größere Truppenzahl als 200 Mann im Fort David bei Madras zurückzulassen. Endlich schickte man von Madras — man sollte es kaum glauben — 120 Europäer zur Verstärkung nach Tritchinapoli, jedoch erst als Mahomed Ali Ernennungsbriefe von Nazirjung, dem zweiten der Prätendenten auf die Subahwürde von Dekan, empfangen hatte.

Nazirjung hatte anfangs seinen Neffen für einen unbedeutendern Nebenbuhler als seinen Bruder gehalten, die Eroberung des Karnatik durch denselben öffnete ihm aber die Augen, und er entschloß sich sogleich, mit jenem den Kampf zu versuchen. Mit 30,000 Mahratten Soldtruppen und von fast allen Unterstatthaltern des obern Dekan so unterstützt, daß sein Heer fast 300,000 Mann stark war, zog Nazirjung nach Süden und foderte sowol Mahomed Ali als die Engländer auf, ihn zu unterstützen. Die Letztern waren

nun wirklich der Meinung, daß er der rechtmäßige Subah von Dekan sei und sandten ihm daher nach Gingee, 35 englische Meilen von Pondichery, ein Hülfscorps von 700 Europäern unter dem Befehle des Major Lawrence.

Auf die Nachricht von dem Anzuge dieses Feindes hoben Murzafajung und Chundasaheb die von ihnen bisher zum größten Verdrusse Dupleix's langsam betriebene Belagerung von Tanjore auf und zogen nach Pondichery. Stets hatte der französische Gouverneur auf die Eroberung von Tritchinapoli gedrungen, damit Mahomed Ali Khan diesen militairisch höchst wichtigen Punkt nicht behaupte. Jetzt bedrohte dieser den Rücken der Verbündeten, während sie selbst sich gegen Nazirjung wenden sollten. Noch ein Umstand vermehrte die Schwierigkeit ihrer Lage. Die indischen Truppen mußten, falls man sich auf sie verlassen wollte, besoldet werden und weder Chundasaheb noch Murzafajung befanden sich im Besitz der erfoderlichen Geldmittel. In dieser Noth war Dupleix schnell entschlossen. Ohne Zaudern entnahm er 50,000 Pf. Sterling den Kassen der französisch-ostindischen Compagnie, befriedigte damit die Foderungen der Inder und vermehrte außerdem die französischen Hülfstruppen bis auf 2000 Mann. So gerüstet marschirte man gegen den Feind.

Als nun beide Armeen einander gegenüberstanden und täglich die Schlacht zu erwarten war, brach un-

ter den französischen Truppen ein Mangel an Subordination aus. Die Offiziere, welche bei dem ersten Feldzuge gegen Anwarodean und bei der Belagerung von Tanjore commandirt hatten, waren nach Pondichery zurückgekehrt, dort in Ruhe der erworbenen Reichthümer froh zu werden. Hierüber aufgebracht verlangten die neu angestellten ähnliche Summen. Vergebens wandte Dupleix bei einigen Strenge an, die große Zahl der Misvergnügten wurde dadurch noch unruhiger, sodaß der Befehlshaber sich zum Rückzuge nach Pondichery genöthigt sah. Chundasaheb begleitete die Franzosen, und Murzafajung, von seinen Verbündeten verlassen und von Einigen überredet, daß sein Oheim ihm verzeihen würde, ging selbst zu diesem ins Lager. Gefangenschaft war gegen die Versprechungen Nazirjung's sein Loos, während die von ihm verlassenen Truppen von den Feinden überfallen und auf die schrecklichste Weise niedergemetzelt wurden.

Obgleich nun solchergestalt durch die gänzliche Niederlage, welche seine Verbündeten erlitten hatten, die Pläne Dupleix's gänzlich vereitelt zu sein schienen, gab er dieselben keineswegs auf, sondern nahm Verschlagenheit und List zu Hülfe. Vor Allem war Zeit zu gewinnen nöthig. Zu diesem Zwecke suchte der französische Gouverneur mit dem Sieger Unterhandlungen anzuknüpfen. Den Rückzug seiner Truppen wohl benutzend, gab er schlau vor, es sei dieser auf seinen

Befehl geschehen, um leichter zum Abschluß eines Friedens, den er wünsche, gelangen zu können. Für diesen Zweck bitte er eine Gesandtschaft ins Lager des Subahs senden zu dürfen. Nazirjung nahm die französischen Abgeordneten wohl auf, aber ihre Vorschläge, die Anerkennung Chundasaheb's als Nabob vom Karnatik, die Befreiung Murzafajung's, waren der Art, daß keine Einigung erfolgen konnte.

Einen ganz andern Zweck aber als diesen hatte Dupleix durch die Gesandtschaft erreichen wollen und auch wirklich erreicht. Wohl wissend, daß auch unter dem Heere Nazirjung's mehre der Großen aus mancherlei Ursachen unzufrieden mit dem Nabob wären, hatte die Gesandtschaft dazu gedient, während ihres achttägigen Aufenthalts im Lager diese Verhältnisse näher zu erforschen und mit den Unzufriedenen Verbindungen anzuknüpfen. Sieben Monate hindurch unterhielt Dupleix dieselben, während Nazirjung nach Arcot marschirte und dort mit nicht vielem Glücke mehre Unternehmungen ausführte. Desto thätiger waren auch in militairischer Hinsicht die Franzosen. Sie eroberten Masulipatnam, Trivadi, und zuletzt durch einen nächtlichen Sturm die von den Indern für unüberwindlich gehaltene Festung Gingee. Nichts vermehrte mehr den Ruf ihrer Waffen als diese Eroberung, und da die Operationen Nazirjung's, an welchen die Engländer keinen Theil genommen hatten,

keineswegs seinen Erwartungen entsprachen, da seine Lage durch das eintretende Regenwetter höchst peinlich ward, trat er zum zweiten Male mit Dupleix in Unterhandlung und bewilligte ihm sehr günstige Friedensbedingungen. Aber zu derselben Zeit, als die Ratification dieses Vertrages in Pondichery eingehen sollte, trafen auch Abgeordnete der gegen den Subah Verschworenen ein, welche versicherten, daß bei der großen Anzahl von Theilnehmern jetzt jeder Tag die Entdeckung herbeiführen könne. Eher als jene Ratification kam daher die Nachricht der Verbündeten an, daß Alles zum Aufstande bereit sei, in Folge wovon Dupleix ohne Zaudern dem Gouverneur von Gingee Befehl gab, gegen das Lager Nazirjung's aufzubrechen. Nach einem beschwerlichen Nachtmarsch kamen die Franzosen, 800 Europäer, 3000 Seapoys und 10 Kanonen stark, mit Tagesanbruch am 5. December 1750 vor dem feindlichen Lager an, welches einen Raum von 18 Meilen einnahm.

Selten oder nie entschied eine so kleine Zahl von Truppen das Geschick so weitläufiger Länder. Die Franzosen rückten sogleich gegen das Hauptquartier des Feindes an, bei welchem 25,000 Mann standen, retteten sich aber nur vor den mit immer frischen Haufen heranstürmenden Gegnern durch das Feuer ihrer wohlbedienten Kanonen. Endlich zeigte sich die lange Truppenlinie der verschworenen Nabobs, in ihrer Mitte

wehte eine weiße Fahne, das Signal des Einverständnisses. Lauter Jubel erhob sich bei dem Anblick dieses Zeichens von den schon ermatteten Franzosen, während der Subah, ohne Ahnung der Verrätherei und erzürnt über die Unthätigkeit jener großen Schlachthaufen, auf seinem Elephanten sich zu ihnen begab, um sie zum Kampfe zu führen. Kaum aber hatte er sich den Scharen genaht, als der Nabob von Cudapa, einer der Verschworenen, ihn selbst mit einem Karabiner erschoß. Die Leibwache des Ermordeten zerstob, ohne einen Versuch der Vergeltung zu wagen, und alle Fürsten des Heeres eilten nun sofort zu dem Zelte, in welchem Murzafajung gefangen saß. Seiner Fesseln entledigt, ward dieser zum zweiten Male zum Subah erhoben und nahm die Huldigung der Truppen, die ihm sogleich zufielen, an. In wenigen Stunden nur war diese ganze Revolution vollendet, ihre besten Früchte ernteten die Franzosen.

Dupleix hatte das Ziel seiner Wünsche, seiner Intriguen erreicht. Der dankbare Sieger ernannte ihn zum Statthalter aller Landschaften südlich vom Flusse Kristna; in ganz Karnatik sollte nur das in Pondichery geschlagene Geld circuliren, und die französische Compagnie erhielt den Besitz von Ländereien bei Pondichery, die jährlich 96,000 Rupien einbrachten, andere bei Carical in Tanjore, deren Einkünfte 106,000 Rupien betrugen, endlich den Besitz der kurz vorher

von ihnen eroberten Stadt Masulipatnam, welche jährlich 144,000 Rupien einbrachte. Auch bei der Vertheilung der ungeheuern Schätze Nazirjung's — man berechnete sie auf 2,500,000 Pfund Sterling — vergaß der Sieger seine Verbündeten nicht. Dupleix selbst erhielt außer vielen Juwelen an 200,000 Pfund, die Soldaten, welche den Sieg entschieden, 50,000 Pfund, und eben so viel der Schatz der französischen Compagnie.

Diesem Glück angemessen war die Pracht, mit welcher der französische Gouverneur am 15. und 16. December den Sieger in Pondichery empfing. Schon auf die erste Nachricht jenes Sieges war die ganze Stadt in freudiger Bewegung gewesen. Alle Kanonen waren gelöst, ein Tedeum mit großer Feierlichkeit gesungen worden. Jetzt wechselten Gastmähler mit Festen aller Art, bei welchen Dupleix in der Tracht eines orientalischen Fürsten sich in seiner neuen Würde zeigte. Sein Einfluß auf den Subah war fast allmächtig zu nennen. Alle bisher im Karnatik ihm entgegenstehende Fürsten strebten auf das Eifrigste sich mit ihm zu vereinen.

Jetzt mußte Alles daran gelegen sein, die Würde des neuen Subah auch gegen Delhi zu schützen, dann schien der errungene Einfluß der Franzosen gesichert. Deshalb foderte Dupleix seinen Verbündeten auf, mit seinem Heere und einer französischen Unterstützungsmannschaft dorthin zu ziehen. Murzafajung folgte

dem Plane, aber auch ihn erreichte noch auf dem Marsche dasselbe Geschick, welches ihn von seinem Gegner befreit hatte.

Nichts war in Indien, wie wir schon öfters zu bemerken Gelegenheit hatten, unsicherer als die Treue der kleinern, dem Subah tributpflichtigen Fürsten. Jede Unzufriedenheit, jede Hoffnung auf eine bessere Stellung reizte sie zur Empörung. Auch Murzafajung ging hierdurch zu Grunde.

Als der Marsch seiner Truppen in die Gegend von Cudapa kam, entstand ein Streit zwischen einigen Reitern und den Einwohnern eines Dorfes. Die Erstern waren natürlich die mächtigern, sie zündeten das Dorf und mehre daneben liegende an. Hierüber aufgebracht, griff der Nabob von Cudapa, der sich im Heere befand, mit seinen Truppen die letzten Haufen des ganzen Zuges an, und bald traf auch — zum deutlichen Zeichen, daß die Empörung vorher überdacht war — die Nachricht ein, daß drei andere dieser Fürsten mit ihren Haufen und Kanonen einen Hohlweg besetzt hielten, den die ganze Armee passiren mußte. Siegreich schlugen zwar die Franzosen die Rebellen zurück, allein bei dem Verfolgen des Feindes traf Murzafajung auf den Nabob von Canoul, der, seine Rettung aufgebend, Stand hielt und auf seinem Elephanten zum Angriff auf den Subah vorschritt. Murzafajung wollte ihm persönlich begegnen und trieb

seinen Elephanten auf den Feind los. Allein jener, gewandter als der Subah, zerschmetterte diesem mit dem Wurfspeer das Haupt, als er eben das Schwert zum Hiebe emporhob.

Die Nachricht hiervon setzte das ganze Lager in Bewegung wie in Verwirrung. Keiner der Fürsten traute dem andern und die Lage des kleinen französischen Hülfscorps war daher bei diesen Umständen höchst kritisch. Nur die Entschlossenheit des französischen Commandeurs, des Obersten von Bussy, wandte die Gefahr ab. Rasch versammelte er alle Anführer und Minister des Subah, stellte ihnen die Lage der Dinge vor und foderte sie auf, den Salabatjung, einen Bruder des Nazirjung, zum Subah zu erheben. Versprechungen, welche im Namen dieses nicht gespart wurden, thaten das Ihrige, sodaß der von den Franzosen Vorgeschlagene wirklich von Allen anerkannt ward. So war auch diese Krisis für den französischen Einfluß glücklich überwunden, denn natürlich mußte der neue Subah seinen Wohlthätern alle von seinen Vorfahren ihnen gemachten Concessionen gleichfalls bestätigen.

Seit dem Siege Nazirjung's über Murzafajung hatten die Engländer keinen Theil mehr an den Operationen des Erstern genommen, ja Major Lawrence, der erste Befehlshaber ihrer Landmacht, war nach England zurückgekehrt. Jetzt öffneten ihnen die reißenden

Fortschritte der Franzosen die Augen, und man sah endlich zu Madras deutlich ein, daß, wenn man nicht ganz jenen unterliegen wolle, man zunächst mit einigem Nachdruck den Mahomed Ali unterstützen müsse, welcher sich noch immer in den Landschaften südlich vom Coleroon behauptet hatte. In Folge dieses Entschlusses sandte denn auch Saunders, der damalige Generalgouverneur von Madras, 200 Europäer und 300 Seapoys zur Verstärkung des von Chundasaheb und den Franzosen bedrohten Punktes. Mit dieser Expedition begann eine größere Thätigkeit und Energie sich bei den militairischen Operationen der Engländer zu zeigen, welche zuletzt mit Glück gekrönt wurden. Lord Clive, dessen Name sich späterhin unsterblichen Ruhm in Ostindien erwarb, begann in dieser Zeit auf ausgezeichnete Weise als Lieutenant seine militairische Laufbahn. Seine Einnahme und Vertheidigung von Arcot, die vielen kleinen siegreichen Expeditionen, welche er von diesem Punkte aus unternahm, erhöheten ebenso sehr seinen eigenen Ruhm als das Vertrauen der Indier auf die Macht der englischen Waffen.

Es bewegte sich hier der Kampf vorzüglich um die Vertheidigung von Tritchinapoli, welches seit Anfang Septembers 1750 von Chundasaheb und den Franzosen beschossen ward. Wenn nun auch Mahomed Ali in der Stadt sich hielt, so drohte doch die Geldnoth, in der er sich befand, seiner Sache Gefahr, indem

seine Truppen aus Mangel an Bezahlung nach indischer Weise zum Feinde überzugehen Miene machten. Aus dieser Verlegenheit rettete den Nabob ein Bündniß mit dem Fürsten von Mysore und einer Schar Mahratten unter dem Befehle von Morarirav. Chundasaheb und die Franzosen gaben daher die Belagerung von Tritchinapoli auf und zogen sich unklugerweise auf die Insel Seringham im Flusse Coleroon zurück, wo sie sehr bald von den Engländern und Mahomed Ali unter Anführung des aus Europa zurückgekehrten Major Lawrence und Clive's eingeschlossen wurden.

Alle Versuche der Franzosen, ihren Landsleuten und Verbündeten in dieser beengten Lage Entsatz oder wenigstens Transporte von Lebensmitteln zu bringen, wurden durch die Wachsamkeit und schnelle Entschlossenheit der englischen Befehlshaber vereitelt, sodaß die eingeschlossene Armee, nach Art der indischen, durch einen ungeheuern Troß von Frauen, Beischläferinnen, Bedienten und Kaufleuten beschwert, bald an allem Unterhalt Mangel zu leiden begann. Als nun sogar die Engländer seit dem 15. April 1752 auch das Lager zu beschießen anfingen, gerieth darin Alles in die größte Verwirrung, und es verbreitete sich unter den durch den Mangel schon ohnedies bedrängten Truppen eine solche Muthlosigkeit, daß sich die meisten der indischen Befehlshaber entschlossen, die Sache Chundasaheb's aufzugeben. Mit seiner und der Engländer Erlaubniß

zogen wirklich so viele aus, daß der Nabob nur 2000 Reiter und 3000 Mann Fußvolk bei sich behielt, mit welchen er sich in einer großen Pagode der Insel lagerte. Das Hülfscorps der Franzosen nahm gleichfalls eine unweit davon liegende kleinere in Besitz. Täglich stieg die Noth der Eingeschlossenen und jede Hoffnung auf Entsatz ward durch die vielen kleinen, aber siegreichen Expeditionen der Engländer vernichtet, welche alle Operationen des thätigen Dupleix, welcher die Gefahr seiner Bundesgenossen klar erkannt hatte, vereitelten. So bedrängt entschloß sich Chundasaheb zur Flucht. Mit Monackjee, dem Befehlshaber der mysorischen Truppen, wurden Unterhandlungen angeknüpft, in Folge welcher dieser die Flucht zu befördern versprach. Aber wie alle Indier bei solcher Gelegenheit, achtete er nicht den gegebenen Eidschwur, sondern nahm den unglücklichen, ihm vertrauenden Fürsten gefangen und ließ ihn, als ein Streit über den Besitz desselben unter den Verbündeten auszubrechen drohte, meuchlings ermorden. Die Franzosen capitulirten in Folge hiervon, sodaß die Engländer mit ihren Verbündeten jetzt die beste Aussicht hatten, ihren Einfluß im Karnatik zu behaupten.

Während nun solchergestalt die Pläne Dupleix's im Süden von Dekan zu scheitern schienen, waren seine Unternehmungen in den nördlichern Gegenden von größerem Glücke begleitet. In Verbindung mit

dem französischen Hülfscorps unter Bussy setzte sich Salabatjung, der neue Subah von Dekan, in Golconda fest und nahm selbst Aurungabad, die alte Hauptstadt des Landes, ein. Doch drohte bald auch hier neue Gefahr. Ghaziodin Khan, der älteste Sohn des gestorbenen Nizam al Muluck, war bisher durch seine Stellung am Hofe zu Delhi verhindert worden, seine Ansprüche auf die Subahwürde von Dekan geltend zu machen. In der Mitte des Jahres 1752 brach er jedoch von Delhi auf, erschien mit einem Heere von 152,000 Mann im October desselben Jahres vor Aurungabad und nahm es ein, während ein Hülfscorps von 100,000 Mahratten zu seinen Gunsten in Golconda einbrach. Die Stellung Salabatjung's und seiner Verbündeten war durch diese Heeresmassen nicht wenig bedroht; Hinterlist rettete sie, indem Salabatjung seine Mutter, die Stiefmutter seines Gegners, vermochte, diesen mit einer Speise zu vergiften. Das Heer zerstreute sich natürlich in Folge hiervon und nur die Mahratten setzten den Kampf fort, der vorzüglich durch die französischen Hülfstruppen siegreich für Salabatjung ausfiel. Aus Dankbarkeit trat er daher der französisch-ostindischen Compagnie die Provinz Condavir bei Masulipatnam ab.

Aber auch im Karnatik verbesserte sich wieder die Stellung der Franzosen dadurch, daß zwischen Mahomed Ali und seinen Verbündeten, dem Fürsten von

Mysore und den Mahratten, ein langwieriger Zwist ausbrach. Es hatte nämlich der Erstere dem Fürsten von Mysore für seine Hülfsleistung den Besitz von Tritchinapoli versprochen, welche Bedingung er jetzt zu vollziehen sich weigerte. Nicht wenig wurden durch diese Streitigkeiten die Operationen der Engländer gehemmt, die der Franzosen begünstigt, welche wiederum wie im vorigen Jahre hauptsächlich um die Belagerung von Tritchinapoli und dessen Vertheidigung sich drehten. Trotz dem, daß die Mahratten und Mysoren zu den Franzosen übergingen, gelang es doch dem militairischen Genie Lawrence's und Clive's, sowie der Tapferkeit der englischen Soldaten, fast in allen Gefechten Sieger zu bleiben und sich während des Jahres 1753 in ihrer Stellung im Karnatik zu behaupten, wenn es ihnen auch nicht glückte, ganz Meister desselben zu werden, wie es nach Chundasaheb's Fall und der Capitulation der Franzosen auf der Insel Seringham den Anschein gehabt hatte.

Dagegen ward der Einfluß der Letztern im Norden von Dekan seit dem Tode Ghaziodin Khan's immer bedeutender. Von diesem Prätendenten auf die Subahwürde befreit, fand Salabatjung fast bei allen kleinern Fürsten gehorsame Anerkennung, er aber verdankte Alles den Franzosen. Durch Bussy war er zuerst emporgehoben worden, durch dessen Rath und Unterstützung hatte er den Angriff der Mahratten beseitigt,

es war natürlich, daß Dankbarkeit und Vertrauen an diesen ihn fesselte. Dennoch war es für den französischen Obersten nicht leicht, diese seiner Nation so günstige Lage der Dinge zu erhalten. Je größer sein Ansehen bei dem Subah war, je mehr sein Rath in allen Verhandlungen galt und vor Allem je freigebiger sich Salabatjung gegen die französische Compagnie bezeigte, desto eifersüchtiger wurden Minister und Große am Hofe des Subah auf die Stellung des Fremden, dessen Ansprüche ihnen — wohl nicht mit Unrecht — unersättlich zu sein schienen. An die Spitze dieser Feinde des französischen Einflusses trat Seid-Lascar Khan, erster Minister (Duan) am Hofe des Subah, ein in allen Intriguen und Hofränken gewandter Mann. Ein Zufall kam seinen Plänen zu statten. Von den mancherlei Anstrengungen, welche seine Stellung mit sich brachten, erschöpft, verfiel Bussy in eine Krankheit, welche er zwar überwand, aber doch so geschwächt durch sie ward, daß die Ärzte sein Zurückziehen von allen Geschäften zu seiner völligen Genesung für erfoderlich hielten. Ihrem Rathe folgend, verließ er den Hof des Subah und begab sich nach Masulipatnam. Nichts konnte dem Duan erwünschter sein; er begann sogleich seine Operationen, um eine Entfremdung zwischen seinem Herrn und den Franzosen herbeizuführen. Zu diesem Zwecke hielt er unter erdichteten Vorwänden mit der Besoldung der französischen

Hülfstruppen inne, sodaß diese hierüber in große Klagen ausbrachen und, gereizt, mancherlei Ausschweifungen in der Stadt sich erlaubten, wodurch sie dem Subah lästig wurden, der dann auf den Vorschlag seines Ministers einging, jene Truppen zur Eintreibung von rückständigen Tributen einzelner Statthalter auszusenden. Diese aber hatten insgeheim vom Duan die strengsten Anweisungen, in keiner Weise, so lange es irgend ohne directe Feindseligkeiten ginge, die Foderung der Soldaten zu befriedigen. Die nachtheiligen Folgen dieses Benehmens konnten für die Franzosen nicht ausbleiben. Der gemeine Mann, in seinen Foderungen unbefriedigt, begann erst zu murren, dann sich der gewohnten Subordination zu entheben, zuletzt gar den Dienst ohne Abschied zu verlassen. Vergebens wandten die Offiziere ihr eigenes Geld an, die Soldaten zu beruhigen; es konnte nicht hinreichen. Immer mehr nahm die Unordnung zu, mit ihr die Klagen der Eingeborenen am Hofe des Subah über die Zügellosigkeit, den Übermuth der Franzosen, den Niemand ertragen könne.

In dieser gefährlichen Lage der Verhältnisse wandten sich die französischen Offiziere an Bussy, wohl erkennend, daß er allein Hülfe zu bringen im Stande sei. Ein Brief des Gouverneur Dupleix, worin dieser ihn für alle Folgen seines Benehmens verantwortlich machte, beschleunigte den Entschluß des Obersten,

der sofort, Masulipatnam verlassend, alle Truppen am 23. Julius 1753 zu Hyderabad versammelte. Sein altes Ansehen wirkte auf sie wie auf die indischen Statthalter gleicherweise ein. Jene kehrten zum Gehorsam, zur Ordnung und zum Vertrauen auf ihre Führer zurück, diese bequemten sich sofort, wenigstens einen Theil des rückständigen Soldes zu zahlen. Sehr bald hatte indeß Bussy erkannt, von welcher Seite alle diese Beeinträchtigungen ausgegangen waren, und beeilte sich daher, wiederum in die unmittelbare Nähe des Subah zu gelangen. Zu Aurungabad, wenigstens 300 englische Meilen von Golconda entfernt, hielt dieser damals seinen Hof. Dorthin brach dann auch Bussy, sobald nur irgend die Vorbereitungen für den weiten Zug getroffen waren und die Jahreszeit es erlaubte, mit seinem ganzen Heere auf. Sein unerwartetes Erscheinen vor der Residenz versetzte den Hof in Erstaunen, den Duan in Schrecken; doch kam eine Versöhnung zwischen beiden Gegnern zu Stande.

Glänzend war ihre erste Zusammenkunft. Von Hofbeamten, Soldaten und Dienern umgeben, von einer ungeheuern Menge schaulustigen Volkes begleitet, ritt der Duan auf einem Elephanten acht englische Meilen den französischen Truppen entgegen. Beide Gegner verließen bei dem Zusammentreffen ihre Elephanten, umarmten sich und zogen dann in militairischer Ordnung zum Subah, welcher, von einer im-

posanten Truppenmasse umgeben, in seinem Zelte sie erwartete. Die französische Artillerie begrüßte mit Kanonendonner den verbündeten Fürsten, als Bussy ins Zelt trat, nach orientalischem Brauch Geschenke — Elephanten, Pferde, Kleinodien u. s. w. — zu übergeben. Hand in Hand verließen der Fürst und der Oberst dann das Zelt zum Einzuge in die Stadt, der unter beständigem Kanonenfeuer, in der Begleitung aller Truppen, des ganzen zahlreichen Hofstaates in glänzender Procession stattfand. Nachdem hier der Subah die empfangenen Geschenke mit noch reichern erwidert hatte, kam man zur Hauptsache. Der Duan schwor mit den feierlichsten Eiden den Franzosen Frieden und Freundschaft; er trat ihnen im Namen des Subah zum Unterhalt ihrer Truppen die Provinzen Mustaphanagur, Elore, Rajamundrum und Chikakole ab, gestattete ihnen das Recht, um die Person des Subah eine Leibwache zu halten, versprach, sich keine Einmischung in die Verhältnisse der Provinz Arcot zu erlauben und endlich in allen Staatsangelegenheiten den Rath Bussy's einzuholen, wie zu befolgen.

Vollständiger konnte der Duan nicht gedemüthigt, der Sieg der Franzosen nicht errungen werden. Durch die erworbenen Provinzen wurden sie Herren der ganzen Küste von Koromandel und Orixa, ihre Einkünfte vermehrten sich jährlich um 535,000 Pfund Sterling,

und was wichtiger als dieser Gewinn war — sie konnten sich als Herren in allen Staaten des Subah betrachten, der ihrem Einfluß dem Vertrage gemäß gänzlich unterlag.

Als diese — nicht ganz unerwarteten — Nachrichten nach dem Karnatik kamen, triumphirte Dupleix, fürchteten die Engländer für die Zukunft. Ihr ganzer Handel war durch diese Siege ihrer Rivalen bedroht, denn leicht ließ sich erkennen, daß jene ihren ganzen neu erworbenen Einfluß in Dekan zur Beeinträchtigung, wenn nicht Vernichtung desselben anwenden würden. Hierbei war der Friede fast gefährlicher als der Krieg. Dieser gewährte doch die Möglichkeit eines Siegs, eines in Folge desselben eintretenden Umschwungs der Dinge, jener befestigte nur noch den factischen Zustand und bot den Franzosen alle Mittel dar, ohne Gefahr ihren Zweck — die Verdrängung der Engländer vom indischen Handel dieser Gegenden — zu erreichen.

Diese Vortheile wahrscheinlich im Auge habend, hielt es Dupleix jetzt für gut, wo möglich den Krieg im Karnatik zu endigen und knüpfte daher mit Saunders, dem englischen Gouverneur zu Madras, Unterhandlungen an, welche Anfangs des Jahres 1754 zu einem Friedenscongreß zu Sadras führten. Wenn auch der Zweck desselben nicht erreicht ward, so ist dieser Congreß doch der Form der Unterhandlung selbst wegen nicht ohne Interesse.

Es war am 3. Januar, als sich die Abgeordneten beider Nationen in der zur Versammlung bestimmten holländischen Coloniestadt zusammenfanden. Englischerseits hatte man zwei Räthe, Palk und Vansittart, deputirt, von den Franzosen kamen der Pater Lavaur, Superior der französischen Jesuiten in Indien, Kirjean, Offizier und Neffe des Gouverneurs, und Bausset, Mitglied des Regierungsrathes in Pondichery. Gleich die Bedingungen, welche von vorn herein als Grundlagen der Unterhandlungen von beiden Seiten aufgestellt wurden, zeigten hinlänglich, daß eine Vereinigung so leicht nicht zu hoffen sei. Die Franzosen verlangten die Anerkennung Salabatjung's als Subah von Dekan, sowie die Loslassung aller französischen Kriegsgefangenen, wogegen die Engländer als erste Foderung die Anerkennung Mahomed Ali's als Nabob vom Karnatik mit allen Rechten seiner Vorgänger aufstellten. Es lagen diese Foderungen allerdings in dem wohlverstandenen Interesse jeder der beiden Nationen; allein sie lagen so sehr in diesem Interesse, daß die Gegenpartei, ohne sich selbst fast zu vernichten, sie nicht zugeben konnte. Was war die Anerkennung Salabatjung's als Subah von Dekan anders als eine Anerkennung des französischen Übergewichts, der französischen Herrschaft in diesen Landschaften? Und auf der andern Seite blieben die Engländer, sobald Mahomed Ali sich in seiner Würde als Nabob vom ganzen Karnatik behauptete,

in diesen Gegenden Meister. Sobald man von diesen Bedingungen in ihrer ganzen Strenge nicht ablieẞ, war eine Einigung nicht möglich.

Allein die ganze Unterhandlung stockte auch noch bei andern Punkten. Mit großem Wichtigthun brachten die Franzosen sieben Documente vor, welche ihre Einmischung in die Angelegenheiten der indischen Staaten, sowie ihre jetzigen Foderungen, rechtfertigen sollten. Durch das eine zweier von Murzafajung erlassenen Documente ward der französische Gouverneur Dupleix zum Statthalter aller Länder südlich vom Kristna, durch das andere Chundasaheb zum Nabob vom Karnatik ernannt. Die vier übrigen Patente waren von Salabatjung ausgestellt. In zweien bestätigte dieser Anordnung Murzafajung's, in dem dritten verlieh er nach dem Tode Chundasaheb's dessen Länder an Dupleix und im vierten ward zum Vicestatthalter für alle diese Territorien Mortiz Ali von Velore bestallt. — An der Echtheit dieser Documente war nicht zu zweifeln, Dupleix hatte zu wohl seinen Einfluß auf die jedesmaligen Machthaber im Dekan zu benutzen gewußt; aber ihre Rechtmäßigkeit, ihre Geltung konnte bestritten werden, so lange sie von Delhi aus nicht genehmigt, so lange vom Mogul nicht einer der Prätendenten auf die Subahwürde von Dekan anerkannt war. Denn die Engländer befanden sich auch im Besitz von Documenten, welche

von den Gegnern jener den Franzosen Verbündeten, von Nazirjung und Ghaziodin Khan für Mahomed Ali als Nabob vom Karnatik ausgestellt waren.

Dupleix's Gewandtheit hatte auch hier Rath zu schaffen gewußt. Seine Abgeordneten producirten ein Patent vom Großmogul aus Delhi, worin dieser alle von Salabatjung zu Gunsten der Franzosen getroffenen Anordnungen bestätigte. Dies schien gegen die Engländer entscheidend, allein eine nähere Untersuchung dieses wichtigen Documents zeigte ihnen, daß es — ein unechtes sei. Nicht nur entdeckten sie, daß demselben die gewöhnliche Unterzeichnung des Moguls fehle, sondern daß auch das auf Wachs abgedrückte Siegel drei und dreißig Jahre alt war. Als man englischerseits hierüber eine Erklärung foderte, wichen die Franzosen unter nichtssagenden Vorwänden aus, nahmen ihre Patente zusammen und entzogen sie der fernern Untersuchung der Gesandten.

Natürlich war dieser ganze Documentenwechsel nur eine Spiegelfechterei gewesen, es hatte doch jeder Theil das Bewußtsein, daß es sich um etwas ganz Anderes, als um die Rechtmäßigkeit der Einmischung in die indischen Angelegenheiten handle.

Neue Vorschläge von Seiten der Engländer waren gemäßigt. Saunders versprach, Salabatjung als Subah von Dekan anzuerkennen, wenn nur Mahomed

Ali als Nabob vom Karnatik in allen seinen Rechten bestätigt und der Handel in diesen Gegenden beiden Compagnien gleich freigestellt würde. Dupleix aber bestand, ohne auf diese für ihn immer günstigen Bedingungen einzugehen, auf allen seinen Foderungen, und der Friedenscongreß ging also nach eilftägiger Verhandlung unverrichteter Sache auseinander. Von neuem begann der Krieg.

Mittlerweile hatte endlich die Directorialregierung der Compagnie in England die Gefahr, welche ihrem Handel in Ostindien durch die Fortschritte der Franzosen drohte, erkannt und wandte sich an den König, um ihn zur Unterstützung zu bewegen. In Folge hiervon knüpfte das englische Ministerium Unterhandlungen mit dem französischen Hofe an, ließ aber auch gleichzeitig, diesen Nachdruck zu geben, eine Flotte zum Truppentransport nach Indien ausrüsten. Dieser Ernst wirkte. Duvelaer, Director der französisch-ostindischen Compagnie, kam mit seinem Bruder, dem Grafen von Lude, nach England und trat mit dem Minister Grafen von Holderneß in Unterhandlung. Frankreich war zu keinem Kriege mit England gerüstet, weshalb seine Gesandten sehr bald bewegt wurden, die Streitigkeiten beider Compagnien in Indien durch Commissarien schlichten und Alles auf gleichen Fuß stellen zu lassen. Zugleich sah man französischerseits ohne alle Anmahnung von England sehr deutlich ein, daß man

Dupleix unmöglich das Amt eines Commissarius in dieser Angelegenheit übertragen könne, und entschloß sich daher zu seiner Abberufung.

Am zweiten August 1754 langte der Friedenscommissarius und neue Generalgouverneur aller französischen Besitzungen in Ostindien, Godeheu, mit ausgedehnter Vollmacht in Pondichery an. Wenn auch in tiefster Seele gekränkt, den Schauplatz seiner Thaten verlassen, die Frucht seiner Bemühungen und seiner Siege größtentheils verloren sehen zu müssen, zeigte doch Dupleix den Gleichmuth und die Frischheit des Geistes, die man an ihm schon bei frühern Unfällen zu bewundern Gelegenheit gehabt hatte. Gehorsam den Befehlen seines Königs schiffte er sich nach Europa ein, während Godeheu sogleich mit Saunders die Friedensunterhandlungen begann. Am 11. Januar 1755 ward die Übereinkunft bekannt gemacht, der zufolge beide Nationen auf immer allen indischen Statthalterschaften und Würden entsagen und sich nie in die Streitigkeiten der einheimischen Fürsten mischen sollten. Alle Landschaften, welche man nicht als eigene Besitzungen der Compagnie bezeichnen werde, sollten den Indiern zurückgestellt werden. Die Engländer erhielten hiernach in Tanjore Devi Kolah, die Franzosen Karical nebst den dazu gehörigen Districten. Bei Madras und Pondichery sollte gleichfalls gleichviel Land beiden angewiesen werden, und in den nörd-

lichen Circars wollte man eine gleiche Zahl Factoreien anlegen. Doch wurde die Ratification der Compagnien selbst bei diesem Friedensschlusse vorbehalten, und die Franzosen blieben, bis diese eingingen, im Besitz all ihrer Einkünfte, welche beiläufig auf 855,000 Pfund Sterling angegeben werden. Dagegen erhielten die Engländer für ihre Kriegskosten von Mahomed Ali auch Anweisungen auf bedeutende Landeseinkünfte.

Dupleix's Schicksal war traurig. Für alle seine Bemühungen, für alle Opfer, die er dem Nutzen seines Vaterlandes gebracht hatte, erhielt er nur Undank zum Lohne. Die französisch-ostindische Compagnie erkannte die Vorschüsse, die er aus eigenem Vermögen und auf seinen Credit den öffentlichen Kassen in Pondichery gemacht hatte, nicht an; der Proceß, den er darüber anhängig machte, ward vom Könige niedergeschlagen, und der verdiente Gouverneur starb ärmer, als er nach Indien gegangen war.

So war die Lage der Dinge in Ostindien, als in Europa wiederum ein Krieg zwischen Frankreich und England auszubrechen drohte, der die Compagnie abhielt, jenen eben erwähnten Vertrag zu ratificiren.

In dem neuen Kampfe schienen anfangs die Franzosen die Oberhand zu gewinnen. Graf Lally kam 1758 mit einer bedeutenden Verstärkung als Generalgouverneur nach Pondichery und eroberte rasch von den Feinden die Festungen Kudelur und St. David.

Aber seine Hitze, sein Hochmuth, seine Unkenntniß und Ungeschicklichkeit in Behandlung der indischen Fürsten und ihrer Unterthanen, sowie der fast beständige Geldmangel der Regierung von Pondichery vernichtete zuletzt alle errungenen Vortheile. Die Belagerung von Tanjore, dessen Radschah die Partei der Engländer genommen hatte, mußte von den Franzosen aufgegeben werden, Masulipatnam ward im Jahre 1759 und im folgenden Jahre Gingee nebst andern Festungen, endlich im Jahre 1761 Pondichery und Velore von den Engländern erobert, Lally mit allen Truppen zum Kriegsgefangenen gemacht.

Zwar gab der Friede zu Paris im Jahre 1763, welcher diesem Kriege ein Ende machte, den Franzosen einen Theil ihrer verlorenen Besitzungen wieder zurück, aber nur diejenigen, die sie vor dem Jahre 1749 gehabt hatten. Sie mußten die nördlichen Circars, Masulipatnam und Alles, was ihnen Dupleix's großartige Pläne, Bussy's militairische und diplomatische Gewandtheit verschafft hatte, aufgeben, und Mahomed Ali, den sie so lange verfolgt, als Nabob vom Karnatik anerkennen. Für längere Zeit war ihr Handel wie ihr politischer Einfluß in Indien fast gänzlich vernichtet.

Solchergestalt endete der erste Kampf zwischen Franzosen und Engländern in Indien. Zum ersten Male hatten diese, angeregt und gezwungen durch die

Politik jener, sich in die politischen Verwickelungen der indischen Fürsten gemischt; sie hatten die Nothwendigkeit und den Vortheil solchen Einflusses erkannt. Aber einmal auf diese Bahn geführt, war — selbst bei den friedlichsten Gesinnungen der Compagniedirectoren — an ein Stillstehen nicht zu denken, zurückzuschreiten, ohne Alles aufs Spiel zu setzen, nicht möglich. Je mehr sich die Macht der Compagnie in Bengalen und Dekan festzustellen schien, um so mehr ward sie immer tiefer in die indischen Staatsverwickelungen hereingeführt. Nichts ist für diese Entwickelung der englischen Macht in Indien bezeichnender, als die Worte Lord Clive's: „Die Nabobs werden immer entweder lüstern nach unsern Besitzungen, oder eifersüchtig auf unsere Macht sein. Ehrgeiz, Furcht und Geiz werden täglich wach sein, um uns zu vernichten. Ein Sieg kann nur temporaire Hülfe gewähren, denn nach der Entthronung eines Nabobs wird jeder Nachfolger, wenn sein Schatz es erlaubt, den Weg seines Vorgängers betreten. Wir müssen in der That selbst Nabobs werden, wenn auch ohne den Namen."

Die Franzosen hatten den Anstoß zu dieser politischen Entwickelung der Dinge gegeben; sie gaben, trotz aller Verluste, niemals ihre Pläne auf. Allen Feinden der englischen Compagnie in Indien gewährten sie direct oder indirect einen Anhalte-, einen Mittelpunkt

für ihre Bestrebungen, mehr als einmal führten ihre Verbindungen der Art die englische Herrschaft an den Rand des Verderbens. Die Mahratten, Hyder Ali, waren mit ihnen im Bunde; man besitzt einen Brief Napoleon's in diesen Angelegenheiten an Tippo Saeb [1]. Ihre Offiziere disciplinirten die indischen Truppen, versahen sie mit Geschütz und der zur Bedienung desselben nothwendigen Mannschaft; durch sie wurden seine Feinde erst furchtbar.

Aber mit allem diesem Streben haben die Franzosen nichts Anderes erreicht, als die Erweiterung, die Befestigung der englischen Herrschaft. Jeder von ihnen angeschürte, von den Engländern gewonnene Kampf war nothwendig für diese ein Schritt weiter zur gänzlichen Bezwingung Ostindiens.

Die Rückwirkung auf Europa konnte nicht ausbleiben, und sollte daher wol zu viel gesagt werden, wenn wir behaupten, daß wir, menschlicher Berechnung nach, eine ganz andere Entwickelung der neuern politischen Stellungen unserer Staaten haben würden, wenn es den Franzosen geglückt wäre, ihren alten, oft wieder aufgenommenen Plan auszuführen und in Ostindien ihre Herrschaft zu gründen.

1) Er ist in Malcolm's Political history of India from 1784 – 1823, Th. 1, S. 309 und 310 abgedruckt.

VI.

Kaiser Karl V.

und

der Waffenstillstand von Nizza.

1538.

Von

Friedrich von Raumer.

Digitized by Google

Auf der königlichen Bibliothek zu Berlin befindet sich ein handschriftlicher Bericht des venetianischen Botschafters Cornaro über vorbenannten Gegenstand. Da derselbe zeither nur in einem sehr seltenen italienischen Buche benutzt ist, werden folgende Auszüge und Mittheilungen hoffentlich nicht unwillkommen seyn.

Papst Paul III. sah mit Recht in dem, hauptsächlich durch Franzens Schuld im Jahre 1536 erneuten Kriege wider den Kaiser, das größte Unglück für die Christenheit und wünschte durch eine, zugleich ernste und milde Verwendung, den Frieden herzustellen [1]. Für diesen edlen Zweck (erzählt Cornaro) war der Papst so eifrig, daß er weder sein hohes Alter, noch die Würde des Papstthums, noch Ausgaben, noch Unbequemlichkeiten und Verdrüßlichkeiten aller Art scheute; sondern die weite Reise von Rom bis Nizza

1) Man vergleiche Raumer's Geschichte Europas. I, 440 – 453.

antrat, wohin er jene beiden Herrscher durch besondere Gesandten eingeladen hatte. Der erste Verdruß, welcher seiner wartete, war, daß der Herzog von Savoyen ihm ungeachtet früherer Versprechungen die Burg von Nizza nicht einräumen wollte, weshalb der Papst seine Wohnung unbequem genug in einem Hause vor der Stadt aufschlug. Der wahre Grund der herzoglichen Weigerung war die Furcht, daß die Franzosen, oder noch eher die Spanier sich in den Besitz jener Stadt und Burg setzen würden, welche ihm in Folge des Krieges *allein* frei und übrig geblieben. Noch größere Schwierigkeiten entstanden daraus, daß die französischen Abgeordneten, der Bischof von Lavaur und der Kardinal Tournon, Briefe wider den Papst und dessen Abgeordneten, den Kardinal Carpi, geschrieben hatten, und dem Könige Vorwand gaben, sich doppelt mißtrauisch zu zeigen. Wenn der Kardinal Carpi, sagte Franz, dem Papste angezeigt hätte, ich wolle keinen Frieden schließen sofern der Kaiser mir nicht das Herzogthum Mailand abtrete, würde er nicht so leichtsinnig von Rom abgereiset und sich so viel vergebliche Mühe bereitet haben. Jeden Falls kam Franz erst den 27. Mai 1538 in Villanova an, und ließ den Papst 14 Tage bei Nizza und den Kaiser 22 Tage in Villafranka auf sich warten.

Etwa vier Male trafen sich Karl und Paul auf dem halben Wege zwischen Nizza und Villafranka;

zweimal sprach der Letzte den mit sehr starker Begleitung ankommenden König, etwa drei Miglien von jener Stadt.

Der venetianische Gesandte machte den Monarchen seine Aufwartung, und sprach lebhaft für den Frieden, worauf beide, und zwar Karl in italienischer Sprache, ihre Geneigtheit den Krieg zu beendigen darlegten, Franz jedoch hinzufügte: er verlange auf jeden Fall das Herzogthum Mailand, da dies, wie Allen bekannt sey, ihm zugehöre. Die weitern Verhandlungen leitete der Papst mit einem Eifer und einer Unparteilichkeit, welche ihm die Achtung beider Theile erwarb, und wenn er weder über die Reise nach Nizza mit dem Kollegium der Kardinäle gerathschlagt hatte, noch dasselbe jetzt über die vorliegenden Angelegenheiten befragte; so kam dies theils daher, daß er hoffte die Ehre eines so wichtigen Unternehmens allein davonzutragen, theils weil er wußte, daß die Kardinäle meist dem Kaiser oder dem Könige zugethan waren, mithin keine unparteiliche Vermittelung von ihnen zu erwarten stand. Hätte er endlich einige der Unbefangensten oder Verschwiegensten allein gehört, so würden sich die übrigen dadurch für beleidigt gehalten haben.

Bei Führung der Unterhandlungen (fährt Cornaro fort) fanden sich aber Schwierigkeiten der mannigfachsten Art. Zuvörderst verlangte Franz, daß ihm das Herzogthum Mailand einstweilen eingeräumt, oder

sein zweiter Sohn, der Herzog von Orleans, damit beliehen werde; es verlangte der Herzog von Savoyen Herstellung in seine, meist von den Franzosen besetzten Lande; es erwuchsen aus den Friedensschlüssen von Madrid und Cambrai mancherlei Zweifel und Streitpunkte, z. B. über Flandern, welches der Kaiser inne hatte und worauf der König Anspruch machte, über die Herzogthümer Bourgogne und Bourbon u. s. w. u. s. w. Endlich forderte der Kaiser: daß wenn er in Bezug auf Mailand nachgeben solle, so müsse der König dem Bündnisse wider die Türken beitreten, in einem gewissen Verhältnisse Krieges- und Geldhülfe leisten, die Kirchenversammlung anerkennen und den Verbindungen mit den Lutheranern und dem Könige von England entsagen.

In dieser Lage hielt es der Papst seinem Interesse und dem Hauptzwecke für angemessen, mit Genehmigung des Kaisers alle anderen, die Unterhandlung erschwerenden und verwickelnden Punkte vor der Hand ganz bei Seite zu stellen und sie lediglich zu richten auf Mailand, die Türkenhülfe und die Auflösung des Bundes mit den Protestanten und dem Könige von England. Vom Könige Franz wurden hingegen drei Vorschläge zur Wahl vorgelegt. Erstens sich über alle und jede, alte und neue Streitpunkte zu vergleichen, was aber allerdings binnen kurzer Frist nicht möglich seyn dürfte. Zweitens, mit Beiseitsetzung aller alten

Streitigkeiten nur die neuen, insbesondere über das Herzogthum Mailand, ins Auge zu fassen. Wenn dasselbe seinem zweiten Sohne sogleich eingehändigt werde, wolle er in den Bund wider die Türken eintreten, die Lutheraner und Heinrich VIII fahren lassen und auch die Kirchenversammlung anerkennen; jedoch nicht dem Kaiser, sondern dem Papste zu Gefallen und nur in so weit als es einem christlichen Fürsten gebühre. Wenn Karl drittens das Herzogthum Mailand nicht sogleich, sondern erst nach drei Jahren aushändigen wolle; so sey der König auch damit zufrieden, sofern er im Besitz alles Eroberten bleibe und ihm Sicherheit für die völlige Überlieferung nach Ablauf jener Frist gestellt werde. Doch könne in diesem Falle von einem Kriege wider die Türken und von der Auflösung seiner übrigen Verbindungen nicht die Rede seyn. — Endlich habe er viertens nichts dagegen, unter Annahme der übrigen Bedingungen, jene Frist von 3 Jahren auf zwanzig Jahre zu verlängern.

Hierauf erwiederte der Kaiser: er wolle den Herzog von Orleans sogleich mit dem Herzogthume Mailand belehnen, dasselbe aber erst nach drei Jahren übergeben, wenn jener alsdann die zweite Tochter König Ferdinand's heirathe und sie in den Mitbesitz des Landes und der Regierung komme. Doch müsse sich der König Franz den oberwähnten Bedingungen über Rückgabe seiner Eroberungen, den Türkenkrieg, die

Protestanten und Heinrich VIII unterwerfen. Weil indessen diese Vorschläge selbst dem Papste hart erschienen, machte Karl, seiner Schwester, der Königin Eleonore zu Gefallen, einen zweiten Antrag. Er wolle seinen Neffen und seine Nichte, den Herzog von Orleans und die Tochter Ferdinand's, sobald der Heirathsvertrag geschlossen sey, unverzüglich mit dem Herzogthume Mailand belehnen, ihnen alle Einnahmen (nur nach Abzug der Verwaltungskosten) überweisen und ihnen von Allen Treue und Gehorsam schwören lassen. Die Regierung (governo) des Landes sollte einem vom Papste auszuwählenden Kardinale anvertraut werden, und für die richtige Vollziehung aller Vertragsbedingungen erbiete sich der Kaiser (außer der Bürgschaft des Königs von Portugal und anderer Fürsten, Kaufleute und Bankiers) seine verlobte Nichte als Geißel der Herzogin Renate von Ferrara (einer nahen Verwandten Franz I.) und den zweiten Sohn des Königs Ferdinand in die Hand des Papstes, oder beide dem Herzoge von Lothringen, einem genauen Verbündeten Frankreichs, zu übergeben.

Ferner sey der Kaiser damit zufrieden, daß der König bis zu dem Zeitpunkte, wo nach drei Jahren das Herzogthum Mailand ganz übergeben werden solle, in dem Besitz dessen verbleibe, was er in Savoyen, der Pikardie oder anderwärts inne habe, und verlange dagegen nur daß er sogleich dem Bunde wider die

Türken beitrete und die erwähnten Verbindungen mit Heinrich VIII und den Lutheranern aufgebe. Als Depositarius (depositario) nenne er ferner seinen Bruder, den König Ferdinand; denn wenn Einige auch sagen könnten, dieser sey nur sein anderes Ich, so nehme er selbst doch aus vielen Gründen an der Sache und dem Wohle seiner Tochter und seines Schwiegersohns so viel Theil, daß man sein Wort (neben so viel anderen Sicherstellungen) für gut und aufrichtig halten könne.

Als diese Vorschläge dem Könige Franz mitgetheilt wurden, ließ er sich auf Lob und Tadel oder andere Verhandlungen, etwa über den Depositar, gar nicht ein, sondern antwortete: er verlange sogleich, oder spätstens in sechs, sieben Monaten, die Übergabe des Herzogthums Mailand, obgleich der Kaiser sich noch immer in dessen ungestörtem Besitze befand, und nicht abzusehen war mit welchen Mitteln ihn der König daraus vertreiben wollte.

Bei diesen Verhältnissen legte der Papst die kaiserlichen Anträge dem Collegium der Kardinäle vor, welche ohne Ausnahme ihre Billigung aussprachen, und nur Einige französisch Gesinnte bemerkten, daß sich gegen die Person des Depositars wohl Bedenken erheben ließen. Sobald man aber einen Andern, welcher Zutrauen verdiene, hiezu ernenne, würde Franz Unrecht haben die Vorschläge zurückzuweisen.

Als der Papst sah, daß man auf allen betretenen Wegen einer Einigung nicht näher kam, und er die Dauer seines Aufenthalts in Nizza nicht verlängern konnte, so wandte er seine Gedanken (damit nicht alle Bemühungen ganz vergebens blieben) auf einen Waffenstillstand. Beide Theile fand er zu diesem geneigt, nur wollte Franz (wahrscheinlich um in dem Besitze Savoyens zu bleiben) ihn auf 20 bis 25 Jahre, der Kaiser aber bloß auf drei Jahre abschließen. Endlich vereinte man sich für zehn Jahre; doch solle über den Frieden selbst in Rom unter Vermittelung des Papstes weiter gehandelt werden.

Sowie die Weigerung des Herzogs von Savoyen, dem Papste einstweilen Nizza einzuräumen, anfangs die Unterhandlungen verzögerte, trug sie jetzt zur Beschleunigung des Waffenstillstandes bei. Der Kaiser sagte nämlich: er habe frühere Anträge *auf längere* Zeit einen Waffenstillstand zu schließen abgelehnt, um den Herzog nicht seiner Länder zu berauben, halte sich aber nach jener mißtrauischen Weigerung nicht mehr für verpflichtet, sehr große Rücksicht auf ihn zu nehmen. Daher machte Karl dem Herzoge, als dieser ihn besuchte, ernste Vorwürfe; wogegen Franz ihn zuvorkommend und mit süßen Worten empfing. Dennoch trug der Kaiser beim Abschlusse des Waffenstillstandes darauf an, daß von beiden kriegführenden Parteien dem Herzoge ein Theil seines Landes wieder einge=

räumt werde, während der König keineswegs darauf eingehen wollte.

Im Allgemeinen ward indessen jener Waffenstillstand von den verschiedenen Abgeordneten zuletzt mit großer Freude und Zufriedenheit angenommen und die beiden Herrscher betrachteten ihn wie einen vorläufigen Frieden, an welchen der Papst bald die letzte Hand legen und ihn völlig zu Stande bringen werde. Auch sagte der Letzte dem venetianischen Gesandten: er habe sich darüber fast eben so gefreut, wie über seine Erhebung zum Papstthume.

Übrigens lag den Venetianern, sowohl in Rücksicht auf die italienischen, als auf die türkischen Verhältnisse, so außerordentlich viel daran einen vollen Frieden zu Stande zu bringen, daß sie selbst dem Papste nicht ein Wort davon sagten, wie sie äußersten Falls auch für einen bloßen Waffenstillstand stimmen dürften.

Einige glaubten: der wahre Grund weshalb der Kaiser nicht sogleich das Herzogthum Mailand habe übergeben wollen, sey der, daß er überhaupt nie ernstlich an die Ausführung dieses Plans gedacht habe, sondern ihn unter allerhand Vorwänden zu vereiteln suche; allein diese Ansicht ist falsch, und Karl's zweiter Vorschlag, wonach der Herzog von Orleans sogleich alle Einnahme, König Franz aber alle seine Eroberungen behalten sollte, und ebenfalls andere Si-

cherheiten in reichlichem Maaße bewilligt wurden, war annehmlich und billig. Auch schloß ja der König zuletzt einen bloßen Waffenstillstand, ohne weitere Aussicht auf Bedingungen welche jenen ähnlich waren.

Allerdings aber glaubte wohl der Kaiser nebst seinen Räthen, man könne nach den bisherigen Erfahrungen dem Könige keineswegs trauen, da er von Versprechungen Nichts zu halten pflege. Sobald er festen Fuß in Italien gefaßt habe, werde er Krieg gegen Florenz, Genua, Urbino und Neapel erheben; so daß der Kaiser, anstatt Frieden und einen Bundesgenossen wider die Türken gewonnen zu haben, einem gefährlicheren Kriege entgegensehe und ihn (mit Zurückstellung aller Angriffspläne wider die Türken) im eigenen Hause führen müsse. Hiezu kam, daß die Genueser sich auf alle Weise gegen die Überlassung Mailands an die Franzosen erklärten und Andreas Doria dem Kaiser geradehin sagte: dann bleibe ihm Nichts übrig als sein Vaterland aufzugeben und sich mit der Flotte nach Spanien zu retten. Nicht minder suchte der Marchese del Guasto und Andere, welche jetzt an der Spitze der mailändischen Geschäfte standen und ihren bisherigen Einfluß erhalten wollten, den Kaiser durch alle nur denkbaren Gründe davon abzuhalten, ein so schönes Land einem so mächtigen Könige zu überlassen.

Dies brachte den Kaiser auf den Gedanken, die

völlige Übergabe auf drei Jahre hinauszuschieben. Binnen dieser Zeit werde seine neun- bis zehnjährige Nichte fähig zu heirathen; und wenn Franz mittlerweile sich wider die Türken erklärt und von seinen übrigen Bundesgenossen getrennt habe, könne man das Herzogthum wohl dem Herzoge von Orleans und seiner Gemahlin zu eigener Regierung übergeben und die Sachen so leiten, daß es auf ihre natürlichen Erben übergehe und nicht an Frankreich falle.

Andererseits wollte König Franz das Herzogthum in Wahrheit für sich haben und nicht dem Herzoge von Orleans zuweisen; auch nach scheinbarer Trennung von seinen bisherigen Freunden und augenblicklicher Überweisung Mailands, sogleich jene Verbindungen erneuern, so daß ihm allein der Gewinn und dem Kaiser der Verlust geblieben wäre. Hiezu kam, daß des Königs beide Söhne eine sehr verschiedene Natur zeigten und der zweite besonders vom Vater und dem Adel geliebt ward, woraus dereinst, bei Trennung einzelner Staaten vom Hauptreiche, großer Unfriede entstehen konnte. Endlich fürchtete der König: wenn er sich von seinen Freunden getrennt und im Türkenkriege erschöpft habe, werde ihm der Kaiser zuletzt Mailand doch nicht einräumen, welche Besorgniß um so stärker emporwuchs, da die Rechtsgründe für seine Ansprüche allerdings sehr schwach waren und alle bisherigen Friedensschlüsse ausdrücklich wider ihn lauteten.

Übrigens war Frankreich durch unglückliche Kriege und schwere Auflagen so erschöpft, daß der König, um nur die Kosten der Reise nach Nizza zu bestreiten, eine neue Steuer hatte auflegen müssen. Deshalb schien ihm ein ruhiger Waffenstillstand zuletzt vorzüglicher, als die Annahme des Herzogthums Mailand unter so vielen beschränkenden Nebenumständen, und der Aussicht auf einen neuen Türkenkrieg zum Besten seines alten Feindes, des Kaisers.

„Wie nun (fährt Cornaro fort) die Sachen weiter gehen und ob der Waffenstillstand sich in einen Frieden verwandeln werde, ist bei den verwickelten sachlichen und persönlichen Verhältnissen schwer zu sagen; doch kommt man in der Regel von zwei Extremen, durch mittlere Stufen zu einer nähern Verständigung und Einigung.

Beide Fürsten hegten gegen einander das höchste Mißtrauen und den größten Haß, so daß keiner vom anderen sprach, ohne diese Eigenschaften mit bittern und verletzenden Worten an den Tag zu legen; allmählig schien sich jedoch dies Verhältniß zu mildern und Haß und Streit nachzulassen. So sandte der König zweimal seine Gemahlin zu ihrem Bruder, dem Kaiser, und das zweite Mal aß sie bei ihm und schlief mit ihrer Tochter, der Dauphine, in seinem Hause. Seitdem machten sich Karl und Franz Geschenke großen Werths, und jetzt ordnete dieser letzte an, daß, wenn

jener mit seinen Schiffen bei Marseille vorbeikomme, sie sich sehen, sprechen und umarmen wollten. Auch hat Karl gefunden, er könne die Bedingungen über die Sicherstellung Mailands vielleicht mildern, und Franz hat gemeint, wenn ihm das Land nach sechs, sieben Monaten übergeben werde, wolle er dies annehmen als geschehe es sogleich; aus welchen Umständen die Hoffnung erwächst, der Papst werde (seinem eifrigen Wunsche gemäß) den vollen Frieden herbeiführen. Überall tritt des Kaisers großer und ernster Plan hervor, alle Kräfte nach dem Orient wider die Türken zu richten und in Person dahin ein mächtiges Heer zu führen. Wenn er diesen für die ganze Christenheit höchst wichtigen Plan mit französischer Hülfe durchzuführen im Stande wäre, könnte er wohl Mailand dafür vergessen; abgesehen aber vom Türkenkriege würde es ihm wohl nicht einfallen, bloß um des Friedens mit Frankreich willen solch ein Land wegzugeben.

Andererseits mußte der König überlegen: daß, wenn der Kaiser den Türkenkrieg allein übernehme und geschlagen werde, zuletzt auch er und sein Reich dem übermächtigen und übermüthigen Feinde erliegen könne; siege hingegen Karl, so werde ihm aller Ruhm und alle Ehre zu Theil, während aller Tadel der Christenheit ihn, den König, treffe und er sich nicht mehr dem Kaiser gegenüberstellen könne, sondern sich überall ihm unterordnen müsse. Es komme also darauf an (wenn Karl

bei jenem Plane verharre), einen Ausweg zu finden, wie Franz mit Geld und Macht daran Theil nehmen könne, ohne bloß für den Kaiser zu wirken und ihm den alleinigen Vortheil zu überlassen. Vielleicht sey dies auf zweifache Weise möglich; entweder daß der König einen besonderen Zug nach Jerusalem und Syrien, wie zu den Zeiten der Kreuzzüge, übernehme, oder das dem Kaiser zu Hülfe geführte Heer vom Herzoge von Orleans befehligt werde, und diesem jede eigene Eroberung verbleibe."

Was nun die Führung des Türkenkriegs anbetraf, so stellten die venetianischen Gesandten mit Nachdruck und der Wahrheit gemäß vor, welche entsetzliche Gefahren die Christenheit von jener Seite her bedrohten, weßhalb der Kaiser zur Lenkung dieser großen Angelegenheit in Italien bleiben und seine, gleichwie die genuesische Flotte, sogleich mit der venetianischen zu Angriff und Vertheidigung vereinigen möge. Obgleich der Papst diese Vorschläge unterstützte, entschuldigte sich der Kaiser, daß er in diesem Augenblicke nicht länger in Italien verweilen könne, weil er, um eiligst zum Friedenstag zu kommen, gar Manches in seinem Reiche ungeordnet zurückgelassen habe. Auch sey er noch nicht im Stande den Türkenkrieg zu beginnen, oder die von Doria befehligte Flotte (auf welcher er nach Spanien zurücksegeln wolle) nach dem Morgenlande zu senden.

Wohl aber wolle er (ein Beweis, daß er zu Allem bereit sey, was in der Eil die Verhältnisse erlaubten) sogleich seine sicilischen und neapolitanischen Schiffe mit starker Mannschaft unter dem Befehl des Vicekönigs Ferrante von Sicilien stellen, mit denen sich Doria, sobald als möglich aus Spanien zurückkehrend, vereinigen solle.

Der Kaiser klagte übrigens daß, ungeachtet aller Bitten um Unterstützung, von Seiten Venedigs über viele hieher gehörige Punkte, doch keine sichere, entschiedene Antwort eingehe, was zum Theil daher kam, weil die Venetianer bei der fortdauernd unsichern Stellung der westeuropäischen Verhältnisse sich nicht übereilt den Türken gegenüber bloßstellen wollten. Man müsse, sagte Karl, nicht wie im vorigen Jahre vier Monate lang rathschlagen und dann kaum einen Monat zum Handeln übrig behalten, sondern rasch beschließen und sich dann mit aller Kraft vorbereiten im nächsten Frühlinge den Krieg beginnen zu können. Diese Beschleunigung sey aber nicht bloß nöthig, damit der Erbfeind der Christenheit nicht weiter um sich greife, sondern auch weil durch die Kriege in Deutschland, Italien und Afrika seine Gesundheit bereits angegriffen und er später vielleicht nicht mehr im Stande sey, sich an die Spitze der Unternehmung zu stellen. Hiezu komme, daß der Papst, dieser eifrige Beförderer des Unternehmens, und Doria, dieser große Feld-

herr, alt wären und schwerlich sobald ersetzt werden könnten.

Besorgnisse, ob der Kaiser bei allem guten Willen im Stande seyn werde, aus seinen zum Theil erschöpften Reichen die erforderlichen Kriegsmittel herbeizuschaffen, wurden aus mehren Gründen und zum Theil auch deswegen für unerheblich erklärt, weil der Papst ihm die Kreuzbulle, die Einnahmen der binnen drei Jahren erledigten Pfründen und einige andere Hülfsmittel bewilligt hatte, welche wohl zwei Millionen Goldes ertragen könnten.

Andere Zweifel: ob der Kaiser sich nicht in diesem Jahre übertrieben säumig gezeigt habe, also auch für das nächste Jahr wenig von ihm zu hoffen sey, beantwortete er mit Gründen:

Erstens sey der Vertrag über einen zu unternehmenden Krieg erst im Februar zu Stande gekommen, also zu spät, als daß man noch hätte große Vorbereitungen beendigen können; zweitens habe er (aus Besorgniß vor der französischen Flotte in Marseille) die seine in der Nähe behalten müssen, um ihn nach Nizza zu führen. Drittens habe auch die Landmacht bei fortdauernder Fehde mit Frankreich nicht entfernt werden dürfen.

Doch hoffte man noch im laufenden Jahre irgend einen festen Platz und Hafen in Morea (Lepanto oder Patrasso) zu erobern, von da aus die Türken zu beun-

ruhigen und im nächsten Jahre den Krieg erfolgreicher weiter zu führen. Zum März des nächsten Jahres, meinte Karl, könnten 5000 Reiter, 60,000 Fußgänger und 200 Schiffe bereit seyn, wenn Alle, gleichwie er, die Sache ernstlich angriffen. Dann müsse man gerade auf Konstantinopel losgehen, mit höchster Anstrengung diese schwach besetzte Stadt erobern, alle Christen in den türkischen Landschaften hiedurch zum Abfall bewegen, und in Wahrheit die Macht des Sultans zu Grunde richten.

Wie überall, so bewährt sich Karl's Politik auch durch vorstehende Mittheilung, wie eine kaiserliche: das heißt, von seiner Stellung aus erschien ihm eine Menge von Streitigkeiten und Interessen so untergeordneter Art, daß er nur ungern Zeit und Kräfte darauf verwandte. Er war jetzt, wie später beim Abschlusse des Friedens von Crespy, geneigt, zur endlichen Beruhigung des immer unruhigen und eroberungssüchtigen Franz, Opfer zu bringen, um innerhalb der Christenheit einen dauernden Frieden zu begründen. Erst nach Erreichung dieses Zweckes erschien das möglich, was er für die Hauptaufgabe eines christlichen, römisch-deutschen Kaisers hielt: nämlich die Erweiterung der Christenheit und der Kampf mit den Muhamedanern. Die spanischen und italienischen Küsten litten von den afrikanischen Raubstaaten aus so entsetzliche Mißhandlungen, und die türkische Macht

drang so weit in das Herz christlicher Staaten vor, daß Karl's Züge wider Algier, Tunis und Solyman im höchsten Sinne für Europas Freiheit unternommen wurden. Aber damals gab es, wie jetzt, unzählige Rücksichten und Nebenrücksichten und eine so gemachte, künstliche und verwickelte Politik, daß die christlichen Staaten immer gelähmt blieben und Karl von seinem Gegner Franz, diesem Türkenfreunde, als Vernichter dessen bezeichnet wurde, was dieser in Paris Freiheit zu nennen beliebte.

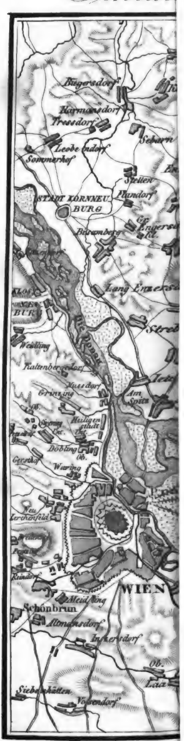
Mit großem Rechte stellte Karl auf allen Reichstagen den Grundsatz voran: daß Erhaltung und Unabhängigkeit eines Volks das allererste Bedürfniß und die höchste Pflicht sey, und, um dogmatischer Streitpunkte willen, Deutschland nicht in sich zerfallen und ein Raub der Türken und Franzosen werden solle. Ebenmäßig darf man jetzt daran erinnern, daß Deutschland über gewisse politische Streitigkeiten seine Einheit und Volksthümlichkeit nicht vergessen möge, sondern seine eigene großartige Bestimmung erfüllen könne und solle, ohne der Vormundschaft und Leitung zu bedürfen, zu welcher sich übermächtige Nachbarn im Osten und Westen dienstwillig erbieten.

Weil nicht alle Pläne Karl's V unmittelbar in Erfüllung gingen, hat man sein Leben wohl ein verlohrnes genannt; aber welches Menschenwerk trägt denn in seiner nächsten, unmittelbaren Gestaltung die

Bürgschaft und Nothwendigkeit unveränderter Dauer in sich? Oder würde Karl etwa in der Geschichte höher dastehen, wenn er (wie Viele verlangten) mit falscher Begeisterung in dem Bedingten das Unbedingte gesehen, und sein Leben an die Extreme, z. B. die Vernichtung des Katholicismus oder Protestantismus, gesetzt hätte? Er besaß vielmehr die richtige Einsicht, daß ein wahrer Herrscher die schroffen Gegensätze und widersprechenden Forderungen, welche die Zeit hervortreibt, von einem höheren Standpunkte aus vermitteln und gewaltsamen, vernichtenden Ausbrüchen möglichst vorbeugen solle. Aber freilich muß diese sogenannte richtige Mitte auch der wahrhaft pulsirende Mittelpunkt und Quell des Lebens und Handelns seyn; nicht ein Leeres, was zwischen zwei positiven Größen haltungslos und bedeutungslos dasteht. Nur unter jener Voraussetzung wird die Entwickelung nach allen Seiten möglich und wirklich; wogegen sich in der scheinbaren, oft gerühmten Kraft und Consequenz der Ultras aller Art nicht die wahre Gesundheit, sondern lediglich der Überreiz und die Willkür eines krankhaften Zustandes offenbart.

Digitized by Google

Schlac



Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY
BERKELEY

Return to desk from which borrowed.
This book is DUE on the last date stamped below.

14Oct'50GE
18Jun'53LPQ
JUN 17 1953 LU

Digitized by Google

YB 31278

10425

D2
H8
v.7

UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY

Digitized by Google

Digitized by Google